WILS
CLS
PT1337
.B53x
1905
bd.12

IBLIOTHEK
DER
TERHALTUNG
UND DES
WISSENS

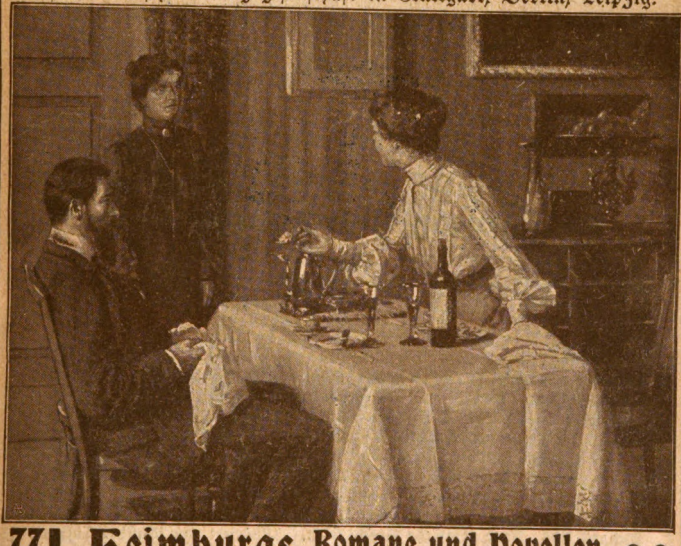
UNION
DEUTSCHE VERLAGSGESELLSCHAFT
STUTTGART • BERLIN • LEIPZIG •

Aus der Bibliothek
von
Twin Cities Campus

Ankündigungen aller Art, soweit sich dieselben zur Aufnahme eignen, gelangen zum Preise von M. 1.— für die gespaltene Nonpareillezeile zum Abdruck. Aufträge auf ganze und halbe Seiten nach Vereinbarung. Annahme von Anzeigen durch die **Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.**

Maschinenfabrik Esslingen
Elektrotechnische Abteilung Cannstatt
baut und liefert
komplete elektrische Beleuchtungs- und Kraftübertragungsanlagen, elektrisch angetriebene Krane, Aufzüge, Bierdruckregler und Orgelantriebe.

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig.



W. Heimburgs Romane und Novellen.
Illustrierte Ausgabe. Dritte Folge.
Vollständig in 35 Lieferungen zu je 40 Pfg. oder in 5 eleganten Leinenbänden zu je 4 Mark.

Diese neue Sammlung bietet den zahlreichen Verehrern und Verehrerinnen der beliebten Schriftstellerin folgende in den letzten Jahren neu erstandenen Werke:

1. Bd. **Antons Erben.** Roman. 2. Bd. **Im Wasserwinkel.** Roman. 3. Bd. **Sette Oldenroths Liebe.** Roman. 4. Bd. **Doktor Dannz und seine Frau.** Roman. 5. Bd. **Alte Liebe. — Großmutters Kathrin. — Korl Lorensen. — Originale. — Maiblumen. — Hilgendorf. — In Erinnerung.**

Bestellungen auf die Dritte Folge der illustrierten Ausgabe von W. Heimburgs Schriften nehmen alle Buch- und Kolportagehandlungen entgegen.

*** * Union Deutsche Verlagsgesellschaft * ***

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Illustrierte Novellen und Erzählungen.

Preis pro Band in farbigem Umschlag **1 Mark.**
Elegant gebunden . . . . . **2 Mark.**

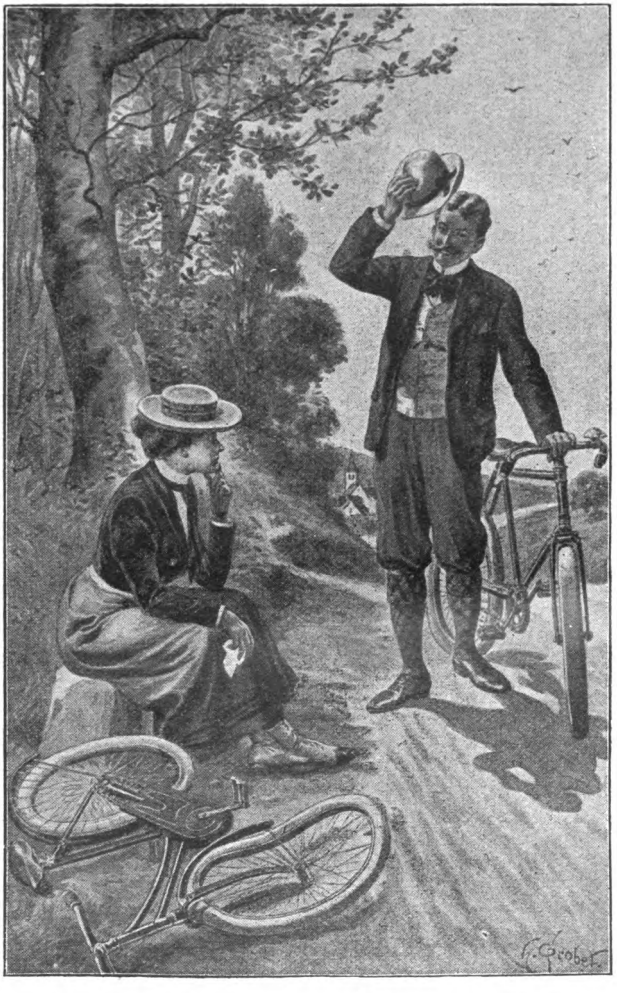
In dieser beliebten Sammlung sind bisher erschienen:

Fritz Döring, Die Hexe. Illustriert von L. Berwald.
Eduard Engel, Des Lebens Würfelspiel. Illustriert von Hanns Anker, Rich. Mahn und Oskar Theuer.
Ludwig Fulda, Die Hochzeitsreise nach Rom. Illustriert von Paul Rieth und Rich. Mahn.
J. L. Heer, Der Spruch der Fee. Illustriert von E. Jeanmaire und Rich. Mahn.
Heinz von Hemskerk, Die Gewittertante. Illustriert von F. v. Reznicek.
Paul Heyse, Der Schutzengel. Illustriert von C. Münch.
Alex. Moszkowski, Das Über-Büchl. Illustriert von H. Fechner und Eug. Siegert.
—„— **Flatterminen.** Illustriert von Walther Caspari.
Ernst Muellenbach, Auf der Sonnenseite. Illustriert von C. Reichert, A. Mandlick, R. Reinicke u. a.
Ernst und Ute Muellenbach, Aus junger Ehe. Illustriert von C. Wedenmeyer.
A. Noël, Didiers Braut. Illustriert von F. Hlavaty.
—„— **Freundinnen. — Im Lichtmeer.** Illustriert von Konr. Egersdörfer. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.)
Hans Olden, Tannhäuser. Illustriert von E. Heilemann.
Anna Ritter, Margherita. Illustriert von Rich. Mahn.
Hermann Schöne, Theater-Bohême. Illustriert von Rich. Mahn.
Rudolph Stratz, Du und ich. Die Geschichte eines armen Offiziers. Illustriert von F. v. Reznicek. Doppelband. (Geheftet M. 2.—, gebunden M. 3.—.)
—„— **Der Stern von Angora.** Illustriert von Paul Hey.
—„— **Samum.** Illustriert von Chr. Speyer.
—„— **Vorbei.** Eine Geschichte aus Heidelberg. Illustriert von C. Münch.
Teo von Torn, Capricen. Illustriert von F. Hlavaty.
H. Villinger, Zenz. Illustriert von A. Wald.
Richard Voß, Neue römische Geschichten. Illustriert von Walther Caspari.
—„— **Santina und anderes Römisches.** Illustriert von Max Schlichting.
Adolf Wilbrandt, Der Rosengarten. Illustriert von Paul Rieth.

In den obigen Bändchen bieten wir eine Serie von Novellen hervorragender und beliebter Autoren dar, welche, von Künstlerhand mit zahlreichen Textillustrationen geschmückt, mit eleganter Ausstattung einen außergewöhnlich billigen Preis verbinden. Als **gute** und **interessante Unterhaltungslektüre** können wir diese Novellen ganz besonders empfehlen.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Bibliothek der
Unterhaltung
und des Wissens



Zu der Novellette „Arm“ von Elisabeth Goedicke. (S. 68)
Originalzeichnung von K. Grobet.

Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

Mit Original-Beiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten ⁊ sowie zahlreichen Illustrationen

Jahrgang 1905. Zwölfter Band

Stuttgart, Berlin, Leipzig
Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Druck der
Union Deutsche
Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

WILS, CLS
ARR9160-1

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite
Ohne Liebe. Ein Wiener Roman von A. Noël (Fortsetzung)	7
Arm. Novellette von Elisabeth Goedicke	63
Mit Illustrationen von H. Grobet.	
Der neueste Sprengstoff. Ein Besuch beim Erfinder des Maximits. Von Hermann Giersberg	92
Mit 12 Illustrationen.	
Die dritte Deklination. Eine Wald- und Herzensgeschichte. Von A. Oskar Klaussmann	110
Im Käseland. Bilder aus dem Emmental. Von Fr. Parkner	177
Mit 10 Illustrationen.	
Elternthorheit. Eine Kindergeschichte von Siegbert Salter	196
Sonderbare Grabdenkmäler. Eine Friedhofstudie. Von Gerh. ten Boer	205
Mit 6 Illustrationen.	
Mannigfaltiges:	
Folgenreiches Austernfrühstück	214
Vom Hofe Ernst Augusts von Hannover	216
Neue Erfindungen:	
I. Zusammenlegbare Brotschneidemaschine „Georgia“	218
Mit 2 Illustrationen.	
II. Tableau „Automatic“	219
Mit Illustration.	
Ein taubstummer Vorfahr des Königs von Italien .	220
Ein seltsames Geschäft	221

Seite

Von den Bluthunden 223

Ein Gasthaus im australischen Hinterland 226
Mit Illustration.

Ein Geschenk, das seine Bestimmung verfehlte . . 227

Eine Landung von Einwanderern in Amerika . . . 228

Berühmte Marketenderinnen der französischen Armee 235
Mit 2 Illustrationen.

Von der Kreuzspinne 238

Goldener Boden 239

Umgedrehtes Brot 239

Die mächtigste Naturkraft 240

O ja! 240

Ohne Liebe.

Ein Wiener Roman von A. Noël.

(Fortſetzung.) (Nachdruck verboten.)

Hart fiel der junge Mann von ſeinem luftigen kleinen Ausflug in höhere Regionen auf die platte Erde herunter. Was hatte er getan? Wie durfte er überhaupt mit einem Mädel was anfangen? Und gar Ada Reith! Die hoffte offenbar ſo viel vom Leben. Sie in unſichere Verhältniſſe hineinreißen, wäre beinahe Betrug an ihr. Und er hatte mehr als eine Ahnung, daß das junge Mädchen zu ſeiner Mutter durchaus nicht paſſen würde.

Als er ſo wie verſteinert ſtand und der Vater ſah, daß der gewünſchte Eindruck erzielt war, fing er wieder an, von Guntram zu ſprechen.

„Ich hab' ihm heut meine Lage offen auseinandergeſetzt, und er hat geſagt, ihm würde das nichts machen. Er hat das Vertrauen, daß unſer Geſchäft ſich noch ſehr heben wird."

„Seine Töchter ſind doch ſchon nicht mehr zu haben," wandte Kuno hoffnungsvoll ein

„Wieſo? Die Älteſte iſt verheiratet und die Jüngſte ſo gut wie verlobt. Aber die Mittlere iſt noch frei, und die iſt doch auch nicht übel?"

Kuno lächelte mitleidig. Wenn man Ada Reith gesehen hatte, war es eine starke Anforderung, daß man diese mittlere Guntram überhaupt als ein Weib ansehen sollte. „Ein Mädel wie ein Stock, Vater,“ sagte er mit dumpfer Stimme. „Mager, reizlos, unfreundlich, temperamentlos. So was soll man sich fürs Leben anhängen lassen, bloß wegen dem leidigen Geld?“

„Du bist ungerecht,“ erwiderte der Vater. „Besonders hübsch ist sie freilich nicht und noch unfertig. Das ist halt die Jugend. Sie macht sich schon noch. Häßlich ist sie nicht. Das kannst du nicht behaupten, und der Guntram sagt, daß sie von seinen Töchtern die besten Eigenschaften hat. Man muß nicht alles auf das Äußere geben. In der Ehe, Kuno, kommt das oft am wenigsten in Betracht.“

Kuno ließ nur ein dumpfes Brummen, das wohl keine bedingungslose Zustimmung bedeuten sollte, vernehmen.

„Es hat auch sein Gutes, wenn die Frau keine Schönheit ist. Die Schönen sind putz- und gefallsüchtig. Die, mit der du gegangen bist, war nicht schlecht aufgedonnert. Denk dir eine solche Erscheinung neben deiner Mutter. Die Vica Guntram ist ein einfaches, bescheidenes Mädel, paßt besser in unser Haus. Sie wird froh sein, daß du dich um sie bewirbst, und sie kriegt fünfzigtausend Kronen bar mit. Das ist ein Wort.“

Kuno hatte eigentlich nichts mehr gehört nach dem Worte „aufgedonnert“. Er wollte auffahren. Was verstand der Vater davon! Er wußte viel, wie die Damen sich kleiden, hatte das ganze Jahr nur die Mutter vor sich, die ihre leider dürftige Gestalt natürlich meist in Schwarz oder Schwarzgrau hüllte. Ein junges Mädchen liebte selbstverständlich heitere Farben.

Ein bißchen den Putz und überhaupt das Schmückende des Lebens zu lieben, war noch lang kein Verbrechen. Wie gern plagt sich der Mann, damit seine Frau sich schmücken kann. Aber es war sehr die Frage, ob er ihr jemals etwas würde bieten können, und ein Mädchen wie Ada schien ihm so sehr dazu geschaffen, in glänzenden Verhältnissen zu leben, daß er sich geschämt haben würde, ihr ein unsicheres Los zu bieten. Nein, das war nichts für ihn. Diesem Mädchen durfte er sich nicht mehr nähern.

Stumm hörte er die Mahnung des Vaters an, ihr nichts in den Kopf zu setzen, was er nicht erfüllen könnte.

Ein bestimmtes Versprechen verlangte und erhielt Burkhart an diesem Abend nicht. Es war auch nicht nötig. Er hatte das Gewicht seiner Gründe in die Wagschale geworfen und vertraute, daß bei einer Natur wie die seines Sohnes diese schließlich den Ausschlag geben würde.

Er sprach auch kein Wort mehr von der Braut, die er ihm ausgesucht hatte.

Kuno legte sich mit dem Buch in der Hand ins Bett, allein er konnte weder lesen noch schlafen. Das Nachdenken über die Verhältnisse, mit denen er sich sonst, gerade weil er so sehr an sie gewöhnt war, wenig zu beschäftigen pflegte, drängte sich ihm auf. Er wußte ja längst, daß es bei ihnen nicht nach Wunsch ging, aber er hatte immer gehofft, es würde sich alles selbst bessern; doch nun sah er wohl ein, daß dies nicht der Fall war, wenn man nicht auf Abhilfe sann. Es mußten dem stockenden Betrieb neue Geldmittel zugeführt werden, und wenn er alle Möglichkeiten durchging, so blieb eigentlich nichts anderes übrig, als was der Vater vorgeschlagen hatte — eine Geldheirat. —

In der Nacht zog ein Gewitter herauf, und Donner und Blitz hielten ihn wach, wenn seine Gedanken ihn auch hätten einschlummern lassen. Dann aber drang durch das Fenster, das er wieder geöffnet hatte, eine erfrischte Luft in das Zimmer, und er schlief doch noch für ein paar Stunden ein.

Da die Nacht Abkühlung gebracht hatte, war wenigstens der Aufenthalt in den dumpfigen Geschäftsräumen nicht so unangenehm wie die letzten Tage, aber Kuno war sehr verstimmt, denn heute abend lag es ihm ob, zu versuchen, Ada zu treffen, und dann? Dann mußte er ihr sagen, daß er auf ihre Bekanntschaft verzichten müsse. Eigentlich war es besser, dergleichen stillschweigend zu tun und einfach zu verschwinden. Aber das lag nicht in seiner Natur. Was sollte sie von ihm denken, wenn er nicht mehr auftauchte?

Den ganzen Tag legte er sich die Worte zurecht, die er ihr sagen wollte, und immer mehr kam es ihm beschämend und unerträglich vor, daß er diesem Mädchen ein Verhältnis aufkündigen sollte, das noch nicht einmal begonnen hatte. Es wäre ihm eine Wohltat gewesen, sich da drücken zu können, doch schien ihm dies Feigheit, und so machte er sich am Abend, als das Geschäft geschlossen worden war, auf den Weg, wo er hoffen konnte, ihr zu begegnen.

Ada war in einem Geschäfte in der inneren Stadt angestellt, und er wußte, daß sie am Abend über den Kohlmarkt durch das innere und äußere Burgtor auf die Ringstraße hinaustrat und sich dann auf der anderen Seite des Ringes der Burggasse zuwandte. So genau kannte er ihren Weg, daß es einfach unmöglich war, sie zu verfehlen. Er fürchtete das auch gar nicht, er fürchtete mehr die Begegnung.

Die Abkühlung von der Nacht her hielt noch einiger-

maßen an, und die Luft war reiner, nicht so mit Staub und Dunst gesättigt wie die Tage vorher. Ein frisches Lüftchen wehte, ihm aber stand der Schweiß auf der Stirne. Unwillkürlich ging er langsam, verfolgte aber doch gewissenhaft den Weg durch die Burggasse den Ring hinab und dann dem Tore des Burghofes zu, aus dem sie kommen mußte. Die Ringstraße lag in schläfriger Nachmittagsstimmung unter dem blassen Himmel da, auf dem lange, weiße Wolkenbänke dahinzogen. Dieser Teil der Ringstraße war jetzt so wenig belebt, daß er mit seinen scharfen Augen Adas Figur von weitem erkannt hätte, und es wunderte ihn, daß er sie nicht schon auf der Ringstraße traf.

Allein auch auf dem Wege durch das äußere Burgtor, über den Heldenplatz mit den Denkmälern und durch die inneren Höfe und Tore auf den Kohlmarkt hinaus traf er sie nicht. Da sie ungefähr zur selben Zeit wie er aus dem Geschäft wegging, hätte sie um diese Zeit doch schon einen Teil des Weges zurückgelegt haben müssen, und es kam ihm eine Ahnung, daß er sie trotz der gegenteiligen Wahrscheinlichkeit verfehlt habe.

Dennoch ging er weiter, bis er unter den Tuchlauben vor dem Hause angelangt war, wo ihr Geschäft lag. Hier war niemand mehr zu sehen. Er stieg in das erste Stockwerk hinauf, wo sich die Geschäftsräume befanden, und drückte an der Eingangstür. Diese gab dem Druck nicht nach, es war also niemand mehr hier, das Geschäft geschlossen. Da unterlag es keinem Zweifel mehr — er hatte sie verfehlt. Er konnte nicht recht begreifen, wie das möglich war, außer wenn sie nicht den gewöhnlichen Weg gegangen war, sondern etwa gleich in den Stadtpark. Aber sie hatten doch gestern verabredet, daß sie einander auf dem Wege treffen sollten. Kurz, er verstand es nicht recht.

Aber es war einmal Tatsache, und schließlich war es ihm eine gewisse Erleichterung, daß er sie nicht getroffen hatte. Wenn es schon einmal so war, daß er die Beziehungen zu ihr nicht fortsetzen wollte, wozu das demütigende persönliche Geständnis? Besser, er machte die Sache schriftlich ab. Ja, er wollte ihr die Sache schreiben und ihr den Brief ins Geschäft schicken. Das war das beste.

Sogleich kehrte er um, ging nach Hause, wo sich niemand befand — denn die Mutter hatte, bevor sie aufs Land ging, das unzuverlässige Mädchen entlassen, und die Herren speisten im Gasthaus, während die Hausmeisterin ihnen die Zimmer in Ordnung hielt — und setzte sich dort in seinem kleinen Zimmer an den Tisch, der beim Fenster stand und ihm gelegentlich als Schreibtisch diente.

Mit gefurchten Brauen und großer innerer Anstrengung brachte er den Brief zu stande, worin er dem jungen Mädchen auseinandersetzte, warum er nicht mehr versuchen würde, ihr zu begegnen. Er war sehr bewegt und tat sich große Gewalt an, doch ließ er davon in seinem Briefe nichts merken, ja, als er ihn zuletzt überlas, fand er ihn zu kühl und nüchtern, ließ aber doch alles stehen, denn was half Wärme beim Abschied?

Nachdem das Schriftstück vollendet und kuvertiert war, ging er wieder fort und warf den Brief selbst in den Postkasten. Dann erst suchte er ein Gasthaus auf, um dort sein Abendbrot zu sich zu nehmen. So früh wie gestern kam er aber an diesem Abend nicht nach Haus, denn er wanderte lange einsam unter dem bewölkten Himmel einher, aus dem wie verstohlen einzelne Sterne glitzerten.

Mit Ada Reith war er nun fertig. Dies Opfer hatte er gebracht. Wer A gesagt hatte, sagte dann

natürlich auch B, und so würde es wohl kommen, wie der Vater es wünschte.

3.

Blaßgrau umschleiert spannte sich der Julihimmel über die Erde. Es schien immer, als solle etwas kommen, statt dessen kam aber immer wieder nur die Hitze, die schon seit Wochen kaum ausgesetzt hatte.

Heiße Sommerwochen lagen hinter Kuno, als er an diesem Abend das Geschäft verließ. Zwei Wochen war es her und noch ein paar Tage länger seit jenem Abend, wo er sich am Stadtparkgitter mit Ada Keith getroffen hatte. Wie lang lag dies schon hinter ihm!

Er hatte sie seit dieser Zeit nicht wiedergesehen, denn auf seinen Brief gab sie keine Antwort, und er kreuzte mit Absicht ihren Weg nicht mehr und hatte sie auch zufällig nicht wieder getroffen.

Natürlich war sie verletzt! Nachdem sie sich von ihm hatte bewegen lassen, ihm ein Stelldichein zu gewähren, gab er sie auf.

Es war ihm sehr schwer geworden, sie zu meiden, und er hatte mehrmals sehr mit der Versuchung zu kämpfen gehabt, ihr am Abend, wenn sie aus dem Geschäft kam, aufzulauern, um sie zu sprechen; schließlich unterließ er es aber doch, da er ja die Verhältnisse nicht ändern konnte. Einige Tage nach jenem Abschiedsbrief erhielt Kuno einen recht jämmerlichen Brief von der Mutter aus Franzensbad, denn der Vater hatte ihr die ganze Sache geschrieben und auch nicht unterlassen, ihr mitzuteilen, was seines Erachtens bei Kuno dem Heiratsprojekt, das er für ihn gemacht, am meisten im Wege stehe. Die Schilderung von dem rothaarigen Mädchen im eleganten Sommerkleid hatte sie entsetzt. Sie warnte den Sohn vor den schlechten Frauenzimmern,

die nichts anderes im Sinne haben, als einen Mann zu umgarnen, und klagte, daß sie die ihr so notwendige Kur lieber abbreche, weil sie sich zu viel Sorgen mache.

Das verhielt sich gewiß so, denn Kuno kannte ja seine Mutter. Sie gehörte von jeher zu denen, die immer etwas befürchten müssen. Er liebte sie heiß und innig, mit dem Gefühl, daß er sie für alle die anderen Kinder, die sie nicht gehabt, lieben müsse, und der Gedanke, zu ihrer Beruhigung ein Opfer zu bringen, trat ihm allmählich näher. Wenn er so wie so nicht glücklich sein konnte, warum ihr nicht den Gefallen tun?

Die Mutter hatte in der Tat Franzensbad verlassen, um in Vöslau bei einer verwitweten Bekannten Aufenthalt zu nehmen. Diese Bekannte hieß Frau Förster und wohnte nicht weit von der Guntramschen Villa. Bei seinen Sonntagsbesuchen in Vöslau hatte Kuno im vorigen Jahre die Familie Guntram kennen gelernt, ohne die geringste Ahnung, daß diese Menschen in seinem Leben eine so wichtige Rolle spielen sollten. Auch im Winter verkehrte seine Mutter öfters mit der Familie, und er hatte die Töchter gelegentlich gesehen. Zur Hochzeit der Ältesten, die schon im vorigen Sommer verlobt gewesen war und im Winter einen Herrn Höllbauer geheiratet hatte, der in dem Baumeistergeschäft Guntrams angestellt war, hatte Kuno seine Mutter in die Kirche begleiten müssen. Er erinnerte sich noch der ein wenig cynischen Bemerkungen, die er bei sich über Vica Guntrams Figur gemacht, und wie er sie mit der jüngeren Schwester verglichen hatte. Wer ihm damals gesagt hätte, daß irgend jemand ihm dieses Mädchen zur Frau bestimmen würde! Allein er erinnerte sich auch noch ganz gut, daß seine Mutter schon damals durchaus hatte finden wollen, die Vica sähe in ihrem weißen Brautjungfernkleid und der Frisur, die so sicht-

lich der Hand einer Vorstadtfriseurin ihre Entstehung verdankte, sehr gut aus. Mütter blicken weit in die Zukunft voraus. Vielleicht hatte die Mutter schon damals, als sie diese unbegründete Bemerkung über Vicas gutes Aussehen machte, geheime Absichten gehabt.

Gerade diese Vica! Wenn es noch die Jüngere gewesen wäre! Die war doch wenigstens ein Frauenzimmer. Aber sie hatte sich schon im vorigen Sommer viel mit ihrem Oberleutnant abgegeben.

Die Mittlere hatte Kuno bei seinen Begegnungen mit der Familie gar wenig beachtet. Niemand beachtete sie übrigens. Sie ging wie unsichtbar umher. Diese Idee, ein solches Mädchen heiraten zu sollen, das alle ins Haus kommenden jungen Leute mehr als Neutrum betrachteten denn als junges Mädchen! Man brauchte sie wahrhaftig nicht mit der blendenden Ada zu vergleichen, um nichts an ihr zu finden. Aber vielleicht sagte sie der Mutter gerade deshalb so zu. Schwiegermütter lieben an den Schwiegertöchtern keine ausgesprochenen Individualitäten und hervorstechenden Eigenschaften.

Als die Mütter von Franzensbad zurückkam, war sie, bevor sie nach Vöslau ging, zwei Tage lang in Wien, und in dieser Zeit ermangelte sie nicht, den Sohn auf ihre Weise zu bearbeiten, nicht, indem sie geradezu mit ihm sprach, sondern mit allerlei Klagen und Befürchtungen, und er hatte durch ihre Seufzer während der kurzen Zeit mehr gelitten als sonst in Monaten, obgleich die Mutter nie aufheiternd wirkte.

Sie würde sicherlich keine Ruhe geben, ehe nicht eine entscheidende Wendung eintrat.

Nun sollte er die Mutter wieder jeden Sonntag in Vöslau besuchen. Am ersten Sonntag hatte er sich gedrückt und den Vater allein fahren lassen. An diesen

Sonntag, den er einsam verbracht hatte, dachte er noch mit Schrecken zurück. Und am nächsten Sonntag half ihm nichts mehr. Er mußte doch sehen, wie es der Mutter ging. Der Vater fuhr schon Samstag nachmittag, da er im Zimmer der Mutter auf dem Sofa übernachten konnte. Kuno sollte am Sonntag morgen folgen. Und das war so sicher, wie das Amen im Gebet, daß die Frauenzimmer — Frau Förster beteiligte sich gewiß eifrig bei dieser Kuppelei — es so einrichten würden, daß man den Sonntag nachmittag im Garten der Villa Guntram verbringen würde. Heute war schon Freitag. Es war also sein vorletzter freier Abend. Wenn man nur wüßte, was man mit ihm beginnen sollte! Gewöhnlich ging er jetzt Abends mit dem Vater zusammen spazieren. Heute war der Vater aber mit einem Bekannten fortgegangen. Da er daher sich selbst überlassen war, kam ihm der Gedanke, eine Art Erinnerungsfeier abzuhalten, und er schwang sich in einen Motorwagen, der die Ringstraße hinabfuhr. Dorthin wollte er, wo er damals mit ihr gewesen war.

Über die Ringstraße fuhr er bis zum Stadtpark, stieg wie damals am oberen Ende aus und betrat den dichtgefüllten Garten, der nur dem eingeweihten Auge erkennen ließ, daß der bessere Teil seiner Stammgäste fehlte. Um das Kurhaus, dessen Abhang mit allerlei Hochsommerblumen schön geschmückt war, an dem Wetterhäuschen vorbei, vor dem das große Nelkenbeet noch reich blühte, durchstreifte er den Park, weder den Tummelplatz der Kinder um das Donauweibchen herum noch die abgelegenen kleinen Rondeaux vermeidend. Er entdeckte dabei ein paar Denkmäler, die er noch nie gesehen hatte. Zwar den abseits vom Wege in der Nähe des Teiches ruhig sitzenden Schindler, eines der älteren Monumente, hatte er schon früher gesehen; da-

für war ihm Bruckners Denkmal noch gänzlich unbekannt, und auch Amerlings Büste sah er zum ersten Male.

Diese Entdeckungen entschädigten ihn jedoch nicht dafür, daß er diejenige, die er halb unbewußt suchte, nirgends erblickte. Es war auch töricht, anzunehmen, gerade hier müsse sie sein. Und doch hatte er eine Empfindung, als sei sie da und er könne sie nur nicht finden.

Aber vergebens durchforschte er Alleen und Bosketts. Frische und Abkühlung war heute noch weniger hier zu finden als neulich, und selbst das Bespritzen brachte keine merkliche Erfrischung. So wurde er es müde, hier herumzulaufen, und dachte daran, irgendwo zu speisen.

Als er sich's überlegte, wohin er seine Schritte zu diesem Zwecke richten wolle, fiel ihm ganz natürlich das Gartenbaurestaurant ein. Dort erst wurde ja die Erinnerungsfeier vollkommen. Ja, er wollte hinübergehen und sich dort womöglich an den Tisch setzen, wo er mit dem reizenden Mädchen gesessen hatte, das ihm nun so ferngerückt war.

Er verließ den Park, überquerte die Ringstraße, und, den Hut abnehmend, damit ihm die Abendluft ein wenig die Stirn kühle, trat er drüben ein. Eben ertönten die Klänge eines Walzers, und als dieser endete, erscholl lebhaftes Klatschen, das Kuno beinahe wie eine höhnende Begrüßung vorkam.

Es war heute schon etwas finsterer als vor zwei Wochen um dieselbe Zeit, denn obgleich der Sommer eben auf der Höhe stand, merkte man doch ein allmähliches Abnehmen der Tageslänge. Ganz von selbst lenkten sich seine Schritte jenen Tischen zu, wo er mit Ada gesessen hatte, und ohne um sich zu sehen, nahm

er an dem Tisch Platz, der ihm derselbe zu sein schien, legte den Hut neben sich auf den Stuhl und bestellte Bier und ein Nachtessen.

Man findet seine Eindrücke nicht so leicht wieder. Er konnte die Stimmung jenes Abends trotz aller Bemühungen nicht wieder in sich erwecken, vielmehr erfaßte ihn ein trostloses Bewußtsein der menschlichen Abhängigkeit. Was man halten möchte, muß man loslassen, kleben an dem, was man meiden möchte. Es verlohnte sich nicht, zu widerstreben. Der Mensch zog immer den kürzeren gegenüber dem Schicksal.

Das Bier und der Braten kamen, und er machte sich darüber her, immer zerstreut und trübselig gestimmt. Nicht einmal die Musik, die so gut zu dem lauen Sommerabend paßte, erheiterte ihn; sie stimmte ihn bloß noch wehmütiger. Damals war es doch ganz anders gewesen. Er glaubte noch, ihre Stimme, ihr Lachen zu vernehmen. So deutlich scholl es an sein Ohr, daß er erschrocken den Stuhl rückte. Unwillkürlich bog er sich vor, um über das vorstehende Gebüsch hinweg nach der Richtung zu blicken, woher das Lachen scheinbar gekommen war. Doch plötzlich erstarrte er wie zu Stein. Nur durch einen leeren Tisch von ihm getrennt und durch das Gebüsch ihm zum größten Teil verborgen, wenn er sich nicht vorbeugte, saß *sie* — in dem blauen Kleid, das er so gut kannte, obgleich er es bloß ein einziges Mal gesehen hatte.

Sie wandte ihm beinahe den Rücken zu, so daß er den Ausblick auf den rötlichen Chignon hatte, der im Licht einer nahen Laterne goldig gleißte. Er sah ihren Nacken und die Schultern durch die durchsichtigen Einsätze schimmern, ihre Bewegungen, ihre Haltung. Das alles ließ sich ja nicht verkennen, und eben jetzt lachte sie wieder so laut auf, wie sie neben ihm nicht gelacht

hatte, und Kuno sah, wie der Herr neben ihr sich belustigt zu ihr neigte. Dadurch wurde er aus seinem starren Staunen gerissen.

Natürlich war sie nicht allein da. Ein Herr war mit ihr. Ein großer, eleganter Herr. Kuno hatte auf ihn einen bequemeren Ausblick als auf sie, und das Licht der Laterne fiel voll auf seinen Kopf. Blondes Haar, blonder Bart, grauer Anzug. Er kam Kuno bekannt vor, und er grübelte darüber nach, wo er ihn gesehen. Allein er fand es nicht, weil seine Gedanken immer wieder zu der Tatsache zurückkehrten, daß sie jetzt schon wieder mit einem anderen da saß und speiste. Deshalb hatte sie sein Verschwinden so gleichmütig ignoriert, weil sie mehr als einen Pfeil im Köcher hatte!

Oder war der andere erst nach ihm aufgetaucht, und sie hatte nur in ihrer Verletztheit ihn so schnell ersetzt?

Plötzlich aber zuckte ein Erinnerungsblitz durch Kunos Hirn. Wo er den Mann gesehen hatte? Wo anders als hier an derselben Stelle? Es war ja der Herr, der damals in ihrer Nähe gesessen hatte und zugleich mit ihnen in die Elektrische gestiegen war. Nun wurde es ihm auch klar, woher die Bekanntschaft stammte. Die wurde vermutlich damals angeknüpft, als er aussteigen mußte und sie im Wagen zurückließ. Sie hatte ihn schon verraten, noch ehe sein Abschiedsbrief kam! Deshalb auch hatte sie sich am nächsten Abend nicht treffen lassen. Der Mann natürlich, der hatte mehr zu bieten als er. Bei gewissen Bewegungen sah Kuno einen Brillanten an seinem Finger blitzen, und es schien an dem Tische dort auch viel höher herzugehen als damals bei ihnen. Jeden Augenblick brachte ein Kellner etwas. Es war ein regelrechtes kleines Festmahl, kein so einfaches Abendessen, wie er es geboten hatte.

Und unzweifelhaft war sie auch in viel erregterer Stimmung. In jeder Minute erklang ihr Lachen und lautes, heiteres Sprechen. Kuno hatte sein Essen stehen lassen und, seinen Stuhl noch mehr in den Gebüschschatten zurückschiebend, horchte er unwillkürlich.

Er brauchte längere Zeit, um sich zu fassen. Ein großer Zorn war in ihm aufgewallt, und er hatte aufspringen, sich dem Mädchen zeigen wollen. Doch seine natürliche Besonnenheit hielt ihn beizeiten zurück. Mit welchem Recht hätte er Ada irgend einen Vorwurf gemacht? Hatte er ihr nicht den Abschied gegeben, sich nicht mehr um sie gekümmert? Wenn sie sich wegwerfen wollte, er konnte sie nicht daran hindern.

Aber eine angenehme Stunde verlebte er nicht. Er spürte nicht die Kühlung, die die einfallenden nächtlichen Schatten mit sich brachten, er hörte das Raunen des Abendwindes in den Zweigen nicht. In seinem Kopfe tobte das Blut, und er kämpfte vergebens mit sich, um seine Ruhe wiederzufinden.

Das Paar hatte keine Ahnung davon, daß jemand sie aus der Nähe beobachtete, denn Ada drehte ihm ja den Rücken, und der Herr war viel zu hochmütig, um sich viel um die Menschen an Nebentischen zu kümmern. Unstreitig gehörte er den oberen Ständen an, war ein Mensch, der nicht im Traum daran dachte, Ada zu heiraten. Diesmal war sie auf einem gefährlichen Wege. Das Herz schnürte sich Kuno zusammen, und er mußte sich immer wiederholen, daß er gar nichts dagegen tun konnte.

Die Vernunft riet ihm, fortzugehen, denn was tat er hier? Und doch blieb er sitzen. Heute hatte sie es nicht mehr so eilig. War das auch wahr gewesen — das von der strengen Schwester und der ängstlichen Mutter? Wie konnte sie dann so lange hier sitzen?

Oder waren Mutter und Schwester doch aufs Land gegangen, im Vertrauen, daß sie sich selbst behüten würde?

Er würde es vermutlich nie erfahren, wie sich die Sache eigentlich verhielt. Nur das sah er, daß das Paar bis nach zehn Uhr sitzen blieb. Lauter rauschten schon die Zweige, und die Milchstraße oben hob sich deutlich vom dunkel gewordenen Abendhimmel ab.

Endlich rief der Herr den Zahlkellner, und da es gerade sehr still war, konnte Kuno vernehmen, was er ihm ansagte: Hühner, Torte, Käse, Erdbeeren mit Schlagobers, alles mögliche. Die Zeche mußte eine ganze Menge ausmachen.

Dann erhoben sich die beiden, um den Garten zu verlassen. Sie schritten in geringer Entfernung an seinem Tisch vorüber, aber sie hätten ihn nicht sehen müssen. Doch der Zufall wollte es, daß Ada einen flüchtigen Blick zu dem einzelnen Herrn hinüberwarf, der da saß. Kuno konnte deutlich ihr Erschrecken gewahren. Ernst, ja traurig blickte er sie an.

Er wollte den beiden nicht nachlaufen, und so blieb er noch eine Weile sitzen. Als er dann auf die Ringstraße hinaustrat, war natürlich keine Spur mehr von ihnen zu sehen.

4.

Vor dem Gittertor des Gartens einer einfachen, aber doch stattlichen Villa in einer der schönsten Nebenstraßen Vöslaus stand eine Gruppe von Besuchern, auf Einlaß wartend. Burkhart senior in einem grauen Sommeranzug wie sein Sohn, Frau Burkhart, eine schmächtige, leidend und vergrämt aussehende kleine Frau mit blaßgelbem Gesicht und dünnem Haar, in einer schwarzweißen Foulardtoilette mit altmodischen Schmuckstücken, und Frau Förster, die dafür um so kräf-

tiger und gesunder aussah, mit vollem Gesicht, glänzenden Scheiteln, einer mächtigen Nase und hängender Unterlippe, lauter Zeichen, die auf frohes Genießen des Lebens hinwiesen. Aus einer Frau Förster hätte man bequem vier solche Weiblein machen können, wie Frau Burkhart eines war.

Sie war es auch, die energisch an der Glocke riß, als nicht gleich jemand kam, um das Gartentor zu öffnen.

Die anderen warteten geduldiger. Besonders Kuno drängte es gar nicht so sehr, da hineinzukommen. Halb geschoben, halb freiwillig war er bis ans Tor der Villa gekommen, wo das Mädchen wohnte, das man ihm anhängen wollte.

Nun kam ein Dienstmädchen in einem rosafarbigen Waschkleide und einer Masche auf dem Kopf und ließ die Wartenden ein.

„Bitt', die Herrschaft ist im Garten," sagte sie. „Hinter dem Haus sitzen sie alle."

Von einem Randgebüsch umzogen, das den Garten gegen die Blicke der Vorübergehenden verwahrte, streckte sich vor dem Hause ein schmaler Wiesenfleck aus, den Rosenstöcke und bunte Glaskugeln zierten. Dahinter erhob sich der schmucklose, einfache Bau. Rechts und links führten neben dem Hause Wege nach rückwärts in den Garten.

Die grünen Jalousien im Erdgeschoß und im ersten Stockwerke waren geschlossen, da noch die Sonne darauf brannte; dafür mußte hinter dem Hause Schatten sein.

Der Eingang zum Hause befand sich in der Mitte. Da aber das Dienstmädchen nach dem Garten wies, schlugen die Besucher den Seitenweg links ein und kamen gerade in dem Augenblick nach rückwärts, als,

wohl von dem auf dem Wege rechts ihnen zuvorkommenden Mädchen benachrichtigt, einige helle Gestalten sich erhoben, um ihnen entgegenzugehen.

Die erste, die auf sie zukam, war ein mittelgroßes dralles Mädchen, so gut aussehend, daß ihr beinah die Backen platzten. Das weiße Kleid ließ die derbe Gestalt nicht zierlicher erscheinen, aber im ganzen war das Mädchen hübsch, hatte frische Farben und einen Kranz dichter dunkelblonder Flechten, die sie ohne viel Kunst um den Kopf gelegt trug.

„Guten Tag! Küss' die Hand, gnä' Frau! Ah, Sie sind auch da, Herr Junior?" fragte das Mädchen, Kuno anlachend, als wolle sie sagen: Ich weiß gut, warum du kommst.

„Nein, Fräulein Betti, wie gut Sie ausschauen!" staunte Frau Förster.

„Aber Frau Förster, seit vorgestern, wo Sie mich zum letzten Male gesehen haben, hab' ich doch hoffentlich keine Fortschritte mehr gemacht? Überhaupt ist das schon mehr eine Beleidigung," beklagte sich Fräulein Betti. „Ich bitt' Sie, sagen Sie mir lieber, ich sieh schlecht aus."

„So lügen kann man ja nicht," antwortete Kuno statt Frau Förster, sich im stillen ein wenig über Betti Guntrams Deutsch mokierend. Die hatte er noch nie gesprochen, ohne daß ihr erstes Wort ein Sprachfehler war. Man konnte es gar nicht mehr dem Dialekt in die Schuhe schieben.

Wenn's wenigstens die Jüngste wäre, hatte er früher bei sich gedacht. Aber jetzt, im Angesicht Fräulein Bettis, dachte er das nicht mehr, denn das junge Mädchen entwickelte sich mit einer erschreckenden Raschheit.

„Wie wird die nächstens aussehen!" dachte er. Da

trat eine zweite Mädchengestalt ihnen entgegen, die mit der Bettis die ausgesprochenste Unähnlichkeit hatte, denn es war ein schlankes, dünnes Mädchen. Sie grüßte auch nicht so laut wie Betti, sondern eher schüchtern und zurückhaltend.

Das junge Mädchen war kaum größer als die dicke Schwester, sah aber viel länger aus. Die lose Bluse ihres rosa Kleids hatte offenbar den Zweck, gewisse Mängel der Formen zu verhüllen. Dieses rosa Kleid war mit einer Menge von weißen Spitzeneinsätzen verziert, was neben dem einfachen weißen Pikeekleid Bettis als großer Staat auffiel.

Sie hatte sich gewiß zu der Gelegenheit besonders herausgeputzt oder war herausgeputzt worden — das merkte Kuno sofort.

Eine Ähnlichkeit zwischen den Schwestern war, wie gesagt, nicht vorhanden. Dieser Zweiten fehlten auch die reichen Zöpfe — sie hatte dürftiges braunes Kraushaar von unbestimmter Nüance — ebenso wie die Farben Bettis, denn sie war blaß. Ihre Züge hatten etwas Unausgesprochenes, waren weder hübsch noch häßlich, und so fehlte es dem Gesicht an irgend etwas Hervorstechendem, was Eindruck machen konnte.

„Fräulein Vica, wie schön!“ rief Frau Förster. „Ein Prachtkleid haben S' da an!“

„Man muß schon das Kleid loben,“ dachte Kuno, „was sonst?“

Vica Guntram reichte zur Begrüßung die Hand herum, wobei sie ihrer schüchternen Natur Gewalt antat und einige Begrüßungsworte sprach.

Kuno schüttelte die Hand, die sie ihm reichte. Das Mädchen da war nun schon sein Schicksal. Jetzt hieß es sich damit befreunden.

Auf Gartenstühlen hinter der Hausmauer hatte sich

die Gesellschaft um einen Tisch gereiht. Man erhob sich, um die Ankommenden zu begrüßen. Kuno kannte die meisten: es war das Ehepaar Guntram, die verheiratete Tochter, der Schwiegersohn und Bettis Oberleutnant. Die übrigen, vermutlich Verwandte der Familie, kannte er nicht.

Frau Guntram, eine kernige Frau, die den Eindruck machte, daß kein Sturm sie entwurzeln könne, begrüßte Burkharts mit einem Lächeln, das über das ganze Gesicht reichte. Auch Herr Guntram, ein stattlicher Mann, der viel feiner aussah als seine Frau, empfing Kuno und seine Eltern mit Herzlichkeit. Das waren nicht mehr oberflächliche Bekannte, die man so aufnahm — es steckte schon die Voraussetzung eines künftigen näheren Bandes dahinter.

Weit weniger sympathisch als den Hausherrn fand Kuno dessen Schwiegersohn, der ursprünglich Bauzeichner bei Guntram gewesen war und durch die Heirat mit Anna Guntram eine sehr gute Partie gemacht hatte, weshalb er auch jetzt schon förmlich Hochmut von sich zu blasen anfing.

Diese älteste Tochter, Frau Höllbauer, sah genau so aus, wie Betti in einigen Jahren aussehen mußte. Die Grenze der Schönheit war bereits überschritten. Unter diesen dicken Frauenzimmern erschien Vica noch einmal so dünn und verblichen. Wie die eigentlich in die Familie hineinkam? Dazu hatten Mutter und Töchter so laute Stimmen, daß man Vicas tonloses Organ, wenn sie wirklich einmal etwas sagte, gar nicht vernahm.

Außer dem Oberleutnant Seyk, einem ungeschlachten und ziemlich ungehobelten Menschen, dem der Armeeschliff der Offiziere gänzlich abging, waren noch zwei junge Leute anwesend, aber Kuno wußte schon vom

Vorjahre her, um Vica kümmerte sich keiner. Sie war für sie wie nicht vorhanden. Eben weil Kuno gesehen hatte, daß die jungen Leute Vica gegenüber nicht einmal die gewöhnlichste Höflichkeit beobachteten, hatte er sich bei seinen vorjährigen Besuchen manchmal ihrer angenommen. Daß er an ihr hängen bleiben würde, wäre ihm gleichwohl nicht im Traum eingefallen. Indessen, wenn man schon seine Vernunftehe eingehen wollte, dann war es ja gleich, ob die oder die. Und unschädlich würde sie sein.

Man ließ sich wieder um den großen Tisch nieder, und es war vielleicht nicht ganz Zufall, daß Kuno gerade neben Vica zu sitzen kam. Er sah sich also gezwungen, sie zu unterhalten. Sie machte es ihm leichter, als er nach ihren vorjährigen Leistungen vorausgesetzt hatte. Diesmal war sie sichtlich bemüht, Konversation zu machen und ihn in Beschlag zu nehmen. Sie wußte bereits, daß er ihretwegen kam. Vielleicht war es das, was ihr Selbstgefühl hob, denn sie schien ihm heute nicht so schüchtern wie ehedem. Jetzt war sie nicht mehr das überflüssige Anhängsel, mit dem sich keine Seele beschäftigte. Man hatte Absichten auf sie, und sie fühlte die Verpflichtung, sich zusammenzunehmen.

Betti, die den beiden gegenübersaß, kicherte in auffälligster Weise, ohne daß Frau Guntram ihr dies verwiesen hätte. Sie war nicht diejenige, der Verstöße gegen die Schicklichkeit besonders auffielen.

Beinahe sofort kam aus dem Hause das Dienstmädchen mit Tischzeug, das sie auflegte, mitten zwischen zwei, die miteinander sprachen, hineingreifend, wie die Gelegenheit es eben erforderte. Es wurde noch ein zweiter Tisch dazugeschoben, und Fräulein Betti wollte sich durchaus am Herbeitragen desselben beteiligen, obgleich ihr die jungen Leute sehr zwanglos vorher-

sagten, daß ihr die Miederschnur springen würde. Dergleichen wurde hier gar nicht beanstandet. Es gehörte zur Gemütlichkeit. Nur Vica runzelte die Stirn über die Schwester.

Bald erschien der Kaffee, begleitet von Milchbrot, Gugelhopf und sonstigem Backwerk — genug, um ein Regiment zu verpflegen, wie Seyk anerkennend hervorhob.

Man verhungerte nicht bei Guntrams. Da gab es noch ein Stück Phäakentum, von dem Kuno zu Hause nichts zu sehen pflegte. Denn ein Hauswesen richtet sich gewöhnlich nach der Frau, und wenn diese keine großen materiellen Bedürfnisse hat, setzt sie solche auch bei ihrer Umgebung nicht voraus und das Aufgetischte hält sich in bescheidenen Grenzen. Ist aber die Hausfrau mehr von der genießenden Art, die nicht gern rechnet, so herrscht größere Üppigkeit. Frau Guntram war nun eine Natur, die eine reichliche Zufuhr für nötig hielt, und wenn sie dabei auch den Ruf einer wirtschaftlichen Frau hatte, so sah sie doch gern eine gutbesetzte Tafel. Kuno konnte sich leicht denken, welches Entsetzen seine Mutter insgeheim vor diesen großen Schüsseln empfand, die da herumgereicht wurden. Vor einer echten und rechten Tochter Frau Guntrams hätte sie sich gefürchtet. Vica aber konnte offenbar nicht so gut einpacken wie die Schwestern, und wenn er Betti zusah, die ein Stück Kuchen nach dem anderen nicht mit der besten Manier in sich hineinstopfte, so war Kuno Vica beinahe dankbar dafür, daß sie ihm nicht dieses Schauspiel gab. Dafür aber setzte sie ihn in Verlegenheit, indem sie ihn und nur ihn allein, ohne sich um die anderen zu kümmern, reichlich mit Gebäck versorgte, worüber Betti wieder zu kichern begann.

Eigentlich war sie eine furchtbare Gans, diese Betti,

dachte er nun. Im vorigen Sommer hatte er sich zu keiner Kritik aufgeschwungen, weil die ganze Familie ihn ja gar nichts anging, aber heute besah er sie sich doch etwas genauer.

Und mit der Bildung haperte es auch: sie erzählte eben von einer Majolikavase, welche die Mutter zum Namenstag bekommen hatte, sagte aber fortwährend Mascholika.

Endlich konnte Vica sich nicht mehr halten und rief ihr hinüber: „Majolika heißt's!"

„Freilich! Du wirst's besser wissen!" entgegnete Betti entrüstet. „Die Tant', die sie gekauft hat, hat auch Mascholika gesagt."

Der Grund schien Kuno so naiv, daß er ein Lächeln nicht verkneifen konnte.

„Und überhaupt sagt alles so wie ich. Nicht wahr?" Und sie wandte sich um Zeugenschaft an die jungen Herren.

Seyk drückte sich um die Zeugenaussage herum, da er nicht Vica gegen Betti recht geben wollte, Kuno dagegen nahm sich kein Blatt vor den Mund und trat auf Vicas Seite.

„Na ja, ihr zwei haltet zusammen!" sagte Betti höhnisch, als auch die anderen jungen Männer ihre Aussage abgegeben hatten und sie nicht mehr daran zweifeln konnte, im Unrecht zu sein, während sie Kuno und Vica boshaft anblickte. Es gelang ihr auch, sie in Verlegenheit zu bringen. Vica wurde so rot, wie man gar nicht geglaubt hätte, daß sie werden könnte.

„Ach was! Wenn man nur g'sund ist!" rief Seyk, um zu zeigen, daß er sich aus Bettis Unwissenheit nichts mache.

Es dauerte eine ganze Weile, bis die Kuchenberge abgetragen und das ihnen folgende Obst verzehrt war.

Nachher erhob sich die Gesellschaft endlich, um in den Garten zu gehen, auf den mehr und mehr Schatten sich breitete.

Auf der einen Seite des Gartens gab es eine Kegelbahn, zu der sich die meisten begaben, da aber ohnehin schon mehr Teilnehmer da waren, als für ein Spiel ersprießlich war, so schloß sich Kuno nicht an, sondern schritt an Vicas Seite weiter in den Garten hinein.

Dieser Garten sah infolge von vielen Wegen und Gebüschen, welche die Aussicht verstellten, größer aus, als er war. Wo man ging, war man wie versteckt vor den Nachfolgenden, und Kuno sah sich bald mit dem jungen Mädchen allein.

„Ihre Schwester ist mit dem Oberleutnant verlobt?" fragte er, um nur etwas zu sagen.

„Nein, noch nicht, aber es ist so gut wie sicher."

Sie schien sich nicht darüber zu freuen, und er machte eine Bemerkung darüber.

„Freuen? Natürlich nicht! Muß ich denn grad die zwei unausstehlichsten Menschen, die es gibt, zu Schwägern kriegen?" fragte sie. „Der Karl ist schon arg genug, aber der Seyk ist womöglich noch schlimmer."

„In welchem Sinn arg? Was meinen Sie damit?" forschte Kuno.

„Es sind Menschen ganz ohne Gemüt," entgegnete Vica. „Meine Schwestern merken das nicht, weil sich einstweilen ihre Roheit noch nicht gegen sie kehrt. Der Karl ist vom Vater abhängig, deshalb traut er sich nicht, die Anna schlecht zu behandeln. Damit ist sie zufrieden. Wie er mit anderen Menschen oder mit Tieren ist, geht sie nichts an. Man muß den Karl nur hören, wenn er einem Dienstboten was sagt. Der reine Sklavenhalter! Und halten Sie was von einem Men-

schen, der einen Hund, der ihm nichts getan hat, mit Fußtritten behandelt? Nicht wahr, Sie wären dazu nicht im stand?" fragte sie eindringlich.

„Hoffentlich nicht," gab Kuno zur Antwort. In dieser Antipathie gegen den Schwager und den Oberleutnant traf er sich ganz mit Vica, denn Höllbauer war ihm widerwärtig; man sah ihm den rohen Menschen nur zu gut an. So hatten sie doch schon etwas Gemeinsames, und aus der Abneigung des jungen Mädchens gegen Höllbauers Benehmen konnte er einen Schluß auf ihre Gemütsart tun. Sie hatte etwas Feineres an sich als die beiden anderen Schwestern. Die Betti war freilich mehr Weib als Vica, aber auch so grobkörnig wie nur möglich. Ein solches Geschöpf würde ja seine besseren Empfindungen stündlich verletzen, und er bedauerte es gar nicht mehr, daß Vica ihr nicht glich.

Seit er Ada mit dem anderen gesehen hatte, war er zu jedem Opfer bereit. Glücklich konnte er so nicht werden, also wollte er wenigstens den Wunsch der Eltern erfüllen.

Jetzt war er mit dem Mädchen allein. Sollte er reden?

„Ich steh' mit allen Herren, die zu uns ins Haus kommen, auf dem Kriegsfuß," fuhr Vica, wie zu sich selbst redend, fort. „Mir gefallen sie alle nicht. Aber nicht bloß deshalb, weil ich ihnen nicht gefalle. Ich schau' nicht bloß darauf, wie ein Mensch zu mir, sondern auch, wie er überhaupt ist."

Sie waren an ein kleines Boskett gekommen, wo eine hohe Ulme eine Bank beschattete, und Vica forderte ihn auf, hier mit ihr Platz zu nehmen.

„Die meisten Menschen sind so," setzte sie in ernstem Ton das Gespräch fort, „wenn ein Mensch zu ihnen

passabel ist, kann er gegen die übrigen sein, wie er will. Meine Schwester sollt' daraus, daß der Seyk so ungezogen gegen mich ist, einen schlechten Schluß auf seinen Charakter ziehen, denn wenn ein Mensch erst verliebt sein muß, um sich nett zu benehmen, oder wenn nur das Interesse ihn dazu bewegt, was ist denn das für einer? Sie waren nie so zu mir wie die anderen. Der Seyk behandelt die Betti vielleicht einmal schlecht, wenn sie verheiratet sind. Sie hingegen —"

Sie stockte und errötete.

„Mir trauen Sie zu, daß ich meine Frau nicht prügeln werde?" fragte Kuno lächelnd. „Möchten Sie es also wagen, es mit mir zu versuchen?"

Da war es heraus. Er mußte gestehen, daß sie ihm die Worte beinahe in den Mund gelegt hatte, allerdings in einem halb unbewußten Entgegenkommen, da sie die Tragweite der ihrigen nicht berechnet hatte.

Jetzt, als sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, mußte es ihr einfallen, daß sie seine Worte herausgefordert hatte. Zaghaft erwiderte sie seinen Blick, wurde purpurrot und stammelte ein paar unverständliche Worte.

Kuno fühlte, daß er etwas tun mußte. Er war mit beiden Füßen ins Wasser gesprungen und konnte jetzt doch wieder nicht heraus. Allein ehe er sich irgendwie entschließen konnte, durchschnitt ein Jodler die Luft, und drüben am Saume des Bosketts erschien die rundliche Gestalt Betti Guntrams, gefolgt von Seyk und einem der Freunde.

„Um Gottes willen, Herr Burkhart, machen Sie der Vica vielleicht eine Erklärung?" fragte Betti übermütig. „Dann nur weiter! Ich möcht' so was für mein Leben gern hören."

„Das wird wohl schon geschehen sein," gab Kuno

zurück, während er sich erhob. Vicas Verwirrung war offenbar und konnte den Hinzugekommenen nicht entgehen, und es fielen noch ein paar durchaus nicht feinfühlige Bemerkungen, die Vica in Zorn versetzten, was sich aber nur durch Blicke äußerte, denn sie würdigte die drei keines Wortes.

Von Alleinsein war jetzt nicht mehr die Rede, und sie traten mit den anderen einen Rundgang durch den Garten an. Kuno war ja ohnehin weiter gegangen, als er gewollt hatte, und so war es ihm ganz erwünscht, daß ihr Alleinsein unterbrochen worden war. Es war genug für heute.

Als er mit den Eltern und Frau Förster aufbrach, früher als es den Guntrams lieb war, denn diese wollten die ganze Gesellschaft zum Abendbrot behalten, reichte er Vica die Hand und sagte nicht ohne Nachdruck: „Auf Wiedersehen!" worauf sie mit einem etwas verwirrten Blick antwortete.

Die Eltern waren sehr überrascht, als er ihnen, sobald sie nur aus Frau Försters Gehörweite waren, mitteilte, was zwischen ihm und Vica vorgefallen war, und daß einer offiziellen Werbung seinerseits nichts mehr im Weg stünde.

„Wenn schon, denn schon!" sagte er. Ein langes Hofmachen wäre ja für ihn gräßlich gewesen, und soviel hatte er leicht merken können, daß es dessen bei Vica gar nicht mehr bedurfte, sondern daß sie jeden Augenblick bereit war, ja zu sagen.

Die Mutter brach in Tränen aus. „Gott sei Dank!" rief sie mit Erleichterung. „Du machst eine anständige Partie, und alles wird gut werden. Ich werd' wieder einmal ruhig schlafen."

Auf der Heimfahrt, die Kuno dann mit dem Vater antrat, war er ganz still.

Ihm war nicht zu Mute wie dem Mädchen, das in Vöslau ruhelos im Garten auf und ab rannte und es gar nicht glauben wollte, daß ihr wirklich so ein Glück zu teil werden sollte. Aber Kuno Burkhart war ein viel zu anständiger Mensch, um sich bloß einen Spaß mit ihr zu machen, das beruhigte sie jedesmal wieder, wenn ihr Zweifel aufsteigen wollten.

Die Sterne blickten beschwichtigend auf sie nieder und schienen ihr alles Gute zu verheißen, und so wurde es allmählich ruhiger in ihrer aufgeregten Seele.

Schließlich mußte sie in das Haus zurück, um nicht ausgesperrt zu werden. Leise schlich sie die Treppe hinauf und in das Zimmer, das sie mit Betti teilte. Nie wieder sollten die Schwestern auf sie herabsehen als auf eine, bei der keiner anbiß. Sie bekam einen Mann, der am kleinen Finger mehr wert war, als Höllbauer und Seyk zusammengenommen.

Wenn sie ihn nur wirklich bekam! Das war die Angst, die sie in der Nacht immer wieder aus dem Schlaf aufschreckte, und bei dem Gedanken, daß es am Ende doch nichts werden würde, stand ihr das Herz still. — —

Kuno brauchte sich nicht mehr zu rühren. Die Väter machten das ab.

Noch im Laufe derselben Woche fuhr Herr Guntram nach Vöslau hinaus, nahm Vica am Abend im Garten beiseite und erklärte, daß man bei ihm um sie angehalten habe.

Ihr ganzes Gesicht verklärte sich so, daß er es merken mußte.

„Weißt du denn schon, wer?" fragte er belustigt.

„Ich kann mir's denken," antwortete Vica leise.

„Schaut's die an! Na, desto besser! Sag gleich, ob du ihn willst. Übrigens brauchst du gar nichts

mehr zu sagen. Ich weiß schon alles. Dein Gesicht hat für dich gesprochen."

Da fiel sie dem Vater um den Hals und verbarg ihr Gesicht an seiner Schulter. „Vater, er ist ein guter Mensch. Darauf geb' ich alles," hauchte sie.

„Hör auf, du kitzelst mich!" wehrte sich Guntram. „Guter Mensch!" Das ärgerte ihn eigentlich, denn es war eine versteckte Kritik der anderen darin. Was konnte er dafür? Ihm war auch nicht alles recht an dem Schwiegersohn und an dem Bewerber Bettis. Aber was sollte er machen? Er konnte sich die Schwiegersöhne nicht malen. Kuno Burkhart würde ihm der liebste sein, das stand fest.

„Also du willst?" fragte er nochmals.

Vica schwieg einen Augenblick. Sie hatte sich's anders vorgestellt, hatte gehofft, er würde selbst kommen, seine Worte von neulich zu ergänzen. Und nun sollte alles durch Vermittlung gehen. Sie ließ sich nicht gern um die „Erklärung" betrügen.

Statt aller Antwort hob sie endlich die feuchtschimmernden Augen zum Vater auf, und in ihnen las er gerührt die Antwort.

Leise küßte er sie auf die Stirn und ließ sie los.

5.

Als Kuno am nächsten Sonntag morgen mit seinem Vater nach Böslau hinausfuhr, befand er sich in einer entsagungsvollen Stimmung. Es lag wie ein Schleier auf seinem Empfinden. Einem Menschen, der sich verloben will, sollte wohl anders zu Mute sein.

Draußen fiel ihm die Mutter um den Hals und weinte ein paar gerührte Tränchen, welche die Gelegenheit entschuldigte, während Kuno über ihren Kopf hinweg in die Luft starrte.

Sie waren heute alle bei Guntrams zu Tisch geladen, und natürlich erwartete man Kuno früher. Die Mutter drängte ihn, seinen Besuch nicht hinauszuschieben, und so machte er sich gegen elf auf den Weg.

Fräulein Betti, die ihn zuerst erblickte, kam ihm schon am Tore entgegen und führte ihn mit vor Mutwillen blitzenden Augen in den Garten.

Es hatte in der Frühe geregnet, und die Tropfen lagen noch auf den Blättern des Gebüsches, der Boden war etwas feucht und die Luft erquickend rein.

„Vica — Vica! Wo steckst du?" rief Betti in den Garten hinein. „Er ist da, der Herrlichste von allen!"

„Aber Fräulein, ich bitte Sie!"

„Es wird sich bald ausgefräuleint haben."

„Weil Sie bald heiraten?"

„Nein, weil Sie nicht mehr so zu mir sagen werden. — Vica! Vica!"

Als nun an der Wegbiegung die schlanke Gestalt der Schwester auftauchte, entwich Betti kichernd, wobei nicht ausgeschlossen war, daß sie irgendwo hinter Gebüsch versteckt die Begrüßung der beiden belauerte.

Vica rannte schon seit dem Morgengrauen aufgeregt im Garten herum. Hundertmal hatte sie sich gesagt: Er kommt nicht, es wird nichts draus! Schließlich mußte sie doch wieder ins Haus, um sich ordentlich anzukleiden, aber dann trieb ihre Unruhe sie wieder hinunter, wo sie zu Bettis Ergötzen mit zusammengepreßten Händen durch die Alleen lief und sich nach Ansicht der Schwester höchst lächerlich geberdete.

„Er treibt's nicht so! Das kann ich dir sagen!" hatte sie gestichelt. „Nein, diese Vica mit ihrem Verlobungsfieber! Die ist köstlich!"

Er treibt's nicht so! Das Wort fiel Vica ein, als sie dem jungen Mann gegenübertrat. Er spürte von

diesem Verlobungsfieber nichts, das ahnte sie fast. Kuno selbst wäre gern etwas aufgeregter gewesen. Seine innere Kühle verdroß ihn. Es würde ihm schwer werden, sich richtig zu benehmen — so wie Vica es erwarten konnte.

Als aber das Mädchen mit ängstlich befangener Miene und doch strahlenden Blicken auf ihn zutrat, da machte sich alles von selbst, und ehe beide noch wußten, wie ihnen geschah, hielt er sie in seinen Armen und küßte sie herzlich.

Mit diesem Kuß ging in Vica eine plötzliche Veränderung vor. Das Scheue und Furchtsame, das Unsichere des reizlosen Mädchens fiel von ihr ab. Auch sie war begehrt worden, sie war Braut. Mit einem Schlage holte sie ein, was die anderen vor ihr voraus hatten, und sie wurde im Augenblick eine andere.

Wie auf Verabredung schlugen beide — Vica an Kunos Arm — den Weg zu jener Bank ein, auf der sie neulich zusammen gesessen hatten. Sorgsam wischte Vica, die heute nicht das geputzte rosa Kleid, sondern ein einfaches weißes trug, die letzten Spuren von Feuchtigkeit ab, ehe sie sich niederließen. Dann blickten sie einander Hand in Hand an und lächelten sich zu.

„Die Betti lacht mich so aus, weil ich so aufgeregt bin!" brach Vica das Schweigen. „Nicht einmal aufgeregt soll man sein! Meine Schwestern sind halt so. Die bringt nichts aus dem Gleis. Sie — Sie sind heut eher gekommen?"

„Jetzt sollten wir uns schon du sagen!" mahnte Kuno sanft.

„Ja, freilich! Ich hab' nur nicht anfangen wollen," gestand Vica.

Auch ihm wurde es nicht leicht, und er drückte sich bei den ersten Sätzen noch um die direkte Anrede her-

um, und schließlich war es doch Vica, die das erste Duwort aussprach.

„Ich — ich werd' mir alle Mühe geben, dich glücklich zu machen," flüsterte sie.

Er lachte. „Das Glücklichmachen muß doch ich besorgen."

„Wie ist dir denn das nur eingefallen?" fragte sie schüchtern.

„Was?"

„Daß du um mich angehalten hast."

„So etwas fällt einem schon ein, wenn man im heiratsfähigen Alter ist," lachte er.

„Ich hätt's nie gedacht," flüsterte sie.

Im geheimen wartete sie immer auf das Wort: „Ich bin dir gut." Das gehörte doch dazu. Und weshalb hätte er sonst gerade sie gewählt?

Allein der arme Kuno war nur zu froh, diesen Worten auszuweichen. „Unverhofft kommt oft!" scherzte er. „Meine Mutter freut sich sehr. Sie war damals sehr enttäuscht, wie sie statt einer Tochter einen Sohn bekommen hat."

„Gewöhnlich ist's umgekehrt. Aber ich hab' eine Vorliebe für die Frauen, die die Töchter lieber haben als die Söhne. Verstehst du das?"

„Ganz gut! Mit meiner Mutter wirst du dich schon vertragen."

„O gewiß!" rief sie mit Überzeugung. „Die Mutter hat zu mir gesagt: „Vica, du hast Glück. Kriegst eine Schwiegermutter, vor der du dich nicht zu fürchten brauchst." — Nun, und sie kriegt eine Schwiegertochter vor der sie sich auch nicht zu fürchten braucht. Ich werde ihr jeden Wunsch von den Augen lesen, denn sie ist ja deine Mutter."

Das Mädchen sagte das so weich, daß es ihn rührte

und zugleich erschreckte. Er war ihr etwas, und sie ihm nichts. In ihrer mädchenhaften Ahnungslosigkeit hatte sie davon keinen Begriff, und er kam sich sehr schuldig vor.

„Du Gute!“ sagte er, griff nach ihrer Hand und zog sie an seine Lippen.

Vicas Augen strahlten. Sie legte diesem Handkuß eine Bedeutung bei, fast als ob er die Worte gesprochen hätte, die sie zu hören erwartete.

Sie war selig an seiner Seite und hätte sich ihm gern an den Hals geworfen. Aber er verhielt sich so gemessen, daß ihre Jubelstimmung nicht zum vollen Durchbruch kam. „Es schickt sich nicht,“ dachte Vica und entschuldigte damit nicht nur seine Zurückhaltung, sondern machte sich sogar ihr eigenes Ungestüm zum Vorwurf.

Daß ihm die wenigen Minuten des Alleinseins schon peinlich waren und er sich sehnlichst eine dritte Person herbeiwünschte, wie hätte sie dies ahnen sollen?

Diese ließ übrigens nicht auf sich warten, denn schon erschien in der Öffnung der Gebüschwand die breite Gestalt Frau Guntrams in einem Morgenkleid, das duftig und poetisch gewesen wäre, wenn es nicht auf einen solchen Umfang hätte zugeschnitten werden müssen. Sie suchte das Paar mit den Blicken, und dieses erhob sich und ging ihr entgegen, wobei Vica ihren Arm in den Kunos schob.

„Na alsdann — ihr seid einig, wie ich seh'!“ sagte Frau Guntram mit Genugtuung, aber gleichmütig. „Freut mich sehr, daß ich einen so lieben Schwiegersohn kriegen soll.“

Kuno küßte ihre fleischige Hand, und sie klopfte ihm auf die Wange, einen sentimentalen Seufzer ausstoßend: „Kinder, das ist schön, wenn man jung ist und sich liebt. Nachher kommt die Prosa der Ehe.“

Ihm klang es eigentlich wie ausgesuchte Ironie, aber die gute Frau meinte es ganz ernst. Sie ahnte nicht, daß Kuno dachte, für sie hätte es nie etwas anderes als Prosa gegeben. Dennoch bestätigte sie ihm dies halb und halb, indem sie harmlos fortfuhr: „Im Grund war der Guntram gar nicht in mich verliebt, wie wir uns verlobt haben. Er hat eine andere gern gehabt. Aber ich hab' das natürlich nicht gewußt, und was man nicht weiß, macht einem nicht heiß. Nachher, wie ich's endlich erfahren hab', war nicht mehr soviel daran gelegen. Ich bin doch glücklich gewesen, und ich hoff', meine Kinder werden's auch alle."

Sie fingerte nach dem Taschentuch, und Kuno sah ihre Rührung mit einigem Erstaunen, denn er hätte gedacht, es müsse mehr kommen, um ihren Augen Feuchtigkeit zu entlocken.

Vica hatte zu den Reden ihrer Mutter ein Gesicht geschnitten, als ob sie durchaus nicht mit ihnen einverstanden wäre, sich vielmehr verletzt fühlte. Es war leicht zu bemerken, daß die bequeme Lebensweisheit der Mutter nicht nach ihrem Geschmack war.

Betti, die jetzt herbeikam, benahm sich aufreizend albern. Sie sah die beiden von allen Seiten an, kicherte, blickte sie wieder an und kicherte dann wieder, als habe sie so etwas Komisches in ihrem Leben noch nicht gesehen.

„Was schaust du denn nur so?" fragte Vica gereizt.

„Na, ich hab' halt noch nie Romeo und Julie gesehen, außer auf'm Theater!" entgegnete Betti boshaft. — „Da schau, Anna!" rief sie der dritten Schwester zu, deren Kleid sie durch das Gebüsch erblickt hatte. „Komm her, schau dir das neugebackene Liebes- und Brautpaar an!"

„Furchtbar schnell ist das gegangen mit eurer Lieb'!"

erklärte Frau Höllbauer und warf Kuno dabei einen Blick zu, der deutlich besagte: „Mir machst du nichts weis!“

Diese Bemerkungen reizten ihn innerlich, allein er nahm sie gelassen hin, um so mehr, als er sah, daß Vica sie einfach als Bosheiten auffaßte, ohne sich dadurch beunruhigen zu lassen. Sonst hätte sie nicht so strahlend glücklich ausgesehen.

„Schau die Vica an!“ forderte Betti Anna auf. „Sieht sie nicht aus, als ob sie fragen wollt': Na, was kost't denn die Welt?“

„Geht's, laßt sie in Ruh!“ verwies ihr die Mutter diese Reden, jedoch nicht in einem genügend strengen Ton.

Frau Guntram ließ sich hierauf breit und gemächlich auf die Bank nieder, denn sie sah sich immer gleich nach einer Sitzgelegenheit um.

„Na, wann möchtet ihr denn heiraten?“ fragte sie, die Hände über dem Leib faltend.

„Sobald wie möglich,“ erklärte Kuno rasch.

Vica errötete, und die Schwestern warfen einander Blicke zu, während Frau Guntram laut lachte.

„Diese Ungeduld! Nein, so schnell, wie du dir das denkst, mein Lieber, geht das nicht! Ihr kriegt ja vor November keine anständige Wohnung, und hergerichtet muß sie vielleicht auch noch werden. Und ich muß erst der Vica ihre Ausstattung anschaffen. Das kann aber kein Mensch von mir verlangen, daß ich in der Hundstagshitze in einem fort in die Stadt hineinfahren soll. Vor September fang' ich nicht an. Ihr heiratet im November, keinen Tag früher.“

„Freilich, eine Wohnung müssen wir erst haben,“ sagte Vica so wichtig, daß Betti schon wieder lachte.

Es wär' keine Freude, in dem Haus lang Bräu-

tigam zu sein, dachte Kuno, selbst wenn man verliebt wäre. Diese Frauenzimmer waren ja schrecklich, und tägliche Besuche hätte er nicht ausgehalten. Solange aber die Familie noch auf dem Lande war, konnte man dies auch nicht von ihm verlangen, und so lagen noch vier bis fünf Wochen verhältnismäßiger Ruhe vor ihm. Er würde einstweilen nur jeden Sonntag den Bräutigam zu spielen haben. Unterdessen gewöhnte er sich dran. —

Wenn Kuno beim besten Willen keine Seligkeit auszustrahlen vermochte, so zeigte sie dafür seine Mutter in um so höherem Grade. Sie war während des Mittagessens und am folgenden Nachmittag wie verklärt. Kuno konnte sich nicht genug über sie wundern. Weshalb war sie denn gar so selig, da sie doch nur zu gut wußte, daß ihm kein Herzenswunsch erfüllt wurde? War doch auch an der Mutterliebe ein Makel, daß sie mehr an sich dachte als an ihn, an sein Glück?

Frau Burkhart dachte wirklich kaum daran, daß diese Verlobung Kuno nicht innerlich beglückte, sondern ihm aufgezwungen wurde. Sie war so froh, ihn gebunden zu wissen, daß daneben nichts mehr in Betracht kam. Unter ihren Bekannten waren ein paar Frauen, deren Söhne törichte und unerwünschte Heiraten gemacht hatten, und es war ihre fixe Idee gewesen, daß es ihr mit Kuno auch noch so gehen würde. Die „Rothaarige" zumal war seit einigen Wochen ein Schreckgespenst für sie geworden, und an dieser Verlobung begrüßte sie hauptsächlich dies mit Freuden, daß Kuno nun keiner Sirene mehr in die Hände fallen konnte.

Nebenbei war ihr auch Vicas Persönlichkeit erwünscht. Das Mädchen war anspruchslos und bescheiden. Triumphierende oder doch irgendwie hervorragende Eigenschaften würden sie nur abgestoßen haben.

Zum ersten Male in seinem Leben fühlte Kuno sich mit seiner Mutter so durchaus uneins.

Diesmal war es der Vater, der mehr mit ihm fühlte. Burkhart senior gab seiner Frau, als sie immer wieder ihre Freude über diese Verlobung ausdrückte, mehr als einen Wink, aber sie war in so gehobener Stimmung, daß sie nichts merkte.

Auf der Heimfahrt hatten Vater und Sohn im überfüllten Eisenbahnwagen keine Gelegenheit, sich auszusprechen, aber sicher sah niemand der Mitfahrenden dem jungen Mann an, daß er von seiner Verlobung kam. Daheim aber, als sie wieder in ihren nebeneinander liegenden Zimmern auf und ab gingen wie unruhige Tiere im Käfig, und sich an der offenen Tür trafen, raffte Burkhart senior sich zusammen, um mit seinem Sohne über die Angelegenheit zu sprechen.

„Auf die sogenannte Liebe, weißt du," meinte er zögernd, „darf man nicht so gar viel geben. Viele werden mit den Frauen, die sie aus Liebe geheiratet haben, kreuzunglücklich. Ja, man kann sagen, aus Liebe geschlossene Ehen fallen weit öfter schlecht aus, wie andere."

Burkhart Vater war kein Redner, und es kostete ihm einige Mühe, seinem Sohne die Sache so vorzustellen, wie er wünschte, daß dieser sie betrachten solle. Kuno hörte stumm zu und äußerte keine Einwände, denn nun war er ja doch verlobt, und es hatte keinen Zweck mehr, die Sache hin und her zu beleuchten. Wenn der Vater sich gern ein X für ein U vormachte — nur zu! Er wollte ihn daran nicht hindern. So sagte er nicht einmal das, was ihn innerlich am meisten belastete: daß er eigentlich das Mädchen betrog.

Denn für sie war es keine Vernunft- oder Konvenienzehe, sie glaubte Neigung geweckt zu haben. Er

hatte ihr zwar nichts vorgespielt, und ein einigermaßen erfahrenes Wesen konnte sich nicht täuschen. So ein junges Mädchen war aber nicht erfahren. Was wußte denn die? Sie konnte es sich nicht anders vorstellen, als daß er aus Liebe um sie anhielt, und also betrog er sie.

— — — — — — — — — — — —

Aber schon am gleichen Abend wurden Bemühungen aufgewendet, um Vica den Star zu stechen. Zu ihrem Unglück nahm das junge Mädchen gegen die Schwestern eine überlegene Art an, die diese reizte, so daß Frau Höllbauer schon beim Nachtessen ein paar spöttische Worte fallen ließ, die den Zweck hatten, Vica darauf aufmerksam zu machen, daß ihre Mitgift weit reizender sei als sie selbst.

Vica hörte vorläufig gar nicht darauf, und die Schwestern, namentlich Betti, ärgerten sich immer mehr darüber, daß Vica sich so viel auf ihren Bräutigam einbildete. Betti war nicht gewohnt, mit ihrer Meinung hinter dem Berge zu halten oder irgend jemandes Empfindungen zu schonen. Daher nahm sie sich sofort vor, es der Vica noch unter die Nase zu reiben, warum man eigentlich um sie angehalten habe.

Als die Schwestern sich auf ihr gemeinsames Zimmer begaben, um sich schlafen zu legen, hatte Vica, stillglücklich, durchaus nicht das Bedürfnis, sich mit Betti zu unterhalten. Aber diese fühlte sich von Vicas stiller Seligkeit noch mehr gereizt und begann wegwerfend von jenen jungen Männern zu reden, die nicht gedient hätten. „Die haben doch keine Schneid," sagte sie verächtlich.

„Er hat ja die Freiwilligenprüfung gemacht," entgegnete Vica. „Daß sie ihn nicht genommen haben, dafür kann er nichts."

„So einer könnt' mir nie gefallen!" behauptete Betti.

„Desto besser! Du hast ihm ja auch nicht gefallen!" entgegnete Vica hochmütig.

„Das kann man noch gar nicht wissen!" versetzte Betti spitz. „Glaubst du vielleicht, daß du ihm in die Augen gestochen hast? Bild dir nur keine Schwachheiten ein, Vicki! Die Burkharts brauchen Geld, das ist alles. Ihm ist um die fünfzigtausend Kronen zu tun, die der Vater dir mitgibt."

„Schweig, du garstiges Ding!" brach Vica erbost los. Beinahe hätte sie vor Zorn eines ihrer Bettpolster nach der Schwester geschleudert. „Nichts gönnst du mir! Nur deshalb verunglimpfst du ihn, weil du neidisch bist. Aber es ist lächerlich! Ein Mensch wie er fragt gar nicht nach dem Geld! Merk dir das!"

Betti schlug eine Hohnlache auf, sagte aber nichts mehr, denn die Vica lief gleich mit allem zum Vater, und wenn sie sich bei ihm beklagte, konnte man's kriegen.

Nur in sich hinein kicherte sie noch lange über die Vica, die glaubte, jemand habe sich in sie verliebt.

Vica lag die halbe Nacht wach. Sie gab ja nichts auf die Reden der Schwester und doch klang es in ihr nach: Die Burkharts brauchen Geld.

Die nächsten Tage wartete sie mit Schmerzen auf Kunos ersten Brief. Dieser war ganz erschrocken, als die Braut ihn beim Abschied gefragt hatte, ob er ihr alle Tage schreiben würde, allein er konnte nicht umhin, es ihr zu versprechen. In Wien angelangt, hatte er es vergessen und wurde am Montag abend erst durch seinen Vater daran erinnert, der ihn fragte, ob er geschrieben habe.

Hastig setzte er sich knapp vor Geschäftsschluß hin, um sein Versprechen zu erfüllen, und in dieser Hast ging es besser vom Fleck wie mit Muße. Er überlegte

nicht lange die Anrede, sondern schrieb: „Liebe Vica!“ und unten: „Mit Gruß und Kuß Dein Kuno.“ Ihm schien das schon außerordentlich zärtlich.

Am Dienstag vormittag erhielt Vica den Brief, den sie mit leuchtenden Augen in Empfang nahm. Sie flüchtete unter die Ulme, drückte den Brief dort uneröffnet ans Herz, bewunderte die Schrift, die eigentlich unkaufmännisch und apart war, und öffnete ihn schließlich mit Hoffen und Zweifeln. Würde sie finden, was sie suchte? Wie würde er schreiben? Innigstgeliebte Vica oder Teuerste Vica? Oder wie? Selbst der prosaische Höllbauer hatte sich in Bräutigamsepisteln zu allerlei leidenschaftlich verliebten Anreden aufgeschwungen wie: Heißgeliebter Schatz! und dergleichen. Und was für Höllbauer gut genug war, war es noch lange nicht für Kuno Burkhart. Jedenfalls hoffte sie unbestimmt, auf diesem Blatt zu finden, was er ihr mündlich noch schuldig geblieben war. Ihr erster Liebesbrief!

Mit Spannung überflog sie endlich das Blatt. Es war ein kleines Oktavblatt, die Schrift dabei ziemlich groß, die Zeilen weit auseinander und die Unterschrift schon auf der Mitte der dritten Seite. Also kein langer Brief. Und der Inhalt!

„Liebe Vica!“ las sie. „Wie ich es versprochen, gebe ich Dir Nachricht, daß der Vater und ich glücklich angelangt sind, wie nicht anders zu erwarten, denn zwischen Böslau und Wien sind Eisenbahnkatastrophen Gott sei Dank selten. Viel Neues ist auch zwischen heut und gestern nicht vorgefallen, so daß der Stoff zu einem längeren Bericht fehlt. Soll ich Dir schreiben, daß es heiß ist in Wien, sehr heiß, und daß Ihr froh sein könnt, draußen zu sein auf'm Land? Vom Schwitzen zu sprechen, in meinem ersten Brief obendrein, das wär'

doch ein bissel gar zu unpoetisch. Ich muß Dich überhaupt darauf vorbereiten, mein Kind, daß ich kein Briefschreiber bin. Diese Anlage fehlt mir gänzlich, und so wirst Du schon fürliebnehmen müssen. Nicht wahr, Du bist so gut und stellst in dieser Beziehung nicht zu große Anforderungen an mich? Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren. Die paar Wochen gehen ja auch bald vorüber, dann sehen wir uns täglich und haben Zeit zu Gedankenaustausch. Für heute verbleibe ich mit Gruß und Kuß Dein Kuno."

Vica ließ den Brief sinken und starrte auf den sonnenbeschienenen Kies zu ihren Füßen. Den ganzen gestrigen Tag über hatte sie in Gedanken Briefe an sich selbst verfaßt, einer herzlicher, zärtlicher und hochtrabender als der andere. Etwas nach diesem Muster erwartete sie nun unwillkürlich, und der eben empfangene Brief war diesen so unähnlich wie möglich.

„Wenn man jemand gern hat, findet man schon was zu schreiben," dachte sie mit dem Trugschluß derjenigen, die gern schreiben, denn Kuno war wirklich kein Briefschreiber und aus dem vollsten Herzen wäre ihm nicht viel in die Feder geflossen. Stoffmangel? Sie könnte ihm sechzehn Seiten schreiben, ohne ans Ende zu kommen, und in Vöslau waren sicher die Ereignisse noch spärlicher wie drinnen in der Stadt. Und schließlich, wenn der Brief auch kurz war, warm konnte er deshalb doch sein. Das Thermometer, das sie anlegte, zeigte eine Temperatur viele Grade unter dem Wärmepunkt, den sie zu finden wünschte. War es deshalb, weil er ein Mann war und auch als Verlobter noch nebstbei etwas zu tun hatte? Sie wollte es gern glauben, allein der Unterschied zwischen ihrem Empfinden und dem seinigen ließ sich nicht hinwegleugnen. Was er die „paar Wochen" nannte, schien ihr eine endlos lange Zeit.

Nachdem sich ihre Enttäuschung ein wenig gelegt hatte, war sie wieder froh, daß Kuno sein Wort überhaupt gehalten hatte. Wäre kein Brief gekommen, so hätte sie sich vor Anna und Betti schämen müssen. Diese brauchten ja nicht zu wissen, was in dem Briefe stand und ob er zärtlich war oder nicht.

Betti fragte natürlich spöttisch, was für wichtige Sachen denn ihr Romeo geschrieben habe, allein Vica antwortete mit ruhiger Würde: „Nichts, was dich interessieren könnte."

An diesem Nachmittag ging Vica nicht mit der Mutter und den Schwestern ins Bad, sondern blieb daheim, um Kunos Brief zu beantworten, und am nächsten Morgen lag auf Kunos Pult unter Geschäftsbriefen aus allen Richtungen auch ein längliches grünes Kuvert, das er einen Augenblick neugierig betrachtete, ohne daß ihm einfiel, es könne von seiner Braut sein. Wenn man genau zusah, hatte er vielleicht in diesem Augenblick an seine Verlobung überhaupt nicht gedacht.

Er hatte es nicht eilig und öffnete den Brief erst, nachdem die geschäftliche Post durchgesehen war. Burkhart senior, der dies bemerkte, blickte ganz bekümmert drein.

Das Herz klopfte Kuno gewiß nicht lebhafter, als er seine Augen auf diesen Brief seiner Braut senkte, der ihm indessen eine angenehme Enttäuschung brachte. Denn er hielt etwas auf einen guten Schulsack und traute ihn keiner Guntram zu. Sie würde wohl so schreiben wie seine Mutter, die den rechten Platz für die Beistriche nie fand und durch ungewöhnliche Worte so in Aufregung geriet, daß sie sie in der unmöglichsten Weise buchstabierte.

Es zeigte sich aber, daß er den Guntrams unrecht getan hatte, denn Vica schrieb nicht nur eine sehr

hübsche und regelmäßige Schulschrift, sondern auch orthographisch tadellos und stilistisch weit über seine Erwartung gut. Obenan standen Datum und Adresse nach englischem Muster, nichts war ausgelassen, und zweifelsohne besaß Vica eine viel größere Fertigkeit, sich mit der Feder auszudrücken, als er ihr zutrauen hatte können.

„Lieber Kuno!" Er wußte nicht, wie lange sie geschwankt hatte, ob sie nicht doch eine wärmere Anrede wählen solle. „Unter der Ulme habe ich Deinen lieben Brief gelesen und unter die Ulme habe ich mir einen Tisch stellen lassen, um Dir zu antworten. Du hast mir nicht viel geschrieben, aber beim ersten Brief war ja der Anblick Deiner lieben Schriftzüge, die ich noch nicht kannte, beinahe die Hauptsache. Gewiß will ich Dir mit Ansprüchen nicht lästig fallen, denn Du hast sicher im Geschäft viel zu tun. Ich bin mit wenigen Zeilen zufrieden, die aus Deinem Herzen kommen, lieber Kuno. Weißt Du eigentlich, daß ich auch Kunigunde heiße? Mein vierter Name ist's, von der Firmpatin, und ich hab' es ihr damals noch sehr verübelt, daß sie keinen anderen gehabt und ich also bei der heiligen Firmung den bekommen hab'. Was hat mich die Betti mit dem Namen geneckt — und jetzt hab' ich ihn so lieb, weil es Dein Name ist!

Du wirst es nicht glauben, seit Sonntag bin ich auf einmal fleißig geworden, denn ich hab' mit der Mutter einen Pakt geschlossen: Was ich von jetzt an strick' und häkel', gehört alles mir. Jetzt freut mich das Arbeiten erst. Und dann denk' ich mir: er muß den ganzen Tag im Geschäft sein und arbeiten. Da schmeckt mir das Faulsein nimmer, und ich fasse die schönsten Vorsätze — für später.

Du schreibst, armer Kuno, daß es drinnen in der

Stadt heiß ist und wir froh sein sollen, daß wir in Vöslau sind. Ich wäre aber lieber bei Dir drinnen im Siedekessel. Wo Du hingehst, will ich auch hingehen, weißt Du? Nie werd' ich aufs Land gehen, wenn Du nicht mit dabei bist. Lieber bleib' ich den ganzen Sommer in der Stadt.

Deine liebe Mutter kommt täglich zu uns, dann setzen wir uns zusammen, und sie erzählt mir von Dir. Was Du gesagt hast, wie Du klein warst, was Du gern gehabt hast und was nicht. Meine Mutter will immer mit ihren eigenen Muttererfahrungen dazwischen fahren, von der Anna und der Betti erzählen — ich bin immer die letzte bei ihr gewesen — aber ich verhelf' Deiner Mutter bald wieder zum Wort, denn unsere Kindheitsgeschichten hab' ich schon oft genug gehört, und jedes Wort, das Deine Mutter sagt, ist mir wichtig. Ich kenn' Dich noch wenig, und Du tust ja kaum den Mund auf, sprichst nicht von Dir. Da lern' ich Dich wenigstens kennen, wie Du als Kind warst. Das Kind ist des Mannes Vater, sagt man. Kenn' ich den Vater, so kenn' ich auch den Sohn. Nicht wahr?

Du wirst denken, ich bin eine rechte Plaudertasche, aber die Briefe müssen mir ja über die lange Woche weghelfen. Es kommt mir vor, daß der Sonntag vor einem Jahrhundert gewesen ist, und heut ist erst Dienstag. Noch vier ganze Tage, ehe ich Dich wiedersehe. Denkst Du auch ein bissel an mich?

Ich hole jetzt Deine Mutter ab, um mit ihr spazieren zu gehen. Leb wohl für heute und sei herzlichst geküßt von Deiner Dich liebenden Vica."

Mit sehr ernstem Gesicht faltete Kuno den Brief zusammen, steckte ihn in den Umschlag zurück und legte diesen in eine kleine Schublade seines Schreibtisches.

Er war sehr nachdenklich geworden. Das Mädchen

mit ihrer Liebeszuversicht glich ihm einer Nachtwandlerin, die man nicht anrufen dürfe. Und wie schwer würde es für ihn sein, ihr in dem Ton zu antworten, den er nach diesem Briefe doch anschlagen mußte.

Er half sich damit, daß er in der Papierhandlung eine Reihe von Postkarten kaufte, von denen jede das Abbild eines Gemäldes aus der kaiserlichen Sammlung trug. Vorsichtig schied er die Bilder aus, deren Gegenstände ihm nicht passend erschienen, und wählte solche, die keinen Anstoß geben konnten, wie den kleinen Johannes von Murillo, das Christkind mit Johannes von Rubens, die Madonna im Grünen von Raffael, die heilige Justine von Moretto und ähnliche, die er als gute Bekannte von der Zeit her begrüßte, wo er als Knabe mit einem gleichgesinnten Freund jeden Sonntag vormittag in den Museen zugebracht hatte.

Neben den kleinen Johannes schrieb er ein paar Zeilen. Eine offene Postkarte, die jeder sehen und lesen konnte, das war bequem. Da brauchte man nicht zärtlich zu sein.

Am folgenden Tag kam als Antwort ein schmales Billett, das er erleichtert betrachtete, denn es konnte nicht viel enthalten. Immerhin aber war es noch mehr, als er auf einem größeren Briefblatt geschrieben hätte, und obgleich Vica sich zusammennahm, brach doch ihre Neigung erkennbar genug durch.

Bis Samstag schickte er noch jeden Tag eine Postkarte ab und empfing auch jeden Tag ein Briefchen. In der Schublade sammelten sich die blaßlila und grünen Billette an. Binnen einem Monat konnte die Lade voll werden.

Die ganze Woche verbrachte er die Abende mit dem Vater, aber am Samstag, als dieser nach Vöslau vorausgefahren war, schritt Kuno allein durch die Neben-

gaſſen auf die Burggaſſe hinaus, um dem Ring zuzuſtreben.

Er ging in ſich gekehrt, ohne auf die Vorübergehenden zu achten, als es ihm plötzlich einen Ruck gab. Da, ihm entgegen, kam Ada Reith des Weges, nicht im blauen Kleide, ſondern in einer Batiſtbluſe, die die Haut durchſchimmern ließ, einen Girardihut auf dem Kopf. Sie blickte ihm gerade entgegen, ihre Blicke trafen ſich. Kuno zog den Hut, faſt zu tief, und ging vorüber, während Ada mit huldvollem, doch, wie es ihm ſchien, etwas traurigem Lächeln den Kopf neigte. Seine Verlobungsanzeige hatte in den Zeitungen geſtanden. Vielleicht war ſie ihr unter die Augen gekommen.

Das junge Mädchen war ſchon längſt vorüber, als Kunos Herz noch immer wild klopfte, und er Mühe hatte, ſich zu beruhigen.

„Arme Vica!“ dachte er flüchtig. „So müßte mein Herz für dich klopfen!“ Doch eilten ſeine Gedanken gleich wieder Ada nach. Heute war ſie um dieſe Zeit alſo ſchon auf dem Heimweg. Folglich kein Stelldichein. Sollte es mit dem Blonden ſchon aus ſein? Doch ſich darüber den Kopf zu zerbrechen, nützte nichts. Es ließ ſich nicht erraten, und es ging ihn ja auch gar nichts an.

6.

Am Sonntag vormittag, als er hinaus nach Vöslau kam, empfing ihn die Mutter mit einem Loblied auf Vica.

„Wie lieb die iſt! Was du für eine Frau kriegſt! Du kannſt von Glück ſagen!“

„Na ja, natürlich!“ ſagte er ironiſch, denn das übertriebene Lob weckte ſeinen Widerſpruch.

Sie erſchrak über ſeinen Ton. „Aber ich bitt' dich,

Kuno! Was hast du denn? Hörst du, sei freundlich mit ihr!"

Kuno lachte ironisch. Freundlichsein nannte die Mutter das. Eigentlich meinte sie aber, daß er dem armen Mädel schöntun solle, um sie besser in den Wahn zu wiegen, daß er sie liebe.

Das hatte er richtig erraten, denn die gute Mama Burkhart hatte die ganze Woche hindurch große Angst empfunden, da sie aus Vicas naiven Reden entnahm, daß diese sich geliebt glaubte. Die alte Dame fürchtete nun, daß ihr Sohn durch sein Benehmen diesen Wahn des Mädchens nur zu bald zerstören würde.

„Sei freundlich mit ihr!" wiederholte sie, und als er sich nicht gleich auf den Weg machte: „Warum gehst denn noch nicht hin? Sie werden schon warten."

„Es ist doch noch zu früh zum Besuchmachen," wandte er ein.

Er wußte, daß er, wenn er einmal hinging, vor Abend nicht wieder wegkam; wozu also diese Eile?

„Hier empfängt man doch im Garten — da ist es nicht zu früh," entgegnete die Mutter und quälte ihn so lange, bis er endlich ging, früher, als er gewollt hatte.

Vica mußte schon auf ihn gelauert haben, denn sie stürzte ihm sofort entgegen. Mit einem Jubelruf flog sie ihm an den Hals. Dann aber trat sie zurück und blickte ihn befremdet an. Vielleicht hatte er sie zu kalt geküßt.

„So spät!" schmollte sie zärtlich.

„Meine Mutter will doch auch etwas von mir haben!" verteidigte er sich. Bei sich dachte er: „Was für ein Schwindler man wird durch die Not."

Der Begrüßung folgte eine Verlegenheitspause, denn Vica hielt sich zurück, sie wollte von ihrer Sehnsucht

nicht sprechen, ehe er nicht selbst davon begonnen hatte, daß ihm die Woche lang geworden sei, und Kuno fiel es nicht ein, dies vorzugeben. Er wußte überhaupt nicht recht, was er sprechen solle, und fragte einfach, was für Wetter gewesen sei.

Mit bangem Herzen wartete Vica auf die Worte, die sie hören wollte, die aber nicht kamen.

Betti, die Kuno lachend begrüßte, fing an, Vica zu verraten: „Die hat's getrieben diese Woche! Die hat's getrieben! Man sollt' rein glauben, sie hat 's Brautsein erfunden."

„Was hat sie denn getrieben?" fragte Kuno unbehaglich lächelnd.

„Na, wenn nicht gleich ein Brief oder eine Karte da war. Ihr werdet die Post reich machen den Sommer. Na, und trotz der Schreiberei werdet ihr euch schrecklich viel zu sagen haben, aber ich kann dir nicht helfen, mein lieber Herr Schwager, ich hab' strengsten Befehl, Gardedame zu spielen. Davon kann ich nichts ablassen. Wenn ihr euch abschlecken wollt, so sagt's! Dann dreh' ich mich um!"

„Sehr ermunternd," bemerkte Kuno spöttisch. Wenn er Lust gehabt hätte, seine Braut „abzuschlecken", so wäre sie ihm daraufhin wohl vergangen.

„Strengsten Befehl!" wiederholte Vica bitter. „Von dir selber! Nicht von der Mutter!"

„Frag sie doch!" rief Betti kühl, mit zufriedenem Lächeln. Die Idee, das Brautpaar bewachen zu lassen, wäre der Mutter von selbst nie gekommen, sie hatte sie ihr untergeschoben, aber einmal darauf aufmerksam gemacht, fand Frau Guntram natürlich, daß sich dies schicke.

Bettis Anwesenheit lähmte Vicas Mitteilungsbedürfnis, so daß sie wortkarg und still wurde, und Betti

eingreifen mußte, um die Konversation aufrecht zu erhalten. Kuno fühlte sich innerlich erleichtert, daß ihm ein Alleinsein mit Vica erspart wurde, und tat nichts, um sich ein solches zu sichern.

Nach und nach kamen immer mehr Hausgenossen dazu, Höllbauers, der Hausherr und die Hausfrau; Kuno mußte sich allen widmen, und Vica hatte also wenig genug von ihm. Es war gar nicht so, wie sie sich's vorgestellt und gewünscht hatte.

Das Mittagsmahl wurde im Speisezimmer zu ebener Erde eingenommen, das nach dem Garten lag. Es dauerte ziemlich lang, war reichlich und wurde sehr auseinandergezogen. Aber nach Tisch verschwanden die Familienmitglieder, um ihre Mittagsschläfchen zu halten. Sogar in Betti, die gern nach Tisch schlief, trug die Trägheit über die Bosheit den Sieg davon, und sie verschwand, was Vica mit einem Aufleuchten der Genugtuung begrüßte. Eine Schwester zum Elefanten zu haben, das war nicht so arg, aber nicht eine solche, die sich über alles, was man sagte, laut oder leise lustig machte.

„Schläfst du nie nach dem Essen?" fragte Kuno seine Braut, als er mit ihr allein geblieben war.

„Wer jung ist, braucht nicht Siesta zu halten. Oder bist du es gewohnt?"

„Nein, ich hab' gar keine Zeit dazu."

„Also gehen wir in den Garten."

„Ist's dort nicht zu sonnig?"

„Es gibt Schatten genug. Wir haben uns doch so viel zu sagen, und hier geht es nicht."

„So?" fragte er unwillkürlich. Dann verbesserte er sich: „Also komm!"

Arm in Arm schritten sie über die sonnenbeschienenen Kieswege durch alle Windungen bis zu dem bald er-

reichten Ende, ohne daß Kuno auch nur den Mund aufgetan hätte.

Schläfrige Mittagsstimmung herrschte. Rosen und Nelken dufteten, und weiße Schmetterlinge haschten einander in der Luft.

Vica war mitteilungsbedürftig gewesen, aber sie schwieg nun auch. Stumm erreichten sie die Rebenlaube, die den Gartenwinkel abstumpfte. Vica betrat die Schwelle, und Kuno folgte ihr fast widerwillig. Da drinnen war tiefer Schatten, denn die Schößlinge wucherten üppig. Ausläufer der Rebengewinde hingen bis auf die Bänke und den Tisch herunter, der die Mitte einnahm. Wie in einem Nest saß man da.

„Hier ist's schattig," sagte Vica und ließ sich auf die Bank nieder.

„Sehr schattig," bestätigte er, indem er ihrem Beispiel folgte und sich gleichfalls setzte, nur näher zur Tür. „Die Bank ist aber etwas hart," stellte er sofort fest.

Um Vicas Lippen begann es zu zucken. „Ist das alles, was du mir zu sagen hast?" fragte sie scharf.

„Oho! Schon eine Szene!" versuchte Kuno zu scherzen, indem er das Mädchen bei der Hand ergriff und sie zu sich heranzog. Sie folgte wie widerwillig, ließ sich aber doch heranziehen. Er legte den linken Arm um ihre Schultern, hob ihr Gesicht auf und gab ihr einen Kuß. Da schlang Vica den Arm um seinen Hals und küßte ihn, heiß, zwei-, dreimal, wie verdurstend, dann, als besinne sie sich, ließ sie von ihm ab, während er, den linken Arm immer noch um ihre Schultern gelegt, mit der Rechten ihre Hand faßte.

„Kuno, die Betti hat mir etwas gesagt!" stöhnte sie leise. „Wenn es wahr wäre! Frag mich nicht, ich sag's nicht!"

„Das wird was schön Dummes sein!" meinte Kuno

nicht sehr höflich, fragte aber doch nicht, sondern fuhr fort: „Kind, laß dich nicht aufhetzen. Wir müssen zusammenhalten. Gelt?“

„Ja,“ sagte sie mit einem tiefen Atemzug, wie erlöst. „Du und ich, ich und du! Wenn du mir gut bist, fürcht' ich die ganze Welt nicht!“

Da war sie, die Aufforderung zur Lüge, aber Kuno sprach sie nicht aus, er beugte sich bloß vor und küßte das Mädchen beschwichtigend auf den Mund. Ein Lächeln ging auf Vicas Gesicht auf, und ihre blaßgrauen Augen fingen zu strahlen an. In einem solchen Augenblick war sie beinahe hübsch.

„Ich hab's ja gewußt,“ sagte sie lebhaft. „Es war alles Lüge.“ Und nun war der Bann gebrochen, sie fing an, ihm ihre Erlebnisse der Woche zu erzählen. Wie sie auf seinen ersten Brief gewartet und was sie für eine Freude damit gehabt hatte. Was die Mutter ihr alles von ihm erzählt habe. So gesprächig wurde sie, daß sie gar nicht merkte, wie wenig er selbst sprach.

Ihr vertrauensvoller Ton schnitt ihm ins Herz wie ein Vorwurf. Niemals hätte sie so zu einem Manne gesprochen, von dem sie sich nicht geliebt glaubte. Sie hatte gar kein Arg, und alle schon angesammelten Wolken zerstreuten sich für sie. Sie ahnte nicht, daß der Mann an ihrer Seite es mit Freuden begrüßte, daß sich Stimmen ihrem Zufluchtsorte näherten.

„Es ist schon Besuch da!“ sagte Vica aufhorchend. Sie erhob sich, trat aus der Laube und ging denen entgegen, die man schon hörte, aber noch nicht sah, da grüne Hecken ihre Annäherung verhüllten.

Bald ertönten Rufe: „Vica! Vica!“ Diesmal war es Frau Höllbauers Stimme.

Um das Gebüsch biegend, sahen sie sie drüben über einem kleinen Rasenfleck stehen, neben einer formlosen

breiten Gestalt in einem weißen Rock mit rosa Bluse, einen großen Strohhut auf dem Kopf.

„Die Tante aus Klaus-Leopoldsdorf," sagte Vica leise zu Kuno. „Sei lieb zu ihr, sie hat mich gern."

Kuno konnte aber nicht umhin, den Gast als eine sehr verschlimmerte Ausgabe der Frau Guntram zu betrachten. Eine Hökerin vom Naschmarkt etwa, modisch und jugendlich gekleidet.

„Da sind sie ja, die Verliebten!" sagte Anna Höllbauer spöttisch, während die dicke Frau ihnen freundlich gerührt entgegenblickte.

Vica flog schon auf die Tante zu und umarmte sie mit einer Herzlichkeit, die Kuno ihrer Familie gegenüber noch nicht an ihr wahrgenommen hatte.

„Grüß dich Gott, Vickerl," sagte die Dicke. „Ich komm' eigens deinetwegen. Mir den Deinigen anschauen! Sonst hätten mich bei der Hitz' zehn Rösser nicht aus meinem Bau gebracht."

„Na, alsdann, so schau dir ihn halt an, Juli-Tant'," sagte Anna. „Herr Kuno Burkhart, unsere Tant' aus Klaus-Leopoldsdorf, Frau Julie Froschamer."

„Freut mich sehr," sagte Frau Julie Froschamer, sich mit einem schämigen Lächeln die Hand küssen lassend. „Wissen S', Herr Burkhart, die Vickerl ist mein Patenkind, wenn sie auch für gewöhnlich mit meinem Namen nicht genannt wird, sondern nach ihrem Vattern gerufen wird. Aber ich betracht' mich gewissermaßen als ihre zweite Mutter. Also haben Sie's mit mir zu tun, wenn Sie etwa mit der Vickerl nicht gut wären. Die Männer sind alle —"

„Ui je, Tant', der arme Onkel!" spöttelte Frau Höllbauer, die nicht einmal um den Preis einer Erbschaft an sich halten konnte. „Der hat dich nicht tyrannisiert, sondern ist fabelhaft unterm Pantoffel gestanden. Jetzt

haſt du's gehört, Kuno, du kriegſt gar zwei Schwiegermütter, und die Tant' iſt die hantigere von beiden."

Frau Froſchamer lachte dazu, ſo daß Kuno wohl ſah, daß ſie ſich nicht ungern als „ſcharf" verſchreien ließ, eben weil ſie es nicht war. Seine Mutter hatte ihm ſchon von dieſer Tante erzählt, die ein ſchönes Vermögen, keine Kinder, aber dafür eine Vorliebe für Vica hatte, alſo alle Kennzeichen der Erbtante aufwies. Wenn ſie ſich nur nicht gar ſo jugendlich gekleidet hätte!

Die naſeweiſe Betti, die verſchlafen herbeikam, ließ es ſich nicht nehmen, darüber eine Bemerkung zu machen. „Tant', wie ein Mäderl biſt angezogen."

„Wie ein Mäderl von fünfzig Jahren," antwortete Frau Froſchamer. „Aber macht nichts. Nur licht! Solang ich leb', kleid' ich mich licht, und ich hoff', es unterſteht ſich keines von euch, vor mir zu ſterben, damit ich nicht Trauer tragen muß."

Dieſe Tante ſchien wenig aus dem eigenen Heim wegzukommen und mußte daher als ſeltener Beſuch entſprechend geehrt werden. Vica wich kaum von ihrer Seite, und der Nachmittag verging, ohne daß das Brautpaar viel Gelegenheit gehabt hätte, ſich miteinander zu beſchäftigen. Vica hätte es gern gehabt, wenn Kuno am Abend länger hätte bleiben können, aber da er noch am Sonntag abend in die Stadt hineinfuhr, wurde es nichts mit dem Schwärmen im Mondſchein, wie ſie ſich's vorgeſtellt hatte. Natürlich, wenn Kuno es ſehr gewünſcht hätte, würde es ſich irgendwie ſchon haben einrichten laſſen. Der Vater hatte ihm geſtern abend angeboten, er ſolle anſtatt ſeiner am Samstag abend nach Vöslau fahren, und er ſelbſt würde am Sonntag folgen. Allein Kuno hütete ſich wohl, dieſes oder ein ähnliches Anerbieten anzunehmen, denn er wünſchte nichts anderes, als ſchon am Abend wieder nach Wien

zu fahren. So gern ging er weg, daß die Freude, fortzukommen, ihn beim Abschied herzlicher machte, und Vica wenigstens am Abschiednehmen nichts auszusetzen hatte.

Allein in ihren Briefen der nächsten Woche beklagte sie sich darüber, daß sie an diesem Sonntag so wenig voneinander gehabt hätten, und daß es voraussichtlich am nächsten noch schlimmer sein würde, denn es standen Mittagsgäste in Aussicht, die bereits Vormittags anrücken würden. Das schrieb sie in der Voraussetzung, bei ihm dieselben Gefühle des Mißvergnügens darüber zu erwecken, die sie selbst beseelten, während Kuno dachte, je mehr Gäste, desto besser, mochten sie ihm persönlich auch noch so unangenehm sein.

Ganz schüchtern und zaghaft ließ es Vica in den dieswöchentlichen Briefen durchblicken, daß sie ihn kühl gefunden hatte. Er bemühte sich, befriedigend zu antworten, was ihm schriftlich doch eher möglich war als mündlich, doch traf er den Ton nicht leicht, und gerade die Worte, die sie erwartete, konnte er nicht schreiben.

Deutlich sah Kuno die Wolke an ihrem Himmel, der ohnehin nicht der hellste war, aufsteigen — das Liebesbedürfnis der Braut, das er nicht befriedigen konnte. Wäre das Mädchen kühl und gleichgültig gewesen, dann ginge es leicht. Aber sie liebte ihn, glaubte, daß auch er sie lieben müsse, weil er sie doch gewählt hatte, und sehnte sich nach Äußerungen dieser Neigung.

„Zu ihr gehört ein Süßholzraspler und Schwadroneur," dachte Kuno, „einer, der sagen kann, was er nicht denkt und fühlt. Kein grader Michel wie ich." —

Am nächsten Sonntag, als Vica sich mit ihm von der Gesellschaft absondern wollte, und er ihr antwortete, das schicke sich nicht, blickte sie ihn starr an und sagte fest: „Wenn du gern möchtest, würdest du dich um die Schicklichkeit nicht so sehr kümmern."

„Da irrst du sehr," widersprach er, aber er fühlte sich doch getroffen.

Vica war übel beraten, Liebe und Leidenschaft von ihm zu fordern, denn ohne diesen Anspruch hätte er sich viel leichter an sie gewöhnt.

Er wußte nicht, wie Stolz und verletzte Eigenliebe bei ihr am Werk waren. Vica wünschte sehnlichst, Kuno sollte sich ungeduldig über ihre allwöchentliche Trennung zeigen, zärtlich und leidenschaftlich sein, nicht nur um ihrer selbst willen, sondern auch, um Anna und Betti zum Schweigen zu bringen, die die Wochentage mit höhnischen Anspielungen und spitzen Reden zubrachten.

„Na, deinen Kuno, den reißt's nicht so, herauszukommen," hieß es, „der kann's erwarten!"

„Und er grämt sich nicht zu Tod unter der Woche!" fuhr die andere fort.

Es half ihr nichts, daß sie seine kurzen Briefe für lange ausgab und sich manchmal etwas ausdachte, was er geschrieben haben sollte. Anna und Betti ließen sich nichts einreden. Sie steckten die Köpfe zusammen, lachten und flüsterten, und Vica wußte dann nur zu gut, daß sie sich dabei mit ihr beschäftigten, sie verhöhnten, weil sie sich geliebt glaubte, während man sie nur des Geldes wegen nahm.

Der Gifttropfen war nun in das Blut gedrungen und fraß dort um sich.

Am dritten Sonntag benützte Vica ein Alleinsein mit dem Bräutigam, um ihn über das Geschäft auszufragen. Kuno, dem das lieber war, als wenn sie Zärtlichkeit verlangte, und der in seiner Harmlosigkeit keine Ahnung davon hatte, was Vica eigentlich mit ihren Fragen bezweckte, verhehlte nicht, daß sein Vater viel Sorgen gehabt habe, meinte aber, daß es jetzt besser werden würde. Schließlich bemerkte er doch ihre

nachdenkliche Miene und ging von dem Geschäftsthema ab. Er nahm sie in seine Arme und streichelte sie. Für den Augenblick atmete sie wieder auf und verjagte die Gedanken, die sich ihrer bemächtigt hatten. —

Der August verging, und der September kam mit Regengüssen und Stürmen, die viele Leute in die Stadt zurückjagten. Bald flüchtete sich Frau Burkhart an den heimischen Herd; dann folgten Guntrams.

Guntrams wohnten in der Josephstadt, nicht ganz nahe bei Burkharts, aber auch nicht sehr weit, und jedenfalls erwartete man nun einen täglichen Besuch Kunos.

Also alle Tage, was bisher nur Sonntags von ihm verlangt worden war!

Frau Guntram, die der Ansicht war, daß es in einem Aufwaschen hingehe, hatte ihrem Gatten zugeredet, Seyks Werbung Gehör zu geben, und bald nach der Rückkehr der Familie in die Stadt wurde Bettis Verlobung gefeiert.

Nun kamen also zwei Bräutigame ins Haus. Manchmal ging Betti mit Kuno und Vica spazieren, aber öfter noch fiel dies Vica bei der Schwester zu, da Seyk unter Tags mehr Zeit hatte als Kuno.

Sie kannte Seyk, sie wußte, daß bei ihm von wahrer Liebe keine Rede war, und daß das, was ihn bewegte, nicht durch diesen Namen zu ehren war. Und doch zog sich ihr Herz krampfhaft zusammen, wenn Seyk Betti durchs Zimmer jagte und sie abschmatzte, nachdem er sie gefangen hatte. Dieses Paar küßte sich in den Fensternischen und hinter den Türen, sie und ihren Bräutigam betraf niemand dabei, denn in der Stadtwohnung, wo man nicht so unbeobachtet war wie im Garten, benahm sich Kuno noch zurückhaltender.

Die Mutter beging die Ungeschicklichkeit, Seyk in

Vicas Anwesenheit Kunos „anständiges“ Benehmen als Beispiel vorzuführen, wozu der Oberleutnant und seine Braut höhnisch lachten. Es fehlte nicht viel, so wäre Seyk damit herausgeplatzt, warum es Kuno Burkhart so leicht fiele, sich anständig zu benehmen; doch Vica verstand auch ohne Worte, was er meinte.

Das andere Brautpaar mit seiner geräuschvollen Verliebtheit führte ihr immer aufs neue vor Augen, was bei ihr fehlte, und Betti hatte eine Art, aus Seyks Arm triumphierend zu ihr hinüberzublicken, die es ihr förmlich entgegenschrie: „Ich bin geliebt — du nicht!“

Manchmal rühmte sie sich auch in Worten Seyks Liebe, worauf ihr Vica dann bitter antwortete: „Er würde dich doch nicht nehmen, wenn du die Kaution nicht hättest.“

„Er könnte nicht,“ versetzte Betti ruhig, „aber ganz allein wegen 'm Geld nimmt er mich doch nicht, wie deiner.“

Nicht gerade aus bösem Willen stach sie der Schwester den Star; wenn diese sich nicht anfangs gar so in die Brust geworfen und auf sie herabgeschaut hätte, würde sie ihr ihren Wahn gelassen haben. Aber deren dumme Seligkeit war nicht mehr mitanzusehen gewesen.

Nun war die Operation gelungen, Vica wurde sehend. Heimlich studierte sie den Bräutigam. Jedes Wort, jeden Ton legte sie auf die Wagschale. Alles bemerkte sie, das auf seine innere Gleichgültigkeit deutete.

(Fortsetzung folgt.)

Arm.

Novellette von Eliſabeth Goedicke.

Mit Illuſtrationen von H. Grobet.

(Nachdruck verboten.)

Die Räder fliegen dahin auf der ebenen Straße; jetzt liegt zur Seite ein einſames Gehöft, eine Mühle vielleicht. Im herbſtlichen Garten blühen die Malven, ſteif und gerade ſtehen ſie nebeneinander; über den Weg ſpannt ſich eine Laube von Wein, und die Obſtbäume biegen ſich unter ihrer Laſt. Vorüber! Kaum, daß der Teckel, der in der Haustür gelegen hat, bis auf die Straße laufen konnte.

Jetzt fällt die Straße etwas ab, und dann geht's durch ein Dorf. Vor den Fenſtern buntblühende Nelken und an den Wänden fruchtbeladene Weinſtöcke und Aprikoſenbäume. Ein Bergwäſſerchen fließt an den Häuſern vorbei, kleine Brücken führen darüber, und die Gänſe ſpazieren darin herum. Auch auf der Straße machen ſie ſich breit, ſtrecken die Hälſe lang und fliehen dann entſetzt, in komiſcher Eile, vor dem Klingeln der Radler. Es iſt Sonntag früh und noch alles ſtill in Dorf und Wald und Feld.

Ja, radeln iſt ſchön, wenn man es kann, aber wenn man noch wenig in Übung iſt, dann hat es auch ſeine Tücken. Suſi Rotthaus machte heute dieſe Erfahrung,

und als der Weg am Ausgang des Dorfes wieder anstieg, sprang sie ab.

„Na, steigst du schon wieder ab?“ fragte ihr Vetter lachend, während er an ihr vorbeifuhr. „Wenn das so weitergeht, kommen wir heute nicht mehr nach Seeheim zurück.“

„Diese ewigen Steigungen!“ rief sie klagend und führte ihr Rad.

Die anderen beiden fuhren langsam weiter. Hans Rotthaus sah ein paarmal verstohlen in das ernste, nachdenkliche Gesicht seiner Begleiterin und lenkte sein Rad dann dicht an ihre Seite. Er war gar nicht böse, wenn Susi einmal zurückblieb.

„Ich muß Sie heute noch allein sprechen,“ stieß er halblaut hervor. „Bitte, denken Sie daran und weichen Sie mir nicht wieder so aus wie vorigen Sonntag.“

Lenore Bessow hob den Blick nicht von der grauen Straße, daher sah er nicht den gequälten Ausdruck, der in ihre Augen getreten war. Er bemerkte nur das schmerzhafte Zucken ihrer Lippen und faßte unwillkürlich seine Lenkstange fester. Ach, sie in die Arme nehmen dürfen, halten, schützen, das feine, schöne Gesicht küssen, bis die Augen wieder lachen und der Leidenszug um den Mund fort ist!

Susi hatte sie inzwischen wieder eingeholt, und sie fuhren alle drei stumm nebeneinander her. Eine ganze Zeit ging der Weg eben fort, aber dann kam wieder eine Steigung, lange und anhaltend.

„Wieder so 'n dämlicher Berg!“ schalt Susi, preßte die Lippen zusammen und trat mit Feuereifer, bis sie ganz rot und heiß wurde. Sie mußte doch hinauf, sie durfte die beiden nicht wieder allein lassen, die Tante hatte es ihr dringend ans Herz gelegt, und es war nicht gut mit ihr Kirschen essen, wenn man ihre Wünsche

und Befehle nicht ausführte. Aber der Berg war entsetzlich! Sie hatte das Gefühl, als ob das Rad absolut nicht hinauf wollte.

Lenore Bessow sah sich einmal nach ihr um. „Sie müssen die Lenkstange so fest fassen, als ob Sie das Vorderrad dadurch

hochheben wollten," rief sie ihr zu und fuhr so leicht und sicher hinauf, als ob es ein Kinderspiel wäre.

Susi versuchte es. Sie zog so krampfhaft an der Lenkstange, daß ihr die Arme ganz steif wurden und sie das Treten vergaß. Nun fing das Vorderrad an,

hin und her zu schwanken, das ganze Rad neigte sich bedenklich nach rechts, und dann lag Susi im Sande, und das Rad neben ihr.

Die anderen hörten ihren kleinen Schrei, und Lenore wollte abspringen.

Aber Rotthaus legte seine Hand auf ihre Lenkstange und sagte: „Bleiben Sie nur, Susi wird schon nachkommen."

Es lag etwas Zwingendes in seinem Ton, und sie senkte den Kopf, während eine heiße Röte ihr ins Gesicht stieg.

„Wir warten im Schatten auf dich," rief er zurück.

Als sie dort angekommen waren, wo der schattige Weg nach Seeheim abbiegt, stiegen sie beide wie auf Verabredung ab. Sie hatten bis jetzt kein Wort miteinander gesprochen. Lenore lehnte ihr Rad gegen einen Baumstamm, nahm ihren Hut ab und strich sich mit dem Handrücken über Stirn und Augen. Sie wußte ja so genau, was jetzt kommen würde, und ihr war zu Mut, als sei es das Schicksal selbst, das ehern und unabweisbar vor ihr stand. Sie hatte dagegen angekämpft, täglich und stündlich, aber es war umsonst gewesen.

Hans Rotthaus war jetzt zu ihr getreten. „Lenore," sagte er leise und legte den Arm um sie, „Lenore!"

Sie bog den Kopf zurück und sah ihn an, und er las in ihrem Blick, daß sie es aufgegeben hatte, gegen ihre Liebe anzukämpfen.

Da riß er sie an sich und küßte sie. „Du, du, hast du mich lieb?"

Sie nickte nur, weil ihre zitternden Lippen die Worte nicht finden konnten.

Nun jubelte er auf. „Ich hab's ja gewußt, du. Wir wußten's ja beide — nicht wahr? Wir brauchen's

uns nicht zu sagen, jeder Blick sprach ja, jedes gleichgültige Wort."

Tausend Erinnerungen kamen ihr an Leid und Wonne der letzten Wochen, und sie lächelte das feine, süße Lächeln, das er so an ihr liebte.

„Ich wollte ja nicht, ich hab' mich gesträubt, so sehr ich konnte, aber es war umsonst."

Er küßte sie leise auf Mund und Augen. „Meine Lenore!" Dann sahen sie sich in die Augen, sehr lange und sehr ernst.

Endlich kam es scheu und zaghaft über ihre Lippen: „Aber deine Mutter!"

Er atmete tief auf, und seine Stirn zog sich in Falten. „Sie muß sich fügen," sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, „sie muß einfach. Ich lasse dich nicht mehr — nie. Ich kann doch mein Lebensglück nicht von einem ganz grundlosen Hochmut meiner Mutter abhängig machen. Wenn du nicht zufällig ihre Gesellschafterin wärest, würde sie dich mit offenen Armen als Tochter empfangen. Mein Gott, stolz müßte sie auf dich sein, daß du so viel Mut und Kraft hast, dich auf eigene Füße zu stellen, statt dich auf die Gnade deiner Verwandten zu verlassen."

Sie hatte mit ernstem Blick an ihm vorbei ins Leere gesehen, während er sprach, nun wandte sie sich wieder zu ihm, nahm mit einer langsamen, fast zaghaften Bewegung seinen Kopf in beide Hände und zog ihn zu sich hinab, bis sie ihr weiches, feines Gesicht an seine braune Wange legen konnte.

„Mein armer Hans," sagte sie weich und traurig, „ich wollte doch nicht zwischen dich und deine Mutter treten."

Sein Arm umschlang sie fester, und seine Lippen suchten wieder die ihren. „Mein Lieb, nicht traurig

sein! Uns beide trennt nichts mehr, auch der Wille meiner Mutter nicht. Sie wird ja auch nachgeben, wenn sie sieht, daß sie nichts ausrichten kann gegen unsere Liebe. Komm, wir wollen uns diese Stunde nicht stören lassen."

Sie setzten sich auf die Bank, die am Wege stand, und vergaßen die Welt um sich her, die drohende Wolke, die an ihrem Liebeshimmel stand, und auch die kleine Susi, die mit ihrem Rade im Sande liegen geblieben war.

Dem Radler, der etwa eine Viertelstunde später denselben Weg fuhr, leuchtete die helle Lebensfreude aus den Augen. Er war schlank und geschmeidig, und gegen sein braungebranntes Gesicht hob sich sein blonder Schnurrbart ganz hell ab. Den Berg, an dem Susis Radelkunst gescheitert war, nahm er mit Leichtigkeit, er pfiff sogar ein Liedchen vor sich hin. Oben stutzte er. Zur Seite des Weges saß ein junges Mädchen auf einem Prellstein. Neben ihr lag ein Stahlroß, dessen Vorderrad ein hübsches Oval bildete und dessen rechtes Pedal gänzlich verbogen war. Sie sah ihn nicht; denn sie hatte den Kopf in die Hände gestützt und starrte auf den grauen Straßenstaub zu ihren Füßen.

Er sprang ab, zog seinen Hut und rief: „All Heil!"*)

Nun hob sie den Kopf, und unter dem weißen runden Strohhut sah ein ganz allerliebstes Gesichtchen mit zornigen Augen hervor. „All Heil!" kam es mißmutig über die frischen roten Lippen.

„Sie haben Unglück mit Ihrem Rad gehabt?" fragte er höflich.

„Wie Sie sehen."

---

*) Siehe das Titelbild.

„Kleine Kratzbürste!“ dachte er amüsiert und sagte im liebenswürdigsten Ton: „Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“

„Ich weiß nicht —“ meinte sie zögernd und sah ihn schon etwas freundlicher an.

„Ich will es jedenfalls versuchen.“ Er stellte sein Rad an einen Baum und nahm seinen Hut ab.

„Haben gnädiges Fräulein ganz allein eine Radtour unternommen?“

„Ach nein! Ich bin mit meinem Vetter und der Gesellschafterin meiner Tante fortgefahren.“

„Und wo sind Ihre Begleiter geblieben?“ fragte er sich umsehend; denn so weit das Auge reichte, war keine menschliche Seele zu erblicken.

„Weitergefahren.“

„Und haben Sie hier allein gelassen?“

„Ja.“

„Unerhört!“

Sie stand auf, reckte die Arme ein bißchen und sah ihn etwas überlegen lächelnd an, was ihm ganz besonderen Spaß machte. „Finden Sie?“ sagte sie dann. „Ich glaube, das würden Sie ganz ebenso machen, wenn Sie sich gern verloben wollten und es wird Ihnen jemand als Aufpasser mitgegeben.“

Er sah sie einen Augenblick ganz verblüfft an. „Ja, allerdings —“ meinte er endlich zögernd.

„Zu diesem scheußlichen Amt habe ich mich hergegeben — ja ich,“ fuhr sie nun erregt fort, „aber jetzt habe ich eingesehen, daß es unrecht ist, wenn man zwei Menschen, die sich lieb haben, trennen will. Hier auf diesem Stein bin ich zur Vernunft gekommen, und so wütend bin ich auf mich — so furchtbar wütend! Aber ich helfe den beiden jetzt, wo ich kann, und wenn meine Tante Räder schlägt.“

„Sie wird doch nicht?“

„Ja, sie wird wohl, aber das ist mir egal! Entschuldigen Sie, daß ich Ihnen das alles sage, aber ich mußte mir mal Luft machen.“

Er nickte zustimmend, während seine Augen vor lauter Vergnügen funkelten. „Das ist manchmal sehr gut. Jetzt werde ich mich aber an Ihren armen Patienten machen.“

Das Vorderrad war bald kuriert, ein kräftiger Fußtritt brachte es wieder in die richtige Fasson. Mit dem verbogenen Pedal war die Sache schon schwieriger. Er arbeitete lange daran herum. Endlich sah er auf und sagte: „So, mehr ist es jetzt nicht zu machen. Sie müssen versuchen, ob Sie so fahren können. Haben Sie es noch weit?“

„Ich will nach Seeheim.“

„Ach, dahin will ich ja auch! Dann darf ich Sie wohl begleiten?“

Susi nickte gnädig mit dem Kopf.

„Wollen Sie versuchen, ob Sie so fahren können, und meinen Sie, daß wir die beiden stören, wenn wir uns jetzt schon auf den Weg machen?“

Susi sah nach der Uhr. „Sie sind schon seit einer halben Stunde fort. In der Zeit kann man sich doch wohl verloben, nicht wahr?“

„Ich sollte meinen, obgleich ich in der Sache keine Erfahrung habe.“

„Dann wollen wir fahren.“

Er schob ihr Rad auf die Mitte des Weges und wollte ihr beim Aufsteigen behilflich sein. Vorher zog er aber den Hut und sagte: „Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle, gnädiges Fräulein — Bodo v. Hildeck.“

„Ich heiße Susi Rotthaus.“

„Fräulein Rotthaus?“ rief er erstaunt. „Ist Ihre Tante vielleicht Frau Kommerzienrat Rotthaus aus Frankfurt?“

„Ja.“

„Und deren Gesellschafterin ist Lenore Bessow, nicht wahr?“

„Ja, woher wissen Sie denn das?“

„Ich bin ihr Vetter. Meine Mutter schrieb mir schon, daß sie jetzt in Seeheim sei, und da ich meinen Urlaub doch zu einer Radtour durch die Bergstraße und das Neckartal benützen wollte, hatte ich mir vorgenommen, sie in Seeheim zu begrüßen.“

„Nein, ist das aber nett!“ rief Susi.

„Ja. So ist es also Lenore, die sich mit Ihrem Vetter verloben will?“ fragte er erstaunt. „Dann komme ich wohl gerade zu ihrer Verlobung zurecht?“

Nun schüttelte Susi traurig den Kopf. „Damit hat es noch gute Wege.“

Er sah sie fragend an, und nun fuhr sie in ihrer eifrigen Art fort: „Das Ganze ist nämlich eine gräßliche Geschichte. Hans und Lenore lieben sich und wollen sich gern verloben, man sieht es ihnen auf tausend Schritte an, aber Tante will es nicht erlauben. Sie mag nicht, daß ihr Sohn, der einzige Inhaber der großen Firma Rotthaus, eine arme Gesellschafterin heiratet. Sie glauben nicht, was die Familie Rotthaus hier einen Hochmut besitzt. Und Tante noch ganz besonders. Sie ist nämlich eine geborene Freiin v. Dahlen.“

„Himmel, wenn sie da nur nicht dran stirbt!“ rief Hildeck spöttisch.

„Ich finde ja auch, daß es ein Unsinn ist,“ meinte Susi. „Einer ist hochmütig, weil er Geld hat, der andere, weil er sich eine Krone über sein Monogramm

sticken darf. Ist ja alles Mumpitz. Darum sind sie doch nicht glücklicher oder besser wie andere Menschen — im Gegenteil, sie machen es sich und anderen bloß ungemütlich. Ich stehe jetzt aber zu den beiden und helfe ihnen, wo ich kann — damit basta."

„Das finde ich famos von Ihnen, gnädiges Fräulein," rief Hildeck und hielt ihr in einer schnellen Aufwallung die Hand hin.

Sie legte ohne Zögern die ihre hinein und sah ihn lachend an.

„Ulkig, daß wir uns hier trafen — nicht? Nun müssen Sie mir auch helfen."

„Selbstverständlich, gnädiges Fräulein, so viel ich kann."

Sie fuhren bis an den Seeheimer Weg, wo Hans und Lenore noch auf der Bank saßen.

„Sie scheinen sich wirklich verlobt zu haben," meinte Susi leise. „Na, ich werde schöne Schelte bekommen. Aber das schadet nix!"

Sie lachte übermütig auf und setzte das Läutewerk ihres Rades in Bewegung, um sich den beiden Liebenden bemerkbar zu machen. „Raten Sie mal, Lenore, wen ich Ihnen hier bringe!" rief sie schon von weitem.

Frau Rotthaus saß bereits über eine Stunde in dem kühlen, schattigen Garten des Hotels in Seeheim, in dem sie für vier Wochen mit ihrer Nichte und ihrer Gesellschafterin Wohnung genommen hatte, und las. Aber sie war nicht ganz bei der Sache. Immer wieder flog ihr Blick über das Buch hinweg nach dem Eingang. Daß die Jugend immer noch nicht von ihrer Radtour zurück war! Sie hätten längst hier sein können. Eine innere Unruhe ergriff sie. Es war töricht von ihr gewesen,

diese Tour überhaupt zu erlauben. Wenigstens hätte sie die Bessow hier behalten sollen. Sie lächelte jetzt selber. Als ob Hans dann überhaupt gefahren wäre!

Aber es wäre auf jeden Fall besser gewesen, sie hätte die beiden unter Aufsicht behalten. Auf solcher Tour gab es so viele Möglichkeiten, sich allein zu sprechen, wenn man es darauf anlegt, und auf Susi war auch kein fester Verlaß in dieser Angelegenheit.

Sie seufzte und legte ihr Buch aus der Hand. Ihre Gedanken waren ja doch nicht bei dem, was sie las. Sie wandten und wanderten.

Es war ihr, der Baronesse v. Dahlen, damals nicht leicht geworden, dem Kaufmann Rotthaus die Hand zu reichen. Aber Rotthaus war Millionär, und sie ein ganz armes Freifräulein. So hatte sie sich denn entschlossen, ihn zu heiraten, aber die Aristokratin hatte sie nie ganz abgestreift, im Gegenteil, sie führte ihren Mädchennamen immer als Schild vor, wenn sie meinte, daß man den Rotthausschen Millionen nicht die genügende Ehrfurcht erwies. Und trotzdem ihr Mann sie mit Liebe und Zärtlichkeit umgab und ihr jeden Wunsch von den Augen ablas, verlor sie nie das Gefühl, daß sie ein großes Opfer gebracht habe, als sie ihn heiratete.

Ihr einziges Kind Hans war ihr ganzer Stolz. Sie hätte gern gesehen, daß er durch einen kaiserlichen Gnadenerlaß den Namen eines Freiherrn v. Rotthaus-Dahlen erhielt, man hatte dergleichen ja schon öfter gehört, aber in diesem einen Punkte war ihr Mann unerbittlich, und als er die Augen für immer geschlossen hatte, erwies Hans sich diesem Plan ebenso abgeneigt wie er. Das Geschäft hatte Hans natürlich übernehmen müssen, dagegen hatte sie nichts sagen können und wollen, denn sie hatte den Zauber der Millionen als Frau Rotthaus genügend kennen gelernt. Aber er war wenigstens

Reserveoffizier in einem der vornehmsten Kavallerieregimenter, sein Name stand dort neben denen der echtesten Vollblutaristokraten; er spielte jeden Sommer in Homburg Tennis mit mehreren wirklichen Prinzen, und sie hoffte immer, daß er einmal durch eine Heirat mit einem sehr vornehmen Mädchen ganz in jene Kreise hineinkommen werde, in die er durch den alten Namen seiner Mutter ja eigentlich gehörte.

Statt dessen wollte er nun eine arme Gesellschafterin heiraten, ein Mädchen, das in ihrem eigenen Hause eine Art dienender Stellung einnahm! Aber das durfte nicht sein, auf keinen Fall. Er war jetzt verliebt und übersah nicht die Folgen des Schrittes, den er vorhatte, deshalb mußte sie ihn davon abhalten, und sie zweifelte auch gar nicht, daß es ihr gelingen würde, denn sie war von jeher gewöhnt, daß ihr Wunsch und Wille in ihrer Familie als maßgebend galt.

Natürlich würde es Hans nicht leicht werden, Lenore aufzugeben, denn er liebte sie wirklich, das unterlag keinem Zweifel, aber er würde es schon überwinden, er hatte ja Dahlensches Blut in den Adern. Sie hätte damals auch lieber den hübschen Kürassierleutnant mit dem uralten Namen genommen, dessen Herz ihr so ungeteilt gehörte, aber er war von seiner Familie abhängig, sie hätten warten, sich später einschränken müssen, und das liebte sie nicht. Deshalb hatte sie aus ihrem Herzen ausgerissen, was sich da eingewurzelt hatte mit tausend kleinen Äderchen, und hatte die Rotthausschen Millionen gewählt.

Sie strich sich mit der Hand über die Augen und sah wieder nach dem Eingang. Ah, endlich kamen sie — etwas müde und erhitzt in Begleitung eines fremden jungen Herrn.

Sie winkte leicht mit der feinen, ringgeschmückten

Hand zur Begrüßung und wartete, bis alle heran gekommen waren.

„Ihr kommt etwas ſpät,“ ſagte ſie in ihrer langſamen, vornehmen Sprechweiſe.

Hans küßte ihr die Hand.

„Verzeih, Mama, Suſi mußte öfter abſteigen, das gab Aufenthalt. Schließlich iſt auch noch ihr Rad etwas defekt geworden. — Aber geſtatte, bitte, zuerſt, daß ich dir Herrn Leutnant v. Hildeck vorſtelle.“

Eine feine Bläſſe zog über ihr ſtolzes, noch ſo ſchönes Geſicht, während ſie Hildecks Verbeugung mit einem Kopfnicken beantwortete und ihm die Hand reichte.

„Im Hauſe meines Vaters verkehrte früher ein Frei-

herr v. Hildeck, der bei den Ottstedter Kürassieren stand," sagte sie.

„Das ist mein Vater," entgegnete Hildeck interessiert.

„Ihr Vater!" sagte sie leise und sah ihn seltsam bewegt an.

„Ja, und denk mal," rief Susi nun lebhaft, „Herr v. Hildeck ist ein Vetter von Lenore."

„Das sind ja viele Überraschungen auf einmal," meinte Frau Rotthaus nun lächelnd, wieder ganz kühl und beherrscht. „Aber ich denke, meine jungen Herrschaften, ihr frühstückt jetzt etwas und ruht dann nach eurer anstrengenden Tour, damit ihr zu Tisch wieder frisch seid." —

Kurz vor Tisch hatte Hildeck erst Gelegenheit, Lenore allein zu sprechen. Er fand sie, als er durch den Garten schlenderte, auf einer versteckten Bank sitzend. Sie hatte das Radelkostüm mit einem schlichten weißen Kleid vertauscht und sah träumerisch vor sich hin.

„Na, Kind," fragte er in väterlich beschützendem Ton, „wie geht's denn?"

„Ach!" Sie seufzte tief auf, und es zuckte in ihrem Gesicht, als ob sie mit den Tränen kämpfte.

Da nahm er ihre Hand und streichelte sie. „Ich weiß ja, Lenore," sagte er. „Wenn ich dir helfen kann, geschieht's gerne. Vielleicht ist es dir schon eine Erleichterung, wenn du dich aussprichst."

Sie sah ihn unsicher und fragend an. „Was weißt du denn, Fritz?"

Nun lachte er. „Du, im Odenwald erzählen sich's die Leute auf der Straße, wenn sich zwei Menschen gern haben und die böse Frau Schwiegermama noch etwas Schwierigkeiten macht."

„Mein Gott, Fritz, woher —"

„Na, Scherz beiseite. Susi Rotthaus hat mir auf

dem Beerbacher Weg ihr Herz ausgeschüttet. Es kam ein bißchen plötzlich und überraschte mich etwas, aber ich bin doch nun wenigstens hier und kann dir vielleicht helfen. Die Kleine ist allerliebst, du, und ganz auf eurer Seite. Aber nun sag mal —" er zögerte und sah sie fragend an.

Die Farbe auf Lenores Wangen vertiefte sich, und ihre Augen strahlten plötzlich.

Er lachte. „Jetzt weiß ich schon, du brauchst mir gar nichts mehr zu sagen. Was wird denn nun werden?"

Sie zuckte die Achseln. „Hans hofft ja, seine Mutter umzustimmen, aber ich glaube nicht, daß es ihm gelingen wird."

„Hm, und dann?"

„Ja, das weiß ich auch nicht. Hans hängt mit unbeschreiblicher Liebe und Verehrung an seiner Mutter. Er würde durch einen Bruch mit ihr so unglücklich werden, daß ich niemals die Verantwortung auf mich nehmen möchte, die Veranlassung dazu zu sein."

„Die Gnädige macht einen sehr hoheitsvollen Eindruck."

Lenore nickte. „Sie ist wie eine Königin, das ist die richtigste Bezeichnung für sie. Immer liebenswürdig, ruhig, vornehm. Ich habe noch nie ein unfreundliches oder lautes Wort von ihr gehört, aber jeder tut blindlings, was sie sagt. Sie ist wohl kalt und hochmütig und egoistisch, und doch übt sie einen Zauber aus, dem man sich nicht entziehen kann. Ich weiß ja so genau, wie alles kommen wird. Hans wird zu ihr gehen und mit warmen, erregten Worten von unserer Liebe sprechen, und sie wird lächelnd zuhören, ihm über das Haar streichen und sagen: „Schlag dir das aus dem Sinn, mein Junge!" Dann wird sie von anderen Dingen sprechen und so tun, als ob niemals ein Wort darüber

gefallen wäre. O, ich kenne das, sie lächelt und schweigt alles tot."

„Aber Rotthaus ist doch selbständig und alt genug, seine eigenen Wege zu gehen," meinte Hildeck. „Laßt es doch drauf ankommen. Wenn sie sieht, daß ihr fest bleibt, wird sie sich schon ergeben. Eine Mutter ist im Grunde doch immer schwach ihrem Sohn gegenüber, und wenn es noch dazu der einzige ist, so —"

Lenore schüttelte den Kopf. „Nicht diese Mutter."

„Mein Gott," rief Hildeck nun etwas ärgerlich, „Rotthaus ist doch ein Mann, und wenn er dich wirklich liebt —"

„Ich kann es nicht tun, wenn seine Mutter nicht einverstanden damit ist." Lenore bedeckte das Gesicht mit beiden Händen. „Ich weiß ja, wie er darunter leiden würde," seufzte sie.

„Vielleicht würde er aber noch mehr leiden, wenn er sich von dir trennen müßte!"

„Daß Menschen so grausam sein können, Fritz! Und so eng in ihren Ansichten. Ein Glück zu zerstören um solcher Äußerlichkeiten willen! Weil ich arm und abhängig bin, weil ich keinen stolzen Namen habe. Hat sie ihren Mann glücklich gemacht mit ihrem „von"? Ich glaube nicht. Wenn zwei Menschen sich so lieb haben, wie Hans und ich, dann kommen einem diese Dinge alle so nichtig vor. Ach, man könnte wirklich bitter werden!"

Hildeck tröstete sie, so gut er konnte, aber er fühlte selbst, daß es nichts wirklich Tröstendes war, was er ihr sagte. Nur daß er überhaupt da war und sie sich zu ihm aussprechen konnte, gewährte ihr eine Erleichterung, und er versprach ihr auch, vorläufig in Seeheim zu bleiben.

— — — — — — — — — — — —

Frau Rotthaus saß bequem zurückgelehnt auf dem Sofa und blätterte in einem Heft, als Hans eintrat. Ihm leuchtete das Glück aus den Augen.

„Mama," rief er schon in der Tür, „Mama, ich muß dir etwas sagen."

Sie legte ihr Heft beiseite und sah ihn freundlich lächelnd an. Da nahm er ihre feine Rechte zwischen seine beiden Hände und rief: „Ich habe mich heute mit Lenore Bessow verlobt."

Er hoffte, der Tatsache gegenüber werde sie ihren Widerstand aufgeben. Sie blieb auch ganz ruhig, nur das Lächeln schwand allmählich aus ihrem Gesicht, und sie entzog ihm leise ihre Hand.

„Ich komme, um dich um deinen Segen für uns zu bitten," fuhr er fort.

„Du weißt, Hans, daß ich durchaus gegen diese Verlobung bin," sagte sie nun langsam. „Ich habe es ja kommen sehen und dich nicht im Zweifel über meine Meinung gelassen. Deshalb wirst du wohl kaum erworten, daß ich dir meinen Segen dazu gebe."

„Warum aber nicht?" fragte er erregt.

„Komm zu mir, mein Junge," sie machte eine einladende Bewegung, daß er sich neben sie aufs Sofa setzen sollte, „wir können das ja alles in Ruhe besprechen."

Er setzte sich aber nicht, sondern blieb stehen und fragte fast schroff noch einmal: „Warum also nicht?"

„Lenore ist keine Frau für dich, Hans. Ein Mädchen, das arm und in kleinen Verhältnissen aufgewachsen ist, paßt nicht in unseren Kreis. Die ganzen Lebensgewohnheiten und Auffassungen sind zu verschieden."

„Aber Mama, das können in diesem Falle doch nur kleine Äußerlichkeiten sein, die gar nicht in Betracht kommen, wenn es sich um das Lebensglück zweier Men-

schen handelt," sagte er nun eindringlich und setzte sich neben sie.

Sie strich ihm mit der Hand über das Haar. „Ich halte es aber nicht für dein Lebensglück, Hans, darum werde ich immer dagegen sein. Das Leben besteht aus kleinen Äußerlichkeiten, mehr wie man denkt. Du hast das Mädchen lieb, ich weiß es, aber so etwas überwindet man. Sieh mal, die Gesellschafterin seiner Mutter — in die kann man sich wohl verlieben, aber die heiratet man nicht."

„Mama!" rief er verletzt und empört.

„Ich tu' dir jetzt weh, ich weiß es, mein armer Junge," sagte sie, „aber es geschieht nur zu deinem Besten. Du wirst es mir einst danken."

Er stand auf und trat ans Fenster. Eine ganze Weile sah er stumm hinaus, endlich sagte er mit zusammengebissenen Zähnen, ohne sich umzuwenden: „Du treibst mich noch zum Äußersten, Mama."

„Was willst du damit sagen?"

„Daß ich Lenore gegen deinen Willen heirate."

„Natürlich kannst du das tun, Hans, du bist ja selbstständig in jeder Beziehung. Aber du mußt damit rechnen, daß du dann keine Mutter mehr hast."

Er stöhnte auf. „Wie kannst du nur so grausam sein, mich vor diese Wahl zu stellen, Mama!" rief er erregt. „Siehst du denn nicht, daß mir fast das Herz darüber bricht?"

„An gebrochenem Herzen ist noch kein Mensch gestorben, lieber Hans."

„Gestorben vielleicht nicht, aber zeitlebens unglücklich geworden."

Die Tischglocke ertönte jetzt. Frau Rotthaus erhob sich, trat vor den Spiegel und strich sich das Haar glatt.

„Du glaubst nicht, was die Zeit für eine heilende

Macht hat," sagte sie dabei so ruhig, als hätten sie sich eben über einen ganz gleichgültigen Gegenstand unterhalten. Hans antwortete nicht. Er öffnete ihr die Tür, und sie gingen zusammen in den Speisesaal.

Bei Tisch zog Frau Rotthaus Hildeck fast ausschließlich in die Unterhaltung. Sie hatte viel Berührungspunkte mit ihm, er war aus ihrer Welt, kannte so viele von den alten, vornehmen Familien, mit denen sie früher verkehrt hatte, und konnte ihr über deren Schicksale Auskunft geben. Auch nach seinem Vater fragte sie ihn, und er erzählte ihr, daß er jetzt Divisionskommandeur sei. Mit leuchtenden Augen sprach er auch von seiner Mutter und seinen drei jüngeren Schwestern, so daß Frau Rotthaus den Eindruck gewann, daß das Familienleben bei den Hildecks ein äußerst glückliches sei.

Für Hans und Lenore war dies eine qualvolle Stunde. Sie saßen nebeneinander und konnten doch nicht ungestört miteinander sprechen. Wie aus weiter Ferne drang das Stimmengewirr der Hotelgäste, die mit ihnen an der langen Tafel saßen, an ihre Ohren, und Lenore sah wie durch einen Schleier immer nur die schöne, stolze Frau vor sich, die mit bezaubernder Liebenswürdigkeit ihre Umgebung tyrannisierte und um einer Laune willen das Glück zweier Menschen zerstören wollte. O, sie hätte schreien können vor Schmerz und Empörung und durfte sich doch nichts merken lassen.

Nachmittags fanden sie aber doch noch eine Stunde des Alleinseins im Walde, der sich hinter dem Hotelgarten hinzog. Sie hatten sie sich erzwungen, einer ganz unabweisbaren Forderung ihrer Herzen folgend.

Da hielt Hans nun seine Lenore im Arm und erzählte ihr von seiner Unterredung mit seiner Mutter.

Ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen. „O, Hans, warum ist sie nur so grausam?"

Er küßte ihr die Tränen fort. „Sie hat vielleicht nie geliebt," sagte er nachdenklich, „sie weiß nicht, wie das ist, darum wollen wir sie nicht hart beurteilen. Wir sind ja so reich gegen sie. Lenore, Liebling, du weißt, wie ich dich liebe. Ich lasse dich nie!"

Sie hatte die Augen geschlossen und still zugehört. Sie wollte ihn ganz auskosten, diesen Augenblick, einmal ausruhen in der Liebe. Dann mußte sie ja doch den einsamen, einförmigen Weg weitergehen, auf den das Schicksal sie gewiesen. Oder mußte sie nicht? Schien auch für sie jetzt die Sonne des Glückes?

Ein starker Arm hielt sie umfaßt, und innige Liebesworte tönten an ihr Ohr.

„Uns kann jetzt nichts mehr trennen, mein Lieb. Wir heiraten sofort. Worauf sollten wir auch warten? Und wenn Mama ihren Widerstand nicht aufgibt, kann ich ihr eben nicht helfen."

Sie atmete tief auf. Da war es ja, das Glück! Er liebte sie, und er wollte sie, das arme, heimatlose Mädchen, in sein Haus führen. Sollte sie das zurückweisen, weil seine Mutter dagegen war? Ihm und sich selbst das große Opfer der Entsagung auferlegen wegen der Laune einer hochmütigen Frau? Es bäumte sich etwas in ihr dagegen auf. Diese Frau hatte kein Recht, ihnen ihr Glück zu nehmen, sie lebten ihr eigenes Leben, und Hans war doch ein Mann, der für sich selber stand und die Erlaubnis der Mutter nicht brauchte.

Sie hob die Arme und schlang sie um seinen Hals. „Und wenn deine Mutter nun unversöhnlich bleibt?" fragte sie leise.

Er antwortete nicht; sie fühlte nur, wie er tief und schwer Atem holte. Da sah sie in sein Gesicht. Ein feiner Leidenszug hatte sich darin eingegraben, und sie wußte plötzlich, daß der nie verschwinden würde, solange

sie zwischen ihm und seiner Mutter stand. Vielleicht war es eine Schwäche von ihm, daß er sich nicht rücksichtslos darüber hinwegsetzen konnte, aber daß er es nicht konnte, war ihr zur Gewißheit geworden. Sie liebte ihn darum nicht weniger, vielleicht nur mehr, denn es lag so tief in seiner Natur begründet, daß er nicht der gewesen wäre, den sie liebte, wenn er anders gefühlt hätte.

Nun wußte sie auch, welchen Weg sie gehen mußte. Sie hob ihr Gesicht zu ihm auf, damit er sie küsse. Dann sagte sie ihm, daß sie ihm nie angehören werde ohne den Segen seiner Mutter.

Er brauchte tausend Liebesworte, um sie umzustimmen, aber sie blieb fest.

„Geh jetzt, bitte, Hans, laß mich allein," bat sie endlich.

Er fühlte, daß sie am Ende ihrer Kraft war, und er sie schonen müsse. Da folgte er ihrer Bitte und ging. Sie sah ihm mit starren Augen nach, bis er ihren Blicken entschwunden war, dann lehnte sie sich gegen einen Baumstamm und weinte.

Nach einiger Zeit kam Susi. Ganz scheu und ängstlich schritt sie den Waldweg entlang, und als sie neben Lenore stand, schlang sie den Arm um sie und weinte mit ihr.

Hans fuhr gegen Abend nach Frankfurt zurück. Hildeck aber schrieb einen langen Brief an seinen Vater.

Frau Rotthaus tat Lenore gegenüber, als ob nichts vorgefallen wäre, und das kränkte diese am meisten. Ihr brach fast das Herz, und diese Frau ging mit liebenswürdigem Lächeln darüber hinweg! Aber sie ließ ihr jetzt viele Freiheiten, so daß Lenore fast täglich mit Susi

und Hildeck große Ausflüge zu Rad die wunderbar schöne Bergstraße entlang machen konnte. Susis Radelkunst vervollkommnete sich immer mehr, Hildeck ließ sie auch nie im Stich, wenn sie einmal einen Berg nicht nehmen konnte oder unvermutet im Graben lag, was auch manchmal vorkam. Die beiden waren unermüdlich darauf bedacht, Lenore aufzuheitern und ihren trüben Gedanken zu entreißen. Sie erkannte es auch dankbar an, daß sie so treu zu ihr standen, aber helfen — ach, helfen konnten sie ihr auch nicht. —

Seit jenem Sonntag waren jetzt schon fast acht Tage vergangen. Die Jugend war nach Auerbach gefahren, und Frau Rotthaus saß, von einem Waldspaziergang zurückgekehrt, in ihrem Zimmer. Sie hatte nach dem Kellner geklingelt, aber der Befrackte hatte ihren Auftrag nur halb gehört und war mit dem Ausruf: „Einen Augenblick, Exzellenz klingelt!“ wieder fortgeeilt.

Frau Rotthaus schüttelte den Kopf und klingelte heftiger. Sie war nicht gewohnt zu warten und wenn zehn Exzellenzen mit ihr unter einem Dache wohnten. Sie wußte überhaupt von keiner Exzellenz im Hotel.

Der Kellner kam wieder, aber statt ihre Bestellung entgegenzunehmen, überreichte er ihr eine Visitenkarte.

„Exzellenz lassen fragen, ob gnädige Frau zu sprechen sei.“

Sie sah auf die Karte nieder. „Freiherr v. Hildeck, Generalleutnant und Kommandeur der Xten Division.“

Ganz mechanisch las sie den Namen von der Karte ab, dann ließ sie die Hand sinken und sah vor sich hin.

Der Kellner räusperte sich.

Sie fuhr aus ihren Gedanken auf. „Ich lasse bitten.“

Sie blieb noch immer ganz ruhig sitzen. Ein fester, sporenklirrender Schritt ertönte auf dem Korridor und

näherte ſich ihrer Tür; dann wurde dieſe vom Kellner aufgeriſſen, und General v. Hildeck trat ein.

Waren die Jahre an dieſer Männergeſtalt ſpurlos

vorübergegangen? Das war noch dasſelbe feine, ſtolze Geſicht, die hohe, gebietende Geſtalt wie vor dreißig Jahren. Wohl lag ein grauer Schimmer über dem Haar, und um die Augen zogen ſich feine, kleine Fält-

chen, aber was tut das der alten Erinnerung gegenüber.

Er verneigte sich. „Ich habe die Ehre, Frau Kommerzienrat Rotthaus vor mir zu sehen?"

Sie nickte stumm.

„Dann, gnädige Frau, komme ich mit der Bitte zu Ihnen, meine Nichte Lenore sofort aus dem Verhältnis als Ihre Gesellschafterin zu entlassen."

„Aus welchem Grunde?"

Frau Rotthaus hatte ihrem Gast einen Platz angewiesen. Es lag noch immer etwas seltsam Starres in ihrem Wesen, etwas wie Schreck und Erstaunen.

„Sie werden sich selber sagen müssen, gnädige Frau, daß die Art, wie Ihr Herr Sohn und Lenore augenblicklich zueinander stehen, mir den Wunsch nahe legt, Lenore vorläufig ganz unter meinen Schutz zu stellen. Derartige Verhältnisse lösen natürlich jeden Kontrakt."

„Vielleicht ja." Frau Rotthaus machte ihr hochmütigstes Gesicht. „Es hat sich da leider zwischen meinem Sohn und Lenore eine kleine Liebelei angesponnen, die absolut nicht meine Zustimmung hat. Auf meinen Wunsch hat sich mein Sohn denn auch entschlossen, von Lenore abzulassen, und soviel ich weiß, haben sich die beiden neulich in aller Freundschaft getrennt."

„Das ändert natürlich nichts an meinem Wunsche, Lenore zu mir zu nehmen; im Gegenteil halte ich es unter diesen Verhältnissen für besonders angebracht. Im übrigen ist mir diese Wendung der Dinge sehr angenehm; denn ich muß gestehen, daß ich in Bezug auf Lenores Zukunft eigentlich andere Wünsche habe."

Frau Rotthaus sah ihn ganz erstaunt an. Daß jemand ihren Sohn, der seiner Frau Millionen zu Füßen legen konnte, für eine arme Gesellschafterin für keine wünschenswerte Partie ansah, war ihr unverständlich.

„Inwiefern?“ fragte sie.

Hildeck zuckte leicht die Achseln. „Gnädige Frau, Lenore ist die Tochter eines hohen Beamten, all ihre Verwandten befinden sich in hohen Stellungen — ich glaube nicht, daß sie sich auf die Dauer als Frau eines Geschäftsmannes wohlfühlen würde. Man wurzelt doch fest in dem Boden, dem man entstammt.“

„Selbst wenn dieser Geschäftsmann über Millionen verfügt?“ fragte sie mit ironischem Lächeln.

„Man heiratet in unserer Familie nicht nach Geld,“ antwortete Hildeck kühl.

Wenn Frau Rotthaus vorhin hochmütig ausgesehen hatte, General v. Hildeck tat es in diesem Augenblick noch mehr.

„Übrigens ist es ja ganz überflüssig, über diese Sache noch Worte zu verlieren,“ fuhr er fort, „da Sie vorhin sagten, daß Ihr Herr Sohn auf Ihren Wunsch davon absieht, um Lenore anzuhalten. Aus welchem Grunde eigentlich, gnädige Frau?“

Ein Gefühl der Schadenfreude überkam sie. Jetzt konnte sie sich rächen für das, was er ihr vorhin gesagt hatte.

„Weil ich meinem Sohn eine andere Frau wünsche als eine arme Gesellschafterin,“ erwiderte sie. „Er kann in den reichsten und vornehmsten Häusern anklopfen, ohne sich einen Korb zu holen.“

Hildeck erhob sich. „Nun, dann wünsche ich ihm alles Glück dazu. Wir beide, gnädige Frau, sind ja heute ganz einig, wir wollen mit unseren Kindern — denn ich zähle Lenore zu meinen Kindern — höher hinaus, und wir bestehen auf unserem Kopf, wenn wir uns auch nicht verhehlen, daß den Kindern fast das Herz darüber bricht.“

Frau Rotthaus' Augen weiteten sich. Es lag ein Ton in Hildecks Stimme, der sie aufhorchen ließ.

Und nun trat er plötzlich dicht an sie heran und sah sie fest an mit den ernsten Augen, die sie so gut kannte. „Aber wir denken, das schadet nichts," fuhr er fort, „das verwindet man, nicht wahr? Wir wissen, daß man nicht daran stirbt. Wir haben in unserer Jugend ja auch gekämpft und sind nachher doch noch glücklich geworden. Oder hat es Sie vielleicht keinen Kampf gekostet, Agnes v. Dahlen, über Ihrer zertretenen Liebe hinweg dem reichen Manne zu folgen? Hat es Sie keinen Kampf gekostet, zu vergessen, daß Ernst v. Hildeck einst sein Herzblut für Sie hingegeben hätte?"

Ein leidenschaftlicher Zorn vibrierte in seiner Stimme. Frau Rotthaus war blaß geworden und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Ja, tausendmal ja!"

Es klang wie ein Schluchzen durch ihre Stimme, als zittere das Weh längst vergangener Tage noch einmal darin nach. Oder empfand sie in diesem Augenblick erst ganz, was sie getan?

„Und dann wollen Sie selbst das grausame Schicksal für Ihr einziges Kind spielen?" fragte er grollend. „Dann wollen Sie um äußerer Bedenken willen trennend zwischen ihn und sein Lebensglück treten? Ich hatte gedacht, daß Sie mehr Erfahrung aus Ihrem eigenen Leben gezogen hätten."

Sie antwortete nicht. Sie hatte noch immer ihr Gesicht verhüllt und atmete schwer.

„Wenn sich zwei Menschen lieben," fuhr er weicher fort, „so ist das etwas Heiliges. Da dürfen dritte nicht mit kleinlichen Bedenken dazwischen treten."

„Und Ihre Worte vorhin?" Sie sah jetzt zu ihm auf.

Er blickte sie mit einem guten, mitleidigen Lächeln an. „Haben Sie die geglaubt? Haben Sie wirklich gedacht, ich wäre von einem so törichten Kastengeist befangen? Ich

weiß, daß es ein Glück für Lenore ist, wenn Hans Rotthaus sich um sie bewirbt. Nicht weil er eine gute Partie ist, sondern weil er ein lauterer, ehrenwerter Charakter ist und weil er sie liebt. Ich weiß aber auch, daß er ein glückliches Los zieht, wenn Lenore seine Frau wird. Sie ist ein gutes, kluges und verständiges Mädchen mit warmem Herzen und gesunden Lebensauffassungen. Das halte ich für etwas, das die Tatsache, daß sie arm und abhängig ist, hundertmal aufwiegt."

Er hatte sich in Eifer geredet; jetzt hielt er inne. Die Frau vor ihm war sehr blaß, und er sah, daß sie mit einer mächtigen inneren Bewegung kämpfte.

„Das ist meine Meinung von der Sache," fuhr er mit warmem Ton fort, „nun liegt in Ihrer Hand die Entscheidung über Glück und Leid unserer Kinder."

Ihr Blick wurde sehr weich. „Unsere Kinder haben einen guten Anwalt in Ihnen, Exzellenz. Ich bitte Sie im Namen meines Sohnes um Lenores Hand."

Er griff nach ihrer Rechten und zog sie an die Lippen. „Gebe Gott, daß die Kinder recht glücklich werden."

General v. Hildeck war wieder abgereist, nachdem er am Sonntag ein frohes kleines Verlobungsfest mitgefeiert hatte. Frau Rotthaus saß lange still in ihrem Zimmer, nachdem er ihr dort Adieu gesagt hatte. Der Pfiff der Lokomotive, die ihn fortführte, war wie ein verlorener Schall bis zu ihr gedrungen.

Aber das war jetzt schon eine ganze Weile her. Die Jugend, die ihn zur Bahn gebracht hatte, mußte längst zurück sein. Sie erhob sich endlich und ging hinunter. Das Brautpaar saß aneinander geschmiegt im Garten auf einer versteckten Bank.

Sie sprach einen Augenblick mit ihnen, aber mit

dieſen weltentrückten, glückſeligen Menſchen war nicht viel anzufangen. Sie hatte entſchieden das Gefühl, ſie

zu ſtören, deshalb ging ſie weiter und ſtieg in den Wald hinauf.

Märchenhafte Einſamkeit! Goldenes Sonnenlicht zwiſchen den grünen Blättern, geheimnisvolles Rauſchen in den Wipfeln und jubelnder Vogelgeſang! Und dort auf dem kleinen Seitenweg ein ſtilles, ſeliges, junges

Menschenglück, zwei jugendliche Gestalten, die sich umschlungen halten, zwei Lippenpaare, die aufeinander ruhen — Bodo und Susi.

Sie bleibt einen Augenblick stehen und lehnt sich gegen einen Baum. Es überkommt sie plötzlich ein Gefühl trostloser Verlassenheit. Sie, die schöne, stolze, vielbeneidete Frau — sie sieht dies junge reiche Glück, das sie niemals besessen hat. Sie hat ja die alles tragende, alles überwindende Liebe nicht gekannt.

Und nun geht sie still in den Wald hinein — eine arme, einsame Frau.

Der neueſte Sprengſtoff.

Ein Beſuch beim Erfinder des Maximits.

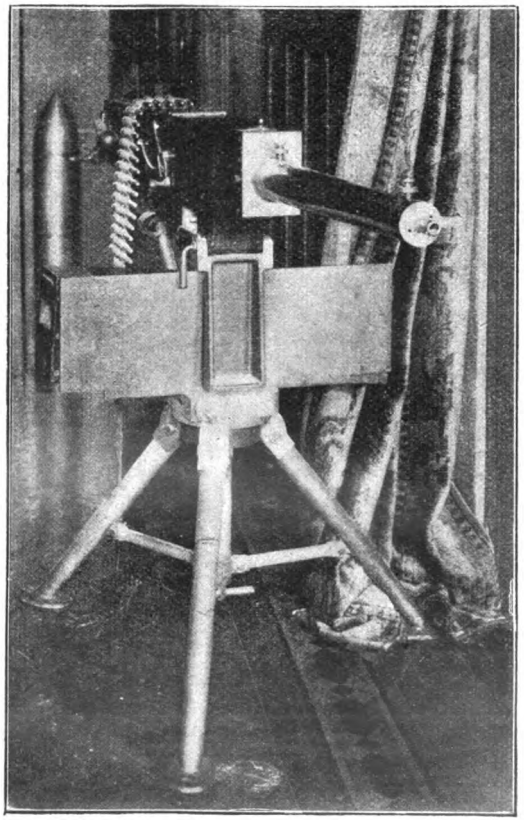
Von Hermann Giersberg.

Mit 12 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Der Name des Amerikaners Hudſon Maxim iſt in den letzten Jahren kaum weniger häufig genannt worden als der ſeines großen Landsmannes Ediſon. Er iſt gleich dieſem ein Erfinder von außerordentlichem Scharfſinn und raſtloſer Zähigkeit in der Verfolgung der einmal geſteckten Ziele. Aber die Bewunderung, die wir ſeinen Erfolgen nicht verſagen dürfen, iſt nicht gepaart mit jener Empfindung der Dankbarkeit, die uns ſonſt jeden großen Erfinder zugleich als einen Wohltäter der Menſchheit erſcheinen läßt.

Denn nicht in den Dienſt des friedlichen Kulturfortſchritts hat Hudſon Maxim ſeine ungewöhnlichen geiſtigen Fähigkeiten geſtellt, und die Nachwelt wird ſeiner ungefähr mit denſelben gemiſchten Gefühlen gedenken, die ſie heute für den Erfinder des Schießpulvers hat. Wenn in künftigen Kriegen die Zahl der Opfer, die durch einen einzigen Kanonenſchuß aus der Zahl der Lebenden getilgt werden, vielleicht eine noch zehnfach größere ſein wird als heute, ſo mag dieſe „grandioſe“ Wirkung zum nicht geringen Teil ein Verdienſt

Maximſcher Erfindungen ſein, und die Soldaten, in deren Reihen die feindlichen Kugeln einſchlagen, ohne

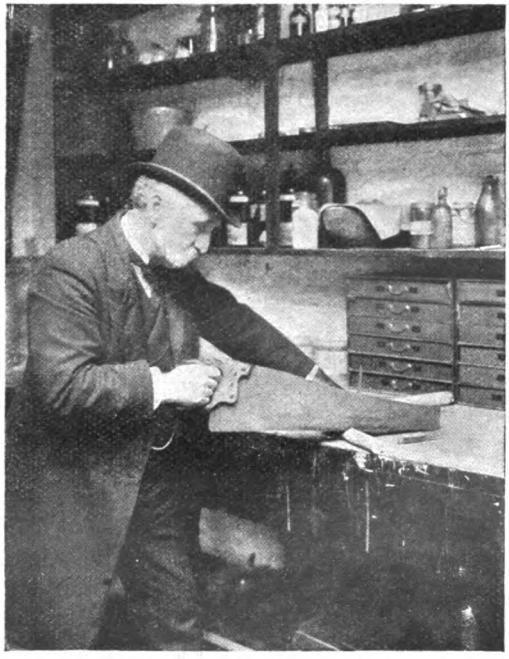


Ein Maximgeſchütz.

daß ihnen auch nur das kleinſte verräteriſche Rauchwölkchen in der Ferne zeigte, wo ſie die Stellung des Gegners zu vermuten haben, mögen ſich bei Herrn

Hudſon Maxim für dieſen Fortſchritt gegen die Kriegführung vergangener Zeiten bedanken.

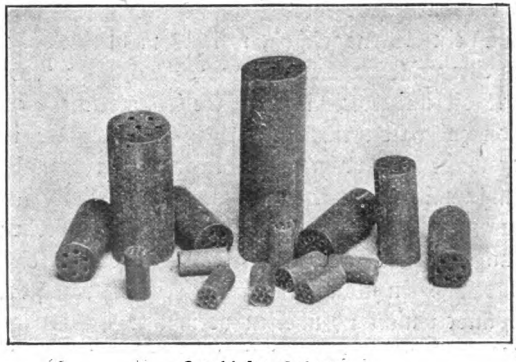
Es iſt ja fraglich, ob ſie es tun werden, aber ſolange nun einmal der Krieg noch aller Staatsweisheit



Zerſchneiden von Dynamit.

letzter Schluß iſt und weder Diplomatenkongreſſe noch wohlgemeinte Abrüſtungsvorſchläge uns den heiß erſehnten Weltfrieden zu bringen vermochten, wird man wohl oder übel zugeben müſſen, daß auch die Gewährung überlegener Kriegswaffen unter Umſtänden eine Wohltat ſein kann, die ein Erfinder ſeiner Nation erweiſt.

Was dem Amerikaner Maxim vornehmlich zu seiner Popularität bei den Zeitungslesern der ganzen Welt verholfen hat, ist die Konstruktion der Geschütze, die seinen Namen tragen. Ungleich bedeutsamer für die Entwicklung der modernen Kriegstechnik aber ist seine Erfindung eines rauchlosen Pulvers geworden, und als die Krönung seines Lebenswerkes mag er nicht ohne Berechtigung die ihm neuerdings gelungene Herstellung



Rauchloses Pulver.

eines neuen Sprengmittels betrachten, das geeignet scheint, allen bisher bekannten Explosivstoffen den Rang abzulaufen. Es führt nach seinem Erfinder den Namen „Maximit“ und hat die Prüfung, der es von seiten der Regierung der Union unterzogen worden ist, so glänzend bestanden, daß die Vereinigten Staaten nicht zögerten, dem Erfinder das Recht der alleinigen Herstellung und Verwendung für Kriegszwecke abzukaufen.

In der Schießbaumwolle, dem Dynamit, dem Lydit und verschiedenen ähnlichen Teufelsmischungen besaß die glückliche Menschheit ja schon seit geraumer Zeit eine Anzahl von Stoffen, die an verheerender Wirkung beim

Gebrauch im Kriege kaum noch etwas zu wünschen übrig ließen. Aber neben ihren vielen Vorzügen hatten diese schönen Erfindungen doch auch ihre Schattenseiten. Die unangenehmste derselben war ihre Eigenschaft, mit großer Vorliebe zur Unzeit zu explodieren und denen Schaden zu bringen, denen sie nützen sollten. Sie müssen allesamt mit äußerster Vorsicht behandelt werden, und ihre Herstellung, ihr Transport, ihre Aufbewahrung sind mit Gefahren verbunden, von deren Größe zahllose Unglücksfälle ein nur zu beredtes Zeugnis geben.

Daß ein Sprenggeschoß, welches möglicherweise schon durch eine zufällige Erschütterung, durch Hitze oder durch andere oft unvermeidliche äußere Einwirkungen zur Explosion gebracht werden kann, nicht unter die idealen Kriegswaffen zu rechnen ist, liegt auf der Hand. So hat man mit Dynamitgeschossen, die man aus Kanonen abfeuern wollte, gerade in Amerika die übelsten Erfahrungen gemacht, und man empfand es als eine sehr bedauerliche Unzulänglichkeit der Technik, daß sie diesen Übelständen nicht abzuhelfen vermochte.

Herrn Hudson Maxim nun scheint die Lösung der großen Aufgabe in der Tat auf das vollkommenste gelungen zu sein. Er hat einen Sprengstoff hergestellt, der die unglimpflichste Behandlung verträgt, den man stoßen, schlagen, schneiden, erhitzen, schmelzen, ja selbst mit einem Streichholz anzünden kann, ohne daß man eine Explosion zu befürchten hätte, und der doch im gegebenen, ganz und gar vom menschlichen Willen abhängigen Augenblick eine über alle Vorstellung hinausgehende mörderische Wirkung entfaltet.

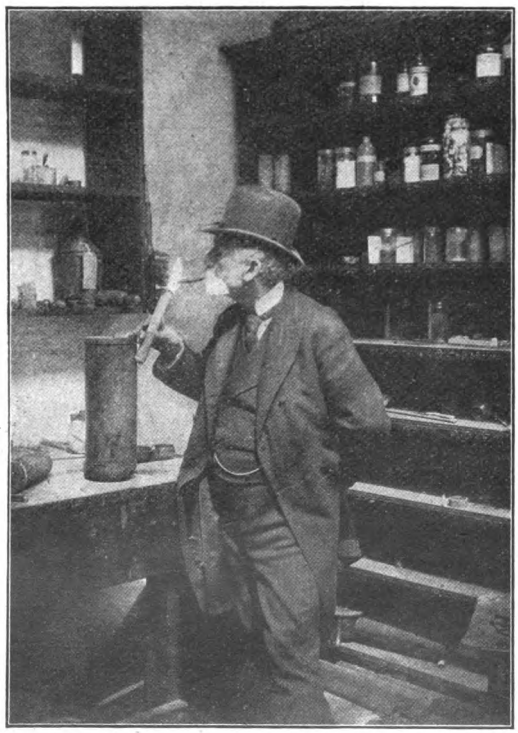
Ein wißbegieriger und hinlänglich furchtloser Berichterstatter, den Maxim in seinem häuslichen Privatlaboratorium empfing, hatte Gelegenheit, sich durch den Augenschein von all den erwähnten vortrefflichen Eigen-

ſchaften des Maximits zu überzeugen. Er ſchildert den Erfinder, den er in ſeinem Wohnhauſe zu Brooklyn be-

Verbrennung rauchloſen Pulvers.

ſuchte, als einen liebenswürdigen und der äußeren Erſcheinung nach ſehr friedfertigen alten Herrn, den die Vorſtellung von den vorausſichtlichen Wirkungen ſeines

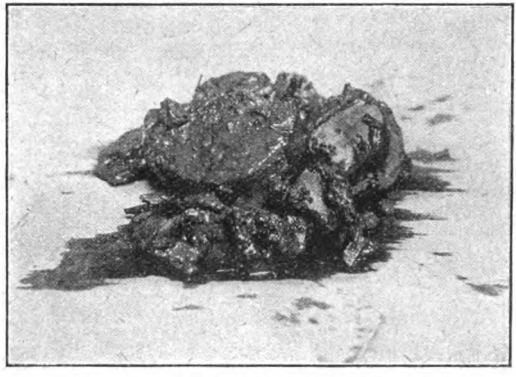
Maximits in künftigen Kriegen durchaus nicht um die behagliche Ruhe ſeines Weſens zu bringen vermag. Die ausgedehnten Werkſtätten, in denen ſeine Erzeugniſſe im



Eine Maximit„kerze" als Zigarrenanzünder.

großen hergeſtellt werden, liegen in dem Städtchen Maxim bei Lakewood in New Jerſey; in ſeinem Brooklyner Hauſe arbeitet der unermüdliche Mann ohne jede andere Unterſtützung als die ſeiner Gattin, der man eine gute Portion aufopfernder ehelicher Liebe und

perſönlichen Mutes jedenfalls nicht abſprechen kann, denn die Stoffe, mit denen in dem kleinen Laboratorium manipuliert wird, wie wenn es die harmloſeſten Dinge von der Welt wären, könnten einen anderen ſchon durch ihre Namen gruſeln machen. Schießpulver, Nitroglyzerin, Knallqueckſilber, Dynamit und dergleichen mehr liegen überall zur Hand, und mit jener ruhigen Sicherheit, die ihm die genaue Kenntnis ihrer



Maximit in rohem Zuſtande.

Eigenſchaften verleiht, geht Miſter Maxim ſo ſorglos mit ihnen um, als könnten ſie ihm nicht das geringſte anhaben.

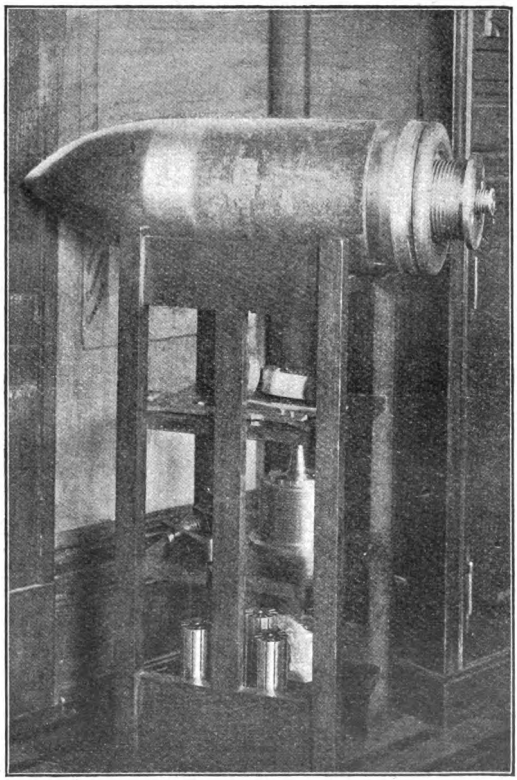
Wenn es die Nerven unſeres Berichterſtatters ſchon ein wenig auf die Probe ſtellte, als ſein Gaſtfreund ihm ſagte, daß die Stange, von der er eben mit einer gewöhnlichen Zimmermannsſäge ein Stück abtrennte, reines Dynamit ſei, ſo ſollte er in der Folge doch noch viel bedenklichere Dinge erleben. Eben hatte ihm Maxim ein Häuflein ſeines rauchloſen Pulvers gezeigt, walzenförmige Stücke von verſchiedenſter Größe, die, wie

aus unſerer Abbildung erſichtlich, in der Längsrichtung vielfach durchbohrt ſind, um die Entwicklung der Exploſivgaſe zu begünſtigen, als er mit der Zange eine

Füllung einer Granate.

dieſer unheimlichen Walzen erfaßte, ſie ſeelenruhig mit einem Streichholz anzündete und in den mit Kohlen gefüllten Ofen hielt. Der Zuſchauer erwartete eine Kataſtrophe oder mindeſtens einen fürchterlichen Knall, der Erfinder aber erklärte gelaſſen, dies ſei ſeine gewöhn-

liche Art, Feuer anzuzünden, weil man es auf keine andere Weiſe ſo ſchnell und einfach bewirken könne. In der Tat hatte das Pulver, das mit einer ruhigen gelben

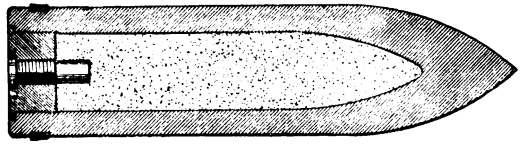


Maximitgranate mit halb herausgezogenem Deckel und Zünder.

Flamme verbrannte, die Kohlen innerhalb einer Minute in die gewünſchte Glut verſetzt, ohne daß ſich auch nur das kleinſte Rauchwölkchen bemerkbar gemacht hätte. Die raſch vorübergehende Empfindung, daß ſich ein

scharfes, stechendes Gas in dem Raum entwickelt habe, war die einzige dem Besucher unangenehme Wirkung des kleinen Experiments.

Der Erfinder griff nach einer anderen auf dem Tische liegenden gelblichen Stange, die ungefähr die Größe einer gewöhnlichen Kerze hatte, hielt sie eine Sekunde lang in die Ofenglut und benützte sie dann, als an der Spitze eine schöne grünliche Flamme aufleuchtete, um sich eine Zigarre anzuzünden, da ihn, wie er lächelnd versicherte, seine gefährliche Umgebung nicht abhält, sich den ganzen Tag hindurch dem geliebten Tabaksgenusse hinzugeben. Gleichmütig blies er nach



Durchschnitt einer Maximitgranate.

erreichtem Zweck die Flamme wieder aus und legte die eigenartige Kerze an ihren Platz zurück.

„Sie sehen, daß sich mein Maximit recht gut auch für den Haushalt verwenden läßt," meinte er scherzend. Als ihn der andere mit offenem Munde anstarrte, fügte er hinzu: „Ich könnte ohne jede Gefahr ein paar Hände voll in den Ofen werfen, ohne das mindeste Unheil anzurichten."

Zu weiterem Beweis für die unschuldige Natur seines neu erfundenen Sprengstoffes ließ er den Berichterstatter der Füllung einer Granate beiwohnen, die vielleicht dereinst einigen Dutzend Menschen das Lebenslicht ausblasen soll. Er warf mehrere unregelmäßig geformte Stücke eines Stoffes, der ungefähr die Farbe und Konsistenz rohen Schwefels hatte, in ein Kochgefäß und ließ

sie über dem offenen Ofenfeuer zergehen, bis sie zu einer dickflüssigen, sirupartigen Masse geworden waren. Dann goß er diese Masse in die Bodenöffnung des mit der

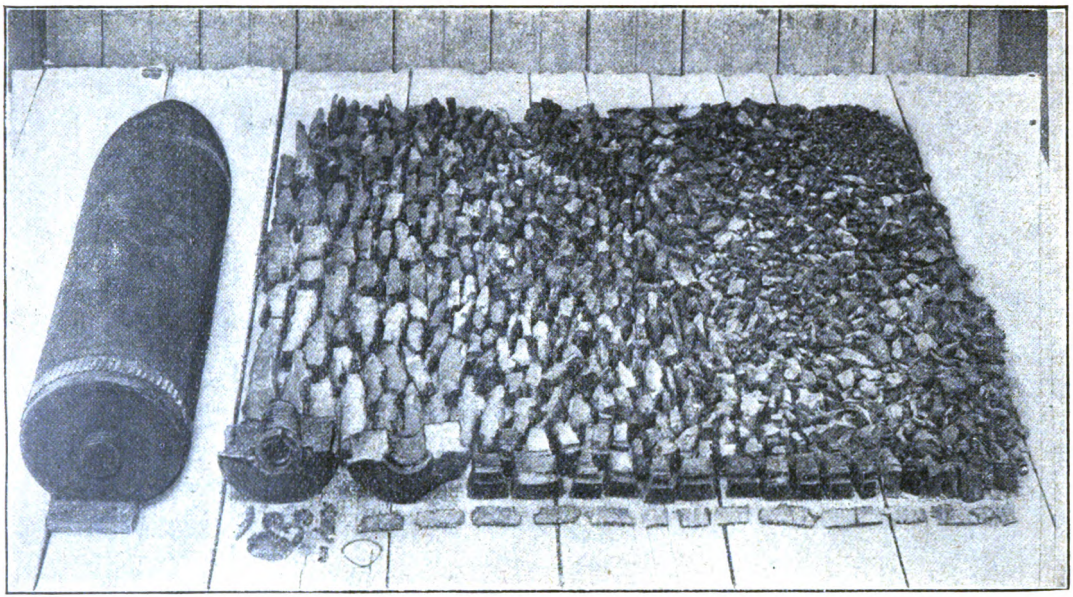
Herstellung des Gemenges für die Ladung des Zünders.

Spitze nach unten aufgestellten Geschosses und sagte: „Jetzt braucht nur noch der Deckel mit dem Zünder aufgeschraubt zu werden, und die Granate ist fertig. Das muß vor dem Erkalten des Maximits geschehen, damit die Füllung, die sich beim Festwerden erheblich ausdehnt, die nötige Kompression erhält. In diesem

Zustand aber kann das Geschoß dann beliebig lange aufbewahrt werden, ohne von seiner Explosivkraft etwas zu verlieren. Man kann damit umgehen, wie man will, ein vorzeitiges Losgehen der Ladung ist unter keinen Umständen zu befürchten, denn durch nichts anderes als durch Explosion des Zünders ist es zum Bersten zu bringen. Bei den Versuchen, die die Regierung auf den Schießplätzen in Sandy-Hook anstellen ließ, wurde eine mit Maximit gefüllte Granate ohne Zünder aus einer Kanone auf eine dreizöllige Nickelstahlplatte geschossen. Sie drang mit der Spitze in dieselbe ein und wurde durch den Anprall dann um etwa dreihundert Fuß zurückgeschleudert. Das Geschoß war stark beschädigt, aber das Maximit war durch die gewaltige Erschütterung nicht zur Explosion gebracht worden, wie ich es mit absoluter Sicherheit vorausgesagt hatte. Durch eine von mir erfundene, sehr subtile Vorrichtung kann auch nach Anbringung des Zünders genau vorausbestimmt werden, ob die Granate schon beim Aufschlagen auf ein Ziel oder erst nachher explodieren soll, wobei ich Sie zu bedenken bitte, daß ein Geschoß nur den tausendsten Teil einer Sekunde braucht, um eine vier- oder fünfzöllige Panzerplatte zu durchschlagen."

„Und dieser Zünder?" fragte der Berichterstatter. „Wie bringt er es fertig, das sonst so phlegmatische Maximit aus seiner Ruhe aufzuscheuchen?"

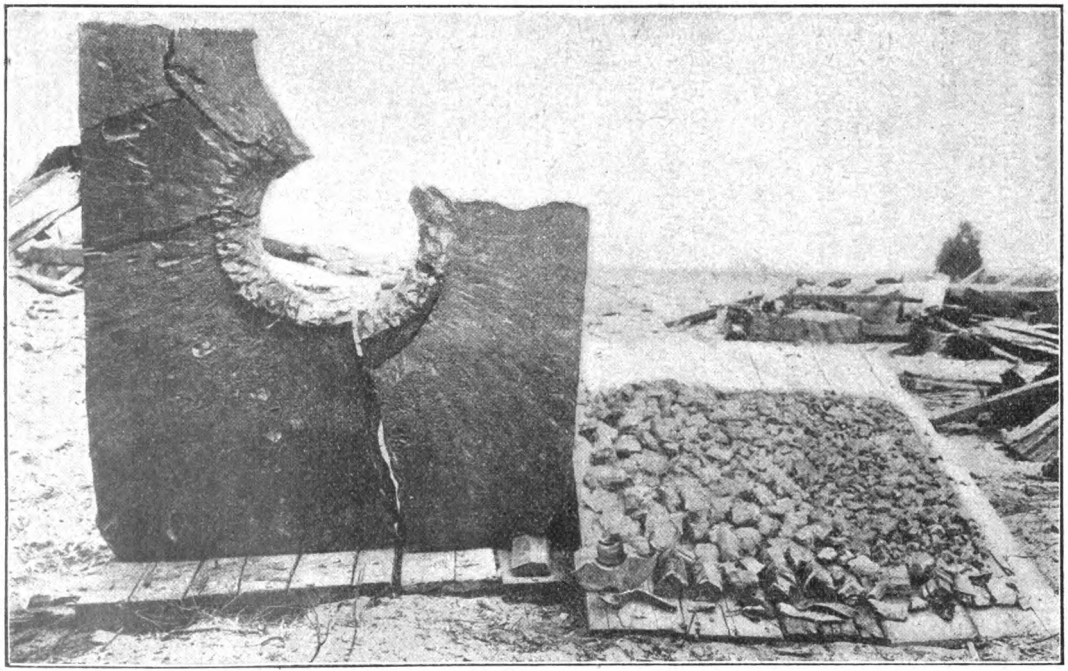
„Die Zusammensetzung der Zünderladung ist natürlich mein Geheimnis, und ich kann Ihnen nur so viel verraten, daß sie in der Hauptsache aus Knallquecksilber besteht. Von all meinen Versuchen sind die, welche ich unternehmen mußte, um die richtige Mischung zu finden, bei weitem die gefährlichsten gewesen, und ich habe niemand gestattet, mir dabei zu helfen, als meiner Frau."



Bruchstücke einer Maximitgranate nach der Explosion.

Die auf Sandy-Hook bewirkten Versuche, die dem Ankauf des Herstellungsgeheimnisses vorausgingen, haben den Beweis erbracht, daß die explosive Gewalt des Maximits um fünfzig Prozent größer ist als die des Dynamits, und daß sie auch die des reinen Nitroglyzerins noch um ein erhebliches übertrifft. An unseren Illustrationen auf Seite 105 und 107 mag die ungeheuer verheerende Wirkung des Sprengstoffes veranschaulicht werden. Die erste von ihnen stellt die sorgsam zusammengesuchten Trümmer einer tausend Pfund schweren Granate dar, die mit siebzig Pfund Maximit geladen war und nach der Abfeuerung aus einem Geschütz von entsprechender Größe in einem Sandhaufen zur Explosion gelangte. Ungefähr siebentausend Bruchstücke vermochte man wieder aufzufinden, da der Sand ihre Verstreuung verhindert hatte, immerhin aber mag ein Teil des dicken Eisenmantels in so winzige Atome zersplittert worden sein, daß sie dem menschlichen Auge nicht mehr zugänglich waren. Man denke sich die Wirkung eines solchen Sprenggeschosses beim Einschlagen in ein Gebäude oder ein Festungswerk. Die stolze Behauptung Maxims, daß in einem Umkreise von mehreren hundert Fuß nichts Lebendiges übrig bleiben würde, ist kaum als eine vom Dünkel des Erfinders eingegebene Übertreibung zu betrachten.

Nicht minder augenfällig offenbart sich der Effekt des neuen Sprengstoffes auf dem zweiten Bilde, das eine in ihre ursprüngliche Lage zurückgebrachte Panzerplatte von $5\frac{3}{4}$ Zoll Stärke zeigt, nachdem eine Maximitgranate während des Durchschlagens zur Explosion gebracht worden war. In diesem Fall war es unmöglich, alle die zerstreuten Trümmer des Geschosses zu sammeln. Der Umstand aber, daß noch nach langer Zeit einzelne Bruchstücke der Granate aus der



Von einer Maximitgranate durchschlagene Panzerplatte.

Luft herabfielen, und daß auch einige in der Regel sehr hochfliegende Vögel den interessanten Versuch mit ihrem Leben bezahlen mußten, gestattete einen ungefähren Schluß auf die von den Fragmenten durch die Gewalt der Explosion erreichte Höhe.

Einen anmutigen kleinen Scherz von der Art der oben erzählten erlaubte sich Maxim mit seinem Gaste noch vor der Verabschiedung, als er ihm einen Imbiß in einem Pfännchen bereitete, das, wie der Berichterstatter meinte, über einer gewöhnlichen Spirituslampe stand.

Es war gut, daß der Erfinder diese vermeintliche Spiritusflamme schon wieder ausgeblasen hatte, bevor er sagte: „Sie können diese Speise mit einem gewissen Hochgefühl verzehren, mein Herr, denn es sind sicherlich noch nicht viele Menschen in der Lage gewesen, ein Gericht zu genießen, das über einer Nitroglyzerinflamme bereitet wurde."

Und um die Wahrheit seiner Worte zu erhärten, goß er zwei oder drei Tröpfchen der Flüssigkeit, mit der die Lampe gefüllt war, in einen Teelöffel, begab sich mit Rücksicht auf die Nerven seines Gastes in die entgegengesetzte Ecke des Zimmers und brachte das geringfügige Quantum da zu einer Explosion, die das Gemach wie unter dem Knall eines Gewehrschusses erzittern ließ.

Man begreift, daß der Reporter kein allzu lebhaftes Verlangen nach längerem Verweilen verspürte. Beim letzten Händedruck aber konnte er sich doch nicht enthalten, eine Frage zu tun, die ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte, denn es hatte ihm nicht entgehen können, daß Maxim sich bei all seinen Hantierungen nur der wohlgebildeten Rechten bediente, während die Linke in einem nur sehr unvollständig ausgefüllten Handschuh steckte.

„Ist das vielleicht die Folge einer Verletzung, die Sie sich bei Ihren Versuchen zugezogen haben?“ fragte er.

Hudson Maxim erwiderte ernst: „Ja. Diese linke Hand wurde mir weggerissen, als ich mich mit der Herstellung der Mischung für die Ladung meines Zünders beschäftigte. Aber ich habe den Verlust ohne Murren hingenommen, denn ich betrachtete ihn als den Preis für meine Erfindung des Maximits.“

Die dritte Deklination.

Eine Wald- und Herzensgeſchichte.

Von A. Oskar Klaußmann.

1. (Nachdruck verboten.)

„Du nimmſt eben immer ſeine Partei, Erneſtine,“ ſagte ärgerlich der Kommerzienrat Niemann zu ſeiner Gattin.

„Ich nehme durchaus nicht immer ſeine Partei, ſondern nur wenn ich einſehe, daß ihm unrecht geſchieht, und es iſt ein Unrecht, einen Menſchen von fünfundzwanzig Jahren noch als Kind zu behandeln und ihn als unmündig zu betrachten.“

„Liebe Erneſtine,“ entgegnete der Kommerzienrat, „geſetzlich mündig iſt Georg ja bereits, und er kann machen, was er will. Aber die Verfügung über ſein Vermögen bekommt er erſt mit dem dreißigſten Lebensjahre. Das iſt die Teſtamentsvorſchrift ſeines verſtorbenen Vaters, meines Bruders. Und ich muß meinem Bruder recht geben. Er hat in weiſer Vorausſicht dieſe Klauſel in das Teſtament geſetzt.“

„Dieſe Weisheit will mir gar nicht einleuchten,“ meinte die Frau Kommerzienrat. „Außerdem aber ſteht im Teſtament noch eine Beſtimmung, wonach du in der

Lage bist, nachdem Georg das vierundzwanzigste Lebensjahr vollendet hat, ihm jederzeit die Verfügung über sein Vermögen zu überlassen."

„Vorausgesetzt, daß ich überzeugt bin, er werde mit dem Vermögen umzugehen verstehen. Aber diese Überzeugung habe ich vorläufig nicht. Georg ist gewiß ein lieber, braver Junge, aber es fehlt ihm der rechte Ernst, es fehlt ihm an Lebens- und Menschenkenntnis."

„Lieber Hermann, mit dieser Behauptung stellst du uns beiden ein sehr ungünstiges Zeugnis aus. Nach dem frühen Tode meiner Schwägerin haben wir uns des Knaben angenommen, wir beide haben ihn erzogen. Seitdem sein Vater tot ist, bist du sein Vormund, und nun kommst du und behauptest, unsere Erziehung sei nichts wert gewesen."

„Das habe ich nicht gesagt, ich meine nur, seine Erziehung ist in gewissem Sinne noch nicht vollendet. Georg kennt das Leben nicht, seine Entwicklung hat sich unter den denkbar günstigsten Umständen vollzogen, und das ist für ihn wie für viele Kinder reicher Eltern ein Unglück. Er ist ja kein Spieler und kein Verschwender, aber ebensowenig ein gefesteter Charakter oder ein lebenskundiger Mensch. Er hat zwar die landwirtschaftliche Hochschule mit guten Zeugnissen absolviert, aber er weiß noch lange nicht, was Geld verdienen heißt, er versteht nur auszugeben. Er kennt die Sorgen und Mühen des Lebens nicht, aus denen die größten Freuden entstehen, er weiß nicht, wie anderen Leuten zu Mute ist, die nicht mit dem goldenen Löffel im Munde geboren worden sind; und nun soll ich ihm die schwere Aufgabe überlassen, ein großes Vermögen in nutzbringender Weise für sich und andere zu verwalten! Das versteht er nicht. Reichtum verpflichtet im besten Sinne des Wortes und kann nur richtig angewendet werden, wenn man das

Leben kennt, wenn man weiß, wie anderen Leuten zu Mute ist, die kein Geld haben."

„Ich weiß nicht, wo du hinaus willst, Hermann. Willst du ihn etwa nach Amerika oder Australien schicken, ohne einen Pfennig Geld, damit er sich dort als Hausdiener, Kellner, Stiefelputzer, Cowboy oder sonst in irgend einer absonderlichen Beschäftigung seinen Lebensunterhalt verdient und auf diese Weise Studien zum künftigen Millionär macht?"

Der Kommerzienrat lachte. „Etwas ähnliches möchte ich allerdings mit ihm tun. Du liegst mir jetzt seit Wochen schon in den Ohren wegen der Übergabe des Vermögens an Georg, und ich glaube, daß du nur das Sprachrohr Georgs bist. Weshalb will Georg so plötzlich das Vermögen haben? Ist da vielleicht irgend eine Dummheit im Gange?"

„O nein! Du vergißt, daß es einem fünfundzwanzigjährigen Menschen peinlich sein muß, wie ein Knabe behandelt zu werden, der Taschengeld bekommt. Er hat ein moralisches Recht, geprüft zu werden, ob er dessen würdig ist. Ich hoffe, er selbst wird gern darauf eingehen, wenn er ein rechter Kerl ist."

Als die Unterhaltung zwischen dem Kommerzienrat und seiner Gattin so weit gediehen war, hörte man unten vor der Veranda der großstädtischen Villa Pferdegetrappel, und die Frau Kommerzienrat eilte auf den Balkon, um zu sehen, wie sich ein eleganter junger Herr aus dem Sattel schwang und das Pferd dem Diener überließ. Mit mütterlicher Zärtlichkeit betrachtete die alte Frau den Neffen, der unmittelbar darauf in das Zimmer trat.

Georg Niemann war nicht nur ein hübscher und eleganter Mann, sondern er besaß auch eine Liebenswürdigkeit des Wesens, die sofort für ihn einnehmen

mußte. Die ungezwungene Freundlichkeit, mit der er Onkel und Tante, welche Elternstelle an ihm vertraten, begrüßte, verscheuchte auch von der Stirn des Kommerzienrats die Wolken, die sich dort während der Unterredung mit seiner Gattin gelagert hatten.

„Nun," fragte er, „wie ist das Pferd?"

„Nicht viel wert, Onkel. Ich werde es wohl nicht kaufen. Was soll es mir auch im Stall stehen? Der Herbst beginnt, und im Winter wird man nicht viel im Freien reiten können; das Bahnreiten aber ist zu langweilig. Dann kommen die gesellschaftlichen Verpflichtungen, die einem nicht einmal an sich selbst und an das bißchen Sport denken lassen. Wahrhaftig, es graut mir schon vor dieser kommenden Saison mit ihren langweiligen Menschen und all der öden Komödie, die sie bringt."

„Ein Mann in deinen Jahren sollte die Langeweile nicht kennen," sagte der Kommerzienrat ernst. „Es ist ein schlimmes Zeichen für einen fünfundzwanzigjährigen Menschen, wenn er sich langweilt. Was soll daraus werden, wenn du älter wirst und das Leben dir gar nichts Neues bieten kann, wenn du schon alles genossen hast?"

„Diese Langeweile ist einigermaßen begreiflich, lieber Onkel. Ich habe keinen Beruf. Was soll ich tun? Am liebsten möchte ich während des Winters nach Nordamerika gehen und dort jagen. Man schlägt wenigstens die Zeit damit tot."

Der Kommerzienrat trat an seinen Neffen heran und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Du willst die Zeit totschlagen, mein lieber Georg," sagte er, „du hast also keinen Begriff vom Werte der Zeit. Du bist mit fünfundzwanzig Jahren blasiert, du wirst mit dreißig ein Greis sein. Es muß mit dir irgend etwas geschehen.

Komm mit mir in mein Zimmer. Dort wollen wir das weitere besprechen."

2.

Der Förster Grimm in Heidemühle studierte eifrig einen Brief, der ihm von dem Verwalter der fürstlichen Forsten zugegangen war und besagte, daß mit Rücksicht auf den zunehmenden Wilddiebstahl im Revier ein zweiter Gehilfe namens Georg Niemann eintreffen werde. „Es ist ein tüchtiger junger Mann mit sehr guten Empfehlungen. Sehen Sie darauf, daß er energisch seine Pflicht tut; er ist bisher im Auslande im Forstdienst gewesen und mit manchen Eigentümlichkeiten unseres Dienstes daher nicht vertraut. Er ist aber willig und ein durchaus anständiger Mann. Sie zahlen ihm aus der Forstkasse ein monatliches Gehalt von fünfundzwanzig Mark, außerdem hat er bei Ihnen freie Station, und das übliche Schußgeld für Raubzeug wird ihm ebenfalls zu teil. Betreffs der Verrechnungen wird Ihnen von der fürstlichen Verwaltung noch näherer Bescheid zugehen."

Nachdem er das gelesen hatte, machte der Förster mehrmals „Hm — hm" und sagte dann zu seiner Frau: „Das ist wahrscheinlich irgend so ein Protektionskind. Nun, an mir soll's nicht liegen, wenn er nicht ordentlich seinen Dienst tut. Wir werden ja Hilfe brauchen. Diese Bande, die Gebrüder Scholz, die jetzt fünf Jahre im Zuchthaus gesessen haben, kommen in den nächsten Tagen los, und ich bin überzeugt, sie werden sofort wieder beginnen, uns in Atem zu halten. Fritz Körber, mein jetziger Gehilfe, ist ja tüchtig, aber wir beide können es schließlich nicht allein schaffen. Deshalb ist mir die Ankunft dieses Niemann sehr willkommen. Richte ihm oben eine Kammer ein." —

Am nächsten Tage war Georg Niemann als Forstgehilfe auf dem Wege nach seinem Bestimmungsorte.

Er führte nur ein kleines Köfferchen bei sich, und in seiner Tasche befand sich nur ein einziges Zehnmarkstück.

Er nahm die Rolle, die er in dem Forsthause spielen sollte, ganz ernst, er wollte dem Onkel zeigen, daß er sehr wohl auch unter den einfachsten Verhältnissen sich behaglich fühlen könne, wollte einmal ein halbes Jahr als Forstgehilfe in der Einsamkeit des Waldes leben, das Dasein und die Menschen von einer anderen Seite kennen lernen und Lebenserfahrungen auf anderem als gesellschaftlichem Gebiete sammeln, wie es sein Onkel wünschte.

Georg hatte sich verpflichten müssen, während eines halben Jahres keine Verbindung, sei sie welcher Art sie wolle, mit seinen bisherigen Bekannten zu unterhalten. Der Kommerzienrat wollte den Freunden Georgs mitteilen, dieser mache eine Studienreise nach Amerika. Nur alle vier Wochen sollte Georg einen Brief an die Tante schreiben dürfen, und Frau Ernestine hatte sich ihrerseits verpflichten müssen, überhaupt nicht an den Neffen zu schreiben. Bares Geld und irgendwelche Kostbarkeiten durfte Georg nicht mit sich nehmen.

„Du bist mit Anzug, Wäsche und Stiefeln ausgerüstet," sagte der Kommerzienrat, „du hast freie Station und bekommst fünfundzwanzig Mark monatlich bares Geld, dazu kommt noch Schußgeld für Raubzeug. Es kann dir also an nichts fehlen."

Georg lachte, verabschiedete sich ganz munter von Onkel und Tante und fuhr ab.

Der erste Eindruck, den Förster Grimm von seinem neuen Gehilfen bekam, als er ihn auf der Station abholte, war kein ungünstiger. Der Gehilfe hatte zwar etwas in seinem Wesen, das dem Förster fremdartig erschien, aber er sah recht energisch aus, meldete sich militärisch stramm bei Grimm, den er an seiner Uniform

sofort erkannte, und zeigte, daß er an militärische Disziplin gewöhnt war. Niemann erzählte seinem neuen Vorgesetzten, er sei elternlos, und fremde Leute hätten sich seiner angenommen. Er bat zugleich um Nachsicht, wenn er in der ersten Zeit nicht gleich alles genau so mache, wie es vielleicht sein müßte; aber er sei im französischen Forstdienste gewesen, und da sei manches anders als in Deutschland. „Seien Sie aber versichert," schloß er, „ich werde mir alle mögliche Mühe geben."

„Das erwarte ich auch von Ihnen," versetzte der Förster. „Ich habe da einen sehr tüchtigen Gehilfen, mit dem Sie gut Freund werden müssen. Er wird Sie in den Dienst einführen, denn ich selbst habe mit schriftlichen Arbeiten viel zu tun. Erfüllen Sie pünktlich und fleißig alle Ihre Obliegenheiten, dann wird es Ihnen bei uns schon gefallen."

„Sie werden mit mir zufrieden sein," meinte Niemann lächelnd, „an Eifer und Fleiß soll es nicht fehlen."

„Gut. Ich will Sie nun, während wir heimgehen, zunächst ein wenig mit den allgemeinen Verhältnissen bekannt machen. Das Forsthaus liegt mitten im Walde, aber keine halbe Stunde davon entfernt liegt das Dorf Mutzen. In den letzten Jahren ist dort eine große Dampfziegelei angelegt worden. Die Ziegelstreicher, die dort arbeiten, sind meist Gesindel und rohes Volk, das uns mit Schlingenstellen großen Schaden tut. In das dortige Wirtshaus dürfen Sie nicht gehen, ich wünsche nicht, daß meine Gehilfen mit den Leuten von der Ziegelei und mit den Bauern sich abgeben. Das führt nur zu Unzuträglichkeiten, denn auch die Bauern sind Halunken, jeder von ihnen hat im Hause versteckt eine alte Donnerbüchse, mit der er uns, wenn die Gelegenheit irgend günstig ist, einen Rehbock oder gar einen Hirsch wegknallt. Am meisten aber haben wir auf die Brüder

Scholz aufzupassen, Zuchthäusler und gefährliche Wilddiebe. Unterhaltung gibt's im Hause auch nicht viel. Außer meiner Frau und dem Forstgehilfen, sowie zwei Dienstboten ist bei uns nur noch mein Enkelkind, ein neunjähriger Junge namens Gottfried. Mein Sohn und meine Tochter sind im Ausland. Mein Sohn ist Förster in Ostafrika. Dorthin ist er mit seiner Frau vor einem Jahre abgegangen. Der Junge soll erst nachkommen, wenn sich mein Sohn drüben ordentlich eingerichtet hat. So, nun wissen Sie, woran Sie sind."

Als man in den Wald einbog und schon in der Nähe der Försterei war, kam ihnen ein kleines Korbwägelchen entgegen, das von einem Pony gezogen wurde. Eine junge Dame lenkte es. Förster Grimm blieb stehen und grüßte. Auch die junge Dame machte Halt.

„Das ist unser neuer Forstgehilfe, Georg Niemann," sagte Grimm vorstellend, „und das ist Fräulein Grete Ebner. — Nun, war Gottlieb fleißig, Fräulein?"

„Ja, er hat seine Pflicht und Schuldigkeit getan. Das Latein fällt ihm zwar etwas schwer, aber er ist ausdauernd und wird schon noch bessere Fortschritte machen. Ich komme morgen wie gewöhnlich."

Dann grüßte Grete mit der Peitsche und trieb ihren Pony zum Weitergehen an.

Der Eindruck, den dieses junge Mädchen auf Georg Niemann machte, war ein ganz eigenartiger. Soviel er sehen konnte, hatte sie eine ebenmäßige und volle Figur, war über Mittelgröße und hatte dunkelbraune Haare und dunkle Augen. Ihre Kleidung war einfach, aber geschmackvoll. Über der ganzen Erscheinung des jungen Mädchens lag etwas Herbes, Abweisendes. Wenigstens Georg Niemann kam es so vor.

Als sie weitergingen, erklärte Förster Grimm: „Das ist die Tochter des Besitzers der Dampfziegelei, eine sehr

gelehrte Dame. Sie ist nicht nur auf dem Gymnasium gewesen, sondern sie hat auch in Zürich Medizin studiert. Eine sehr tüchtige junge Person, das muß ich sagen, obwohl ich sonst von den studierten Frauenzimmern nichts halte. Wir haben hier keine Schule, und sie hat es übernommen, unseren Gottfried zu unterrichten; sie bringt dem Jungen auch noch die Bücher und Schreibhefte mit, macht sich überhaupt fortwährend zu schaffen, besucht Kranke, unterstützt arme Leute, kurzum, sie wendet ihre Zeit sehr nützlich an. Etwas Schulmeisterliches hat sie ja an sich, das wird Ihnen wahrscheinlich aufgefallen sein, aber daran muß man sich nicht stoßen. Ihr Vater ist von seinen Geschäften in Anspruch genommen, die Mutter ist seit vielen Jahren tot, und so ist Fräulein Grete früh sehr selbständig geworden."

„Das scheint eines von den emanzipierten Weibern zu sein," dachte Georg, „die jetzt die Welt unsicher machen. Wenn sie in Zürich war, ist sie vielleicht auch noch Nihilistin. Nun, immerhin eine interessante Bekanntschaft, und wenn sie täglich in das Forsthaus kommt, wird man ja mit ihr wohl noch näher bekannt werden. Das Leben hier scheint freilich sonst recht eintönig zu sein. Ich freue mich fast auf die Gebrüder Scholz, die Gauner und Wilddiebe; das gibt doch der Beschäftigung etwas Reiz."

Frau Grimm, eine ältere, etwas phlegmatische Frau, begrüßte den neuen Forstgehilfen freundlich, brachte ihn selbst nach seiner Stube hinauf, die spartanisch einfach möbliert war, machte ihn mit der Hausordnung bekannt und sagte ihm, er würde zum Essen gerufen werden, er solle einstweilen seine Sachen auspacken.

Als Georg seine Kleidungsstücke aus dem Koffer nahm, fiel aus der Weste seines zweiten Jägeranzugs etwas auf den Boden. Es war ein wertvoller Brillant-

ring, den Georg von der Tante geschenkt erhielt, als er die landwirtschaftliche Prüfung bestanden hatte.

Kurz vor der Abreise hatte Georg alle Schmucksachen und Wertstücke abgelegt, die er sonst trug. Auch den Brillantring hatte er vom Finger gezogen. Die Tante mußte ihm das kostbare Stück heimlich wieder in die Westentasche gesteckt haben. Wozu wohl? Tragen konnte er ihn hier doch nicht! Aber so sind die Frauen! Er lächelte und schob ihn in eine Tasche der verschließbaren Schreibmappe, die er mit hatte. Diese Tasche verschloß er in einer besonderen Schublade der Kommode.

Bei Tische lernte Georg seinen Kollegen, den Forstgehilfen Fritz Körber, kennen, einen einfachen, aber, wie es schien, aufrichtigen und ehrlichen Menschen.

Der kleine Gottfried war ein etwas kränklich aussehendes, schüchternes Kind. „Wahrscheinlich überbürdet der weibliche Schulmeister den armen Jungen," dachte Georg. Und dann tat er dem kräftigen, einfachen Abendbrot so große Ehre an, daß er sich damit gleich in Gunst bei der Frau Försterin setzte, die nicht wenig stolz auf ihre Kochkunst war.

3.

Am nächsten Tage mußte Georg mit seinem Kollegen Körber schon vor Morgengrauen hinaus, um sich im Forst umzusehen. Das Revier war sehr groß, das Gelände zum Teil gebirgig. In der ersten Zeit bewunderte Georg noch die Majestät des schweigenden Bergwalds, aber er merkte sehr bald, daß ihn das Auf- und Absteigen stark ermüdete; er war das gar nicht gewöhnt.

Eine ganze Woche dauerte es, bis er das Gebiet einigermaßen kannte, besonders den Teil, der ihm als sogenannter „Belauf" zugeteilt war. Man stand dicht vor der Hirschbrunft, und wenn diese eintrat, mußte Georg allenthalben Bescheid wissen.

Er war in diesen acht Tagen einigemal auch Grete Ebner begegnet, aber nur sehr flüchtig. Er hatte sie ehrerbietig gegrüßt, wie es einem Forstgehilfen zukommt, und das junge Mädchen hatte ihm mit einer gewissen Herablassung gedankt.

Zufällig entdeckte Grimm, daß sein neuer Gehilfe Georg — im Forsthause wurden, wie üblich, die Gehilfen nur beim Vornamen gerufen — eine sehr hübsche Handschrift hatte. Es kam dazu, daß Georg infolge seiner Bildung viel rascher schrieb als der mit der Feder etwas unbeholfene Förster. Dieser beeilte sich also, den neuen Gehilfen gleich auch mit schriftlichen Arbeiten zu beschäftigen.

— — — — — — — — — — — —

Grimm und der Gehilfe Fritz waren im Forst, Frau Grimm war mit dem Knecht nach der nächsten Stadt gefahren, um Einkäufe zu machen, und sollte erst am Abend wiederkommen. Georg schrieb in der sogenannten Kanzlei, einem kleinen einfenstrigen Zimmer, in welchem Grimm ein Aktengestell und einen einfachen Tisch stehen hatte, um hier die schriftlichen Arbeiten zu erledigen, die nun einmal mit der Forstwirtschaft unvermeidlich verbunden sind. Im Wohnzimmer des Försters standen auf einem Bücherbrett eine Anzahl forstlicher Fachwerke. Georg mußte eines derselben nachschlagen und ging in das Zimmer. Er fand hier den kleinen Gottfried an einem Tisch am Fenster sitzen und in einer höchst sonderbaren Weise schreiben. Mit der rechten Hand nämlich führte das Kind die Feder, mit der linken Hand wischte es sich fortwährend die Tränen aus den Augen.

Der kleine Kerl sah so hilflos aus, daß sich ihm Georg näherte und ihn freundlich fragte: „Was hast du denn, Gottfried, warum weinst du denn? Hat dir jemand was getan?“

„Ach nein," schluchzte Gottfried, „aber ich kann diesen Satz hier nicht übersetzen, und das Fräulein ist so streng."

Georg konnte diesem kindlichen Jammer nicht widerstehen. Er wußte aus seiner Gymnasialzeit noch genug Latein, um dem armen Jungen helfen zu können, und das tat er denn auch.

Gottfried war glückselig, die Aufgabe wurde jetzt schnell erledigt, und er konnte dann in den Garten hinaus und noch lange spielen, bis das Fräulein zur Unterrichtsstunde kam.

Georg ging in die Kanzlei zurück und schrieb so eifrig, daß er nicht einmal das Anfahren des kleinen Ponywagens hörte.

Es mochten länger als zwei Stunden vergangen sein, und Georg, der dem Förster durch eine außerordentliche Arbeitsleistung imponieren wollte, hatte mit dem größten Eifer gearbeitet, als Gottfried plötzlich in sein Zimmer trat.

„Ach, Georg," sagte der Kleine, „möchten Sie nicht herunterkommen und dem Fräulein beim Anschirren helfen? Der Pony hat sich in das Riemenzeug verwickelt, und er ist so eigensinnig."

Georg sah nach der einfachen Uhr, die er trug, und fragte dann: „Ist die Unterrichtsstunde denn schon vorüber?"

„Ja," sagte der Kleine, „das Fräulein will wieder nach Hause fahren."

Georg eilte hinunter und fand Grete in einer ziemlich heftigen Auseinandersetzung mit dem Pony. Sie hatte, wie üblich, bei dem schönen Wetter das Tier nicht abgeschirrt, sondern es mit den Zügeln an den Lattenzaun gebunden. Die Ponys sind nun ja im allgemeinen gutmütig, aber sehr zu Spielereien geneigt und mitunter ein wenig eigensinnig und übermütig. Der Pony war

erst nach rechts, dann nach links über die Zugstränge getreten, hatte sich dann wohl umgedreht, kurzum, es gab eine heillose Verwirrung des ganzen Geschirrs. Dann war der Pony ärgerlich geworden und ließ sich jetzt nicht anfassen.

Der Übermut verging ihm freilich, als Georg, der als Einjähriger bei der Kavallerie gedient hatte und mit der Behandlung von Pferden genau vertraut war, ihn energisch am Gebiß packte und ihm den Kopf etwas schüttelte. Dann rief er ihm einige laute Worte zu, so daß der Pony sofort merkte, er habe seinen Herrn gefunden. Das Tier wurde auch wieder ganz gehorsam, ließ sich nach Belieben hin und her schieben, hielt still, als Georg die Zugstränge abschirrte, und binnen wenigen Minuten war die ganze Anspannung wieder in Ordnung.

Als der Wagen fertig zum Abfahren war, überreichte er Grete die Zügel und die Peitsche.

Bevor aber das junge Mädchen in den Wagen stieg, sagte sie: „Sie haben Gottfried bei der Arbeit geholfen, ich bitte Sie, das in Zukunft zu unterlassen. Der Junge muß selbständig werden, Sie erweisen dem Kinde keinen Dienst, wenn Sie ihm helfen."

„Der arme Junge tat mir leid," versetzte Georg. „Er hatte sich festgefahren, und ich habe ihm nur wieder ins Gleis geholfen. Allerdings hätte ich dann die weitere Hilfe lassen sollen."

„Sie haben lateinischen Unterricht gehabt?" fuhr Grete fort, während sie ihn prüfend musterte.

Jetzt erst merkte Georg, daß er durch seine Unvorsichtigkeit in Gefahr gekommen war, sich zu verraten. „Ich bin nur bis zur dritten Deklination gekommen," log er, „meine Verhältnisse erlaubten mir nicht, die Schule weiter zu besuchen."

„Dann haben Sie aber ein vorzügliches Gedächtnis,

denn Sie haben die Übersetzung fehlerlos geliefert. Sie sollten sich weiter bilden, mit einem so guten Gedächtnis kann man's schon zu etwas Besserem bringen als zum Forstgehilfen." Damit schwang sie sich in den Wagen und fuhr, nachdem sie mit der Peitsche flüchtig gegrüßt hatte, davon. —

Grimm war erstaunt über die Arbeitsleistung, die er vorfand, als er Abends aus dem Revier nach Hause kam. Er war des Lobes voll über die Sicherheit und Genauigkeit, mit der die Arbeit gemacht war, und ging sogar so weit, dem Forstgehilfen eine von seinen Zigarren zur Belohnung zu schenken, eine Anerkennung, über die Georg mehr bestürzt, als erfreut war. Aber es half nichts, er mußte die Försterzigarre rauchen.

Grimm fuhr dann wohlwollend fort: „Ich bin mit meinen schriftlichen Arbeiten sehr in Rückstand geraten, und es sind so viele Abschriften zu machen und Listen aufzustellen. Wenn Sie sich fünf bis sechs Tage dahinter setzen, Georg, und so weiter arbeiten, bringen Sie mich aus aller Not und Verlegenheit."

Georg erklärte sich gern bereit, die Arbeit zu übernehmen, und Grimm sagte am Abend, als er mit seiner Frau, die erst mit Einbruch der Dunkelheit zurückgekehrt war, allein war: „Das ist ein tüchtiger Mensch, dieser Georg, außerordentlich gewandt und fleißig, schreibt eine wunderschöne Hand. Den hat mir der Himmel gesandt. Wenn er auch im Revier gut tut, kann ich dem Schicksal nur dankbar sein."

Georg aber saß von nun an alle Tage eifrig hinter der Schreibarbeit, und es war wirklich staunenswert, was er fertig brachte.

Dem Förster imponierte auch seine Ausdrucksweise. Aus einer großen Anzahl von Notizzetteln und Daten war ein Bericht anzufertigen, den Georg natürlich mit

Leichtigkeit niederschrieb. Als Grimm diesen Bericht las, schüttelte er bewundernd den Kopf und bemerkte: „Das klingt ja wie gedruckt. Sie haben wohl eine sehr gute Schulbildung genossen?"

„Solange meine Eltern lebten," antwortete Georg, „bin ich in eine gute Schule gegangen, aber dann starb mein Vater, und ich mußte die Schule verlassen."

„Das ist wirklich schade," meinte Grimm. „Sie hätten es weit bringen können." —

Zwei Tage später kam Nachmittags Gottfried zu Georg und sagte: „Das Fräulein läßt Sie bitten, einmal herunterzukommen, sie möchte mit Ihnen sprechen."

„Hat sich der Pony wieder in das Geschirr verwickelt?"

„Nein, er steht ganz ruhig. Aber das Fräulein will Sie sprechen."

Georg ging hinunter und fand Grete Ebner neben dem Wagen stehen.

„Entschuldigen Sie, wenn ich Sie habe rufen lassen, Herr Niemann," sagte Grete, „aber es ist in Ihrem Interesse. Herr Grimm erzählte mir, daß Sie ein sehr gutes Deutsch schreiben. Ich habe Ihren Bericht gelesen und muß sagen, Ihre Ausdrucksweise ist sehr gewandt, und Ihr Stil flüssig. Ich habe bereits Gelegenheit gehabt, Ihr gutes Gedächtnis zu bewundern. Sie sollten versuchen, bei den bedeutenden Gaben, die Sie haben, sich fortzubilden, so daß Sie vielleicht noch eine wissenschaftliche Prüfung machen können und Ihnen die mittlere Forstlaufbahn eröffnet wird. Ein Mann mit solcher Begabung wie Sie kann leicht nach einigen Jahren eifrigen Studiums so weit kommen, die Abiturientenprüfung zu bestehen."

„Sie sind sehr freundlich, Fräulein Ebner," entgegnete Georg, der jetzt in nicht geringe Verlegenheit

geriet, „aber ich bin durch meine Berufsgeschäfte in Anspruch genommen, habe wenig Zeit —"

„Ganz und gar nicht!" unterbrach ihn Grete. „Leute, die ihre Zeit einzuteilen wissen, haben immer Zeit, und wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

„Das ist ein ganz verteufeltes Mädel," dachte Georg, mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen und meinte daher ausweichend: „Ohne Lehrer ist es doch aber unmöglich, die nötigen Kenntnisse zu erwerben."

„Ich habe selbst das Gymnasium absolviert und die Universität besucht," sagte Grete würdevoll. „Ich könnte Ihnen also behilflich sein, Sie wenigstens überhören und Ihnen Auskunft geben, wenn Ihnen etwas nicht ganz klar ist. Ich will Ihnen die Lehrmittel zur Verfügung stellen, und wenn ich Erfolge bei Ihnen sehe, wäre ich nicht abgeneigt, meinen Vater zu veranlassen, daß er Ihnen die Möglichkeit gewährt, weiter zu studieren. Nur die nötige Energie müssen Sie zeigen."

„Sie sind sehr freundlich," versetzte Georg, und im stillen dachte er: „Das ist wieder so echt weiblich. In jedem Weibe steckt eine Mutter und ein Tyrann. Die Mutter veranlaßt dieses Mädel, mich gewissermaßen unter ihre Fittiche zu nehmen und etwas zu tun, um meine materielle Lage und meine Zukunft zu verbessern; der Tyrann aber veranlaßt sie, mich zu drangsalieren, daß ich tue, was sie sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat."

„Entschließen Sie sich," unterbrach Grete kurz diesen Gedankengang. „Wenn Sie ein Mann sind, nehmen Sie meinen Vorschlag an."

„Einen Versuch könnte man ja machen," meinte Georg, den die Sache jetzt zu belustigen anfing.

„Also, ich werde Ihnen morgen Bücher mitbringen. Waren Sie nicht in französischen Diensten?"

„Jawohl.“

Grete Ebner redete ihn sofort französisch an, und Georg antwortete ihr. Er fand, daß ihr Französisch den schweizerischen Anklang hatte. Sie fand sein Französisch sehr gut.

„Sie würden demnach nur außer dem Latein noch Englisch zu lernen haben,“ sagte sie, „dann könnten Sie sich an einer Oberrealschule das Primanerzeugnis erwerben. Die Sache ist verhältnismäßig leicht. Griechisch fällt weg, und Geschichte, Geographie und Mathematik werden Sie schon bewältigen. Im Deutschen haben Sie eine sehr gute Ausdrucksweise, so daß ich eigentlich gar nicht einsehe, wie ein Mißerfolg eintreten sollte, wenn Sie sich nur mit Energie dahintersetzen.“

„Ich werde Ihnen sehr dankbar sein, Fräulein Ebner, wenn Sie sich meiner annehmen wollen.“

„Ich werde Ihnen morgen also Bücher mitbringen,“ meinte diese. Dann stieg sie in den Wagen und fuhr davon.

Als Georg in seinem Zimmer war, lachte er laut auf. „Eine unglaubliche Geschichte!“ dachte er. „Aber was tun? Die Wahrheit kann ich ihr doch nicht sagen, ich muß also meine Rolle hier weiter spielen, so gut es geht. Machen wir uns also den Spaß und lassen wir uns von Fräulein Grete Ebner zunächst die dritte Deklination beibringen. Es wird ihr Vergnügen machen, und mir wahrscheinlich auch. Wahrhaftig, das Leben gestaltet sich hier immer interessanter.“

4.

Zwei Tage später saßen sich die beiden gegenüber. Grete hatte die lateinische Grammatik in der Hand und hörte ab.

„Viele Wörter sind auf is
masculini generis:
panis, piscis, crinis, finis,
ignis, lapis, pulvis, cinis,
orbis, amnis und canalis,
sanguis, anguis und annalis —“

„Schon gut!“ sagte Grete Ebner, indem sie Georg wohlwollend ansah, „Sie haben eifrig gelernt. Nun wollen wir uns einmal Ihre Übersetzung ansehen. — Sie ist etwas flüchtig, besonders die Kommata stehen nicht immer richtig. Ich muß Sie bitten, sich vor allem Genauigkeit beim Arbeiten anzueignen. Peinliche Ordnung ist die Hauptsache. Pünktlichkeit und Fleiß sind die Grundsäulen jeden Erfolgs.“

„Ich danke für die gütige Belehrung,“ dachte Georg bei dieser schulmeisterlichen Auseinandersetzung. „Lieber Blaustrumpf, wenn du wüßtest, wen du vor dir hast!“

Die Szene spielte sich in dem Wohnzimmer der Försterei ab. Am Fenster saß, mit dem Strickstrumpf beschäftigt, die Frau Försterin und horchte mit gespitzten Ohren, so daß ihr kein Wort verloren ging. Am Tische saß Gottfried und kaute verzweifelt an der Feder, weil er natürlich durch das Überhören des großen Schülers gestört wurde. Fräulein Grete Ebner aber saß so feierlich, so unnahbar da wie ein Hoherpriester im Allerheiligsten. Diese Pose kleidete das hübsche junge Mädchen eigentlich ganz und gar nicht, wie Georg fand.

Grete ging die erste schriftliche Übersetzung, die Georg angefertigt hatte, weiter sorgfältig durch und sagte dann: „Sie ist, wie gesagt, gut bis auf einige Flüchtigkeiten. Ich bin überzeugt, Sie werden binnen kurzem große Erfolge erzielen. Fahren Sie so fort, nur suchen Sie Ihre Gedanken künftig etwas mehr zu konzentrieren. Mit dem Auswendiglernen der Regeln der

dritten Deklination werden Sie noch zu kämpfen haben, denn sie sind schwierig."

Bald darauf verabschiedete sie sich. Georg wollte ihr folgen, um ihr beim Einsteigen zu helfen, aber an der Tür drehte sie sich um und sagte abweisend: „Bitte, bleiben Sie nur, ich danke ein für allemal für Ihre Begleitung."

Georg errötete vor Ärger. Grete schien absichtlich eine scharfe Trennungslinie zwischen sich und ihrem Schüler ziehen zu wollen. Im Grunde hatte sie ja recht, wie er sich selbst sagen mußte, aber trotzdem ärgerte es ihn.

„Ich bin ein Narr," dachte er, „daß ich mich auf diese Geschichte einlasse, ich spiele eine lächerliche Figur und halse mir außerdem unnötigerweise eine Menge Arbeit auf. Und dabei nehme ich unehrlicherweise auch noch die Zeit dieses weiblichen Schulmeisters in Anspruch. Hätte ich gewußt, was meine Beihilfe bei Gottfrieds Arbeiten für Folgen haben würde — aber das kommt davon, wenn man seine Nase in andere Angelegenheiten steckt. O, wie recht hatte mein Onkel, daß ich noch keine Lebenserfahrung besitze! Schon jetzt sitze ich rettungslos in der Klemme. Wie soll ich Fräulein Grete Ebner und ihrem Tatendrang entgehen? Es wird am besten sein, ihr nach Möglichkeit auszuweichen."

Leider hatte Georg die Rechnung ohne Grete Ebner gemacht. Als er am nächsten Tage nach dem Mittagessen das Gewehr nahm, um in den Wald zu gehen, kam ihm Grimm nach und sagte: „Seien Sie nur pünktlich zur Unterrichtsstunde zurück, Georg. Fräulein Ebner hat mich heute getroffen und mir gesagt, Sie hätten außergewöhnliche Anlagen, es wäre unrecht, wenn Sie die nicht ausbildeten. Ich will natürlich Ihrem

Glück nicht im Wege stehen. Fräulein Ebner meinte, Sie könnten in einem, höchstens in anderthalb Jahren Ihre Abiturientenprüfung machen, und dann ist Ihnen eine gute Karriere beim Forstfach sicher."

Es ist nur gut, daß Verwünschungen, die in Aufregung und Ärger hervorgestoßen werden, nicht in Erfüllung gehen, sonst hätte sich höchstwahrscheinlich Fräulein Grete Ebner heute nachmittag sehr schlecht befunden. Als Georg durch den Tannenwald dahinschritt, schimpfte er weidlich auf den weiblichen Schulmeister. Die ganze Art und Weise, wie sie sich seiner Person bemächtigte, über ihn gewissermaßen verfügte, ohne ihn zu fragen, war ihm höchst fatal.

Georg hatte Holzschläger zu beaufsichtigen. Ein Gewittersturm im Juli hatte großen Schaden in den Wäldern angerichtet. Besonders an den Rändern des Waldes hatte der Orkan viele Hunderte von Bäumen mitsamt den Wurzeln ausgerissen und quer übereinander geworfen. Auch jetzt noch bot der Wald an manchen Stellen einen grauenhaften Anblick, obwohl die Aufräumungsarbeiten, allerdings mit geringen Kräften, schon seit Monaten ausgeführt wurden.

Er hatte eine ziemlich energische Auseinandersetzung mit dem alten „Regimenter", dem Holzaufseher, der das vollständige Umlegen und Zersägen der Bäume überwachte. Er machte ihm Vorhaltungen, daß er die Leute nicht genügend beaufsichtige. Ein großer Teil der Baumriesen war noch nicht ganz zusammengebrochen, sondern schwebte, sich gegenseitig stützend und getragen von den noch stehen gebliebenen Bäumen, halb in der Luft. Anstatt nun die Bäume vom Rande des Waldes aus zuerst vollständig umzulegen, wollten sich die Leute die Arbeit dadurch erleichtern, daß sie die Stämme, welche die ganze Last der anderen halbumgebrochenen Bäume

trugen, zuerst fällten. Dadurch stürzten die anderen Bäume von selbst nach. Georg kam das sehr unvorsichtig vor.

„Sie werden sehen, es gibt ein Unglück," erklärte er. „Diese umgebrochenen Stämme sind so kreuz und quer durcheinander geworfen, daß man gar nicht berechnen kann, wohin sie fallen. Ich mache Sie dafür verantwortlich, daß die Leute vorsichtiger vorgehen. Ich lehne meinerseits jede Verantwortung für einen Unfall ab."

Der Regimenter antwortete nicht, aber Georg sah es seinem Gesicht an, daß der alte Mann, der im Dienst ergraut war, sich aus den Worten des jungen Gehilfen gar nichts machte.

Als Georg fortgegangen war, sagte der Regimenter zu den Leuten: „Neue Besen kehren gut, und der feine Herr Gehilfe will natürlich Neuerungen einführen. Wir sind hier gewesen, bevor er da war, und werden auch noch länger dableiben. Wenn er sich bei Förster Grimm über mich beschwert, wird er schon seinen Mann finden, denn der Förster weiß, was er an mir hat."

Der Ärger Georgs wurde noch vermehrt, als er sich jetzt beim Heimweg außerordentlich beeilen mußte, um zu der erzwungenen Unterrichtsstunde zurechtzukommen. Er wählte einen kürzeren, sehr steinigen Weg, der mit schweren Felsblöcken stellenweise dicht bedeckt war. In seinem Ärger und seiner Hast stürzte er und verstauchte sich die linke Hand. Das verbesserte natürlich seine Laune nicht. Als er das Forsthaus erreichte, kochte es in ihm, und doch mußte er eine freundliche Miene aufsetzen und in diesem Zustand die lächerliche Figur eines Schülers bei Grete spielen. Er wußte, er würde während dieser Unterrichtsstunde seine ganze Energie brauchen, um nicht aus der Rolle zu fallen.

Wie das so häufig im Leben geht, enden Dinge, die einen ärgerlichen Anfang haben, besser, als man geglaubt hat. Die Unterrichtsstunde verlief sogar ganz angenehm.

Heute war Fräulein Grete weniger schulmeisterlich als sonst, und am Ende der Stunde fragte sie Georg: „Wie steht es denn mit der Mathematik? Haben Sie schon mathematischen Unterricht gehabt?"

„Das fehlte gerade noch," dachte Georg, „Gott bewahre mich davor, daß sie jetzt anfängt, mich auch noch mathematisch zu schikanieren!" Deshalb überlegte er einen Augenblick und versetzte dann: „In Mathematik bin ich ziemlich weit gekommen. Mein Oberförster in Frankreich war an der Pariser polytechnischen Schule eine Zeitlang Dozent der Mathematik gewesen, und es machte ihm Spaß, mich zu unterrichten. Ich kenne die ganze Geometrie und die Arithmetik, sowie einen Teil der Trigonometrie. Auch von der Stereometrie habe ich einige Begriffe."

Er hatte geglaubt, Grete würde von seiner Mitteilung entzückt sein; aber sie schwieg und sah ihn so forschend, so prüfend, so durchbohrend an, daß Georg förmlich verlegen wurde.

Ahnte sie, daß er sie belog?

Er wußte, welche unangenehmen Folgen es für ihn haben würde, wenn es herauskam, daß er nicht nur Grete Ebner, sondern auch den alten Förster täuschte. Die Leute hatten sich alle zusammen für sein Fortkommen und für sein Wohlergehen interessiert, und er machte sie zu Narren. Die Sache fing jetzt an, ihm peinlich zu werden, aber es half nichts, er mußte dem forschenden Blick des jungen Mädchens standhalten.

Er sah sie ebenfalls an, ernst, fast drohend, und Grete Ebner schlug darauf die Augen nieder. Ja, sie

war sogar etwas verwirrt, und nach einiger Zeit erst sagte sie: „Dann wird es sich wohl nur darum handeln, eine ordentliche Wiederholung vorzunehmen und dann gleich mit der Trigonometrie und Stereometrie weiterzugehen."

Als sie fortgefahren war, und Georg wieder in seinem Zimmer saß, dachte er: „Weiß Gott, ich bin kein schlechter Kerl, aber wenn diese Grete jetzt auf der Fahrt mit ihrem Pony einen kleinen Unfall hätte, so daß sie einige Zeit zu Hause bleiben müßte, oder wenn sie eine Krankheit bekäme, nicht gerade tödlich, aber doch so, daß sie wenigstens für sechs Wochen ans Haus gefesselt wäre, so würde das eine wahre Erlösung für mich sein."

5.

Am nächsten Tage machte er mit seinem Kollegen eine Streife durch den Wald, weil in der Nacht vorher Schüsse gehört worden waren. Es war anzunehmen, daß Wilddiebe im Revier einen Hirsch geschossen hatten. Spuren mußten sich unzweifelhaft vorfinden, wenn wirklich der Hirsch im Revier des Forsthauses Heidemühle zur Strecke gebracht worden war.

Die Suche hatte aber keinen Erfolg. Die Schüsse mußten im Nachbarrevier gefallen sein und waren im Försterhause nur gehört worden, weil der Wind günstig stand.

Fritz Körber wollte nach der Schonung gehen, wo junge Tannenpflanzen ausgesetzt wurden. Georg ging zu den Holzfällern.

Als er sich der Stelle näherte, wo diese Leute arbeiteten, fiel es ihm auf, daß er den Schlag der Äxte und das Geräusch der Sägen nicht hörte. Georg sah nach der Uhr. Die Frühstückszeit war längst vorüber. Als er auf die Lichtung trat, sah er die Arbeiter in einer

großen Gruppe versammelt. In deren Nähe stand ein Ponywagen, den er sofort als den Grete Ebners erkannte; besaß doch niemand in der Umgegend ein ähnliches Gefährt.

Als er bis auf wenige Schritte an die Gruppe herangekommen war, näherte sich ihm der alte Regimenter mit verstörtem Gesicht. „Es ist ein Unglück geschehen," meldete er. „Zwei Bäume sind zu gleicher Zeit gestürzt. Ein Mann liegt im Sterben, der Stamm hat ihm das Kreuz gebrochen. Ich habe einen Boten nach dem Forsthause geschickt, aber es ist niemand dort gewesen. Der Herr Förster und die Gehilfen seien im Walde, wurde uns gesagt. Der Bote ist dann zu Fräulein Ebner gelaufen, um Hilfe von ihr zu holen; es ist ja kein Arzt sonst in der Nähe. Das Fräulein ist auch gleich gekommen, aber dem Mann ist nicht mehr zu helfen, er muß sterben, und es wird wohl nur noch wenige Minuten dauern."

Georg hätte es für unedel gehalten, den alten Mann, durch dessen Schuld unzweifelhaft das Unglück mit verursacht war, und der auch vor dem Gesetz die schwere Verantwortung für diesen Unfall tragen mußte, jetzt durch Vorwürfe noch mehr zu ängstigen. Er trat dicht an die Gruppe heran und zog seinen Hut, wie dies alle die Leute getan hatten, die den Sterbenden und die neben ihm knieende Frauengestalt umgaben. Es war die Majestät des Todes, die hier gegrüßt wurde.

Mit brechenden Augen, in fürchterlichen Schmerzen stöhnend, lag der Unglückliche da, ein graubärtiger Mann, dessen Leben Sorge, Mühe und Arbeit gewesen war. Grete, die neben ihm kniete, hielt seine Hände in den ihren und sprach ihm tröstend zu.

Georg Niemann war tief ergriffen von diesem Vorgang. Zum ersten Male in seinem Leben hatte er Ge-

legenheit, einer solchen Tragödie der Arbeit beizuwohnen. Für ihn, dem das Leben ohne jeden Zwischenfall und ohne irgendwelche traurigen Ereignisse vergangen war, mußte dieses Sterben des Mannes, der in seinem Berufe den Tod gefunden hatte, von ganz besonderer Wirkung sein. Aber nicht das allein packte ihn, sondern noch mehr der unsagbare Zauber, der diese hilfsbereite knieende Frauengestalt umgab. Es schien ihm, als sei von Grete all das Fremde, Herbe gewichen, das sie sonst umgab, als umfließe sie ein milder Schein. Er sah sie verklärt in Menschenliebe und Hilfsbereitschaft.

Leise sprach sie jetzt ein Gebet. Dann fuhr sie dem am Boden liegenden Manne mit den Fingern über das Gesicht und drückte ihm die Augen zu. Der Unglückliche hatte ausgerungen.

Grete Ebner erhob sich mit Tränen in den Augen. Sie war ergriffen von dem Unglück, bei dem sie selbst eine Rolle gespielt hatte. Aber diese Schwäche dauerte nur kurze Zeit. Sie trocknete ihre Augen und sagte: „Ich werde zu der Frau des Toten fahren und ihr schonend mitteilen, was geschehen ist. Schaffen Sie den Armen heim."

Dann wendete sie sich rasch ihrem Wagen zu.

Wie von magischer Gewalt gezogen, folgte ihr Georg. Er löste die Zügel des Ponys, die um einen Baum geschlungen waren, und reichte sie Grete. Mit einem stummen Kopfnicken nahm sie dieselben in Empfang und fuhr unmittelbar darauf davon.

Lange sah ihr Georg nach. Auch als das Gefährt mit seiner Lenkerin hinter den Tannen des Waldes verschwunden war, blieb er noch wie gebannt stehen. Dann erwachte er wie aus einem Traume, setzte den Hut auf und trat zu der Gruppe der Arbeiter. Er zog sein Notizbuch und ließ sich von jedem einzelnen Manne ausführlich

erzählen, was geschehen war. So viel wußte er bereits, daß ein Bericht sowohl an die Forstbehörde wie an die Staatsanwaltschaft eingesendet werden mußte. Die Leute stellten fest, daß auch der Regimenter noch wenige Minuten vorher die Holzfäller gewarnt hatte. Die Katastrophe war aber mit blitzartiger Geschwindigkeit eingetreten. Die anderen Arbeiter hatten sich durch Beiseitespringen retten können; den Unglückseligen, der jetzt tot am Boden lag, hatte der eine Baum niedergeworfen, und ein zweiter Stamm mit furchtbarem Schlage getroffen.

Georg richtete noch ein paar tröstende Worte an den alten Regimenter, der sich ganz verzweifelt geberdete, und eilte nach dem Forsthause zurück, um Grimm, der unterdessen zu Hause eingetroffen sein mußte, ausführliche Meldung über den Vorfall zu erstatten und sich dann an die Ausarbeitung des schriftlichen Berichtes zu machen.

Als er eilfertig durch die Tannen dahinschritt, beschäftigten sich seine Gedanken ständig mit dem erschütternden Vorfall, dessen Zeuge er soeben gewesen war. Die Äste der Tannen reichten tief herunter bis fast auf den Boden. Deshalb herrschte zwischen den Stämmen nicht die Helligkeit wie im Kiefern- und Föhrenwald, deshalb lag dicht über dem Boden des Waldes Halbdunkel, selbst am hellen Tage. Das paßte zu seiner Stimmung, die ernster war als je vorher in seinem Leben.

Als er in die Nähe des Forsthauses kam, und der Wald sich lichtete, war es ihm, als habe er einen Spuk gesehen. Tief atmete er auf, und einen Augenblick blieb er stehen, um nach dem Forsthause hinüberzuschauen, als wollte er sich davon überzeugen, daß er in Wirklichkeit lebe und empfinde und nicht träume.

Wenige Minuten, nachdem Georg eingetroffen war, kam auch Förster Grimm nach Hause und empfing den Bericht Georgs. Er erklärte sich mit allen Maßregeln des Gehilfen einverstanden, bat ihn, den ausführlichen Bericht sofort niederzuschreiben, und eilte dann selbst nach Mutzen hinüber, um von dort aus an das Gericht zu telegraphieren.

Das Mittagessen im Forsthause verlief merkwürdig still. Es war ja niemand von dem Unglück persönlich betroffen worden, keiner der Anwesenden hatte einen nahen Verwandten oder Freund verloren, aber da, wo man eng zusammenlebt, wo die gemeinsame Tätigkeit und die Eigenartigkeit des Ortes ein unsichtbares Band um die Menschen schlingt, fühlt man mehr fremdes Weh als in der Großstadt oder in den dicht bevölkerten Landstrichen. Jeder schien das Rauschen der Flügel des Todesengels gehört zu haben, und selbst der kleine Gottfried schien außer den lateinischen Bekümmernissen, unter denen er beständig litt, auch von Trauer ergriffen zu sein, als er die ernsten Gesichter der Erwachsenen sah.

Am Nachmittag gab es noch viel Lauferei im Wald und auch Schreiberei sowohl für den Förster als für seine beiden Gehilfen. Der Untersuchungsrichter mit dem Gerichtschreiber kam und mußte in den Wald begleitet und dort bei der Aufnahme der Protokolle und des Augenscheins unterstützt werden. Dann erhielt Georg noch den traurigen Auftrag, nach der einfachen Hütte zu gehen, in der die Frau und die Kinder des Toten wohnten, um nach diesen zu sehen.

Dort herrschte tiefer Jammer. Laut gab die unglückliche Frau ihrem Schmerze Ausdruck, aber als Georg sie im Auftrage des Försters fragte, ob sie Hilfe für die Beerdigung brauche, versetzte sie: „Nein, das Fräulein ist hier gewesen, hat mir Geld gegeben und mir auch

versprochen, für mich und meine Kinder zu sorgen, wenn vom Forstamt nichts für uns geschieht. Sie wird mir Arbeit verschaffen, sie hat mich getröstet, so viel sie konnte. Sie ist ein guter Engel." —

Durch das hereinbrechende Abenddunkel schritt Georg dem Forsthause zu. „Sie ist ein guter Engel," wiederholte er. Ja, dieses junge Mädchen war ein Segen, eine Wohltat für die einsame Gegend und die Menschen, die da lebten. Als das Unglück geschah, hatten alle Anwesenden nur einen Gedanken gehabt: das Fräulein holen zu lassen. Man wußte, daß sie nicht nur kommen würde, sondern daß sie auch fähig war, zu helfen, wenn es überhaupt Hilfe gab. Ja, sie war trotz ihres etwas schulmeisterlichen Wesens doch ein Wesen mit praktischem Blick und praktischem Handeln, ein edles Weib voll Eifer, werktätige Menschenliebe zu bekunden.

Und was war er selbst? Im Grunde eine Drohne, ein Nichtstuer, der sich um seine Mitmenschen bisher nie gekümmert, sich nie die geringste Mühe gegeben hatte, das Leben kennen zu lernen, wie es wirklich ist, das wirkliche Leben, das so ganz anders ist als jenes, welches sich im Ballsaal und in der Gesellschaft der Reichen abspielt. Er hatte nur seinem Vergnügen gelebt, an gar nichts anderes gedacht bisher. Er kam sich mit einem Male recht klein vor.

6.

Grete Ebner hatte in der Tat Verdacht geschöpft. Dieser sonderbare Forstgehilfe war ihr auffällig geworden, sie hatte das Gefühl, daß er sie täusche, daß er nicht der sei, für den er sich ausgab. Wenn sie ferner in Betracht zog, daß seine lateinischen Arbeiten fast immer fehlerlos waren, so mußte sie sich sagen, daß ihr Schüler höchstwahrscheinlich ein Mann war, der sie an wissen-

schaftlicher Bildung übertraf, der sie also mit seiner geheuchelten Unwissenheit zum besten hatte.

Aber in Grete regte sich zu ihrem eigenen Mißbehagen etwas bisher Unbekanntes, gewissermaßen ein fremdes Wesen, das zu Gunsten dieses Forstgehilfen sprach. Für einen sogenannten dummen Witz war denn doch die Tätigkeit, die sich Georg Niemann auferlegte, zu anstrengend, für einen Witz dauerte die ganze Geschichte denn doch zu lang. Wenn man einen Scherz macht, dann kostet man ihn wohl ein oder zwei Tage lang aus; dann aber sucht man nach irgend einem Vorwande, um der Sache ein Ende zu machen. Wenn er sich nur einen Scherz gemacht hätte mit seinem Forstgehilfenspielen, dann wäre er wohl längst der Sache überdrüssig geworden.

„Das ist es also nicht," dachte sie. „Es steckt etwas anderes dahinter. Ist er ein Verbrecher, der sich verbergen will? Nein, er hat so treue Augen!"

Dann kam wieder ein Bedenken. „Törichte Sentimentalität!" dachte sie. „Er hat ganz gewöhnliche Augen, einen unverschämten Blick sogar. Er führt etwas im Schilde, ich muß mich hüten. Er ist ja stets höflich gegen mich, aber so höflich, wie es gar nicht seine Art sein sollte. Diese Höflichkeit hat kein Forstgehilfe. Der Mann hat sich in der besten Gesellschaft bewegt, er ist ein Betrüger. Er stiehlt meine Zeit, er hält mich zum Narren."

Aber gleich darauf erhob sich in ihr wieder eine andere Stimme, die der Selbstkritik: „Ich habe ihm meine Hilfe und meinen Unterricht ja angeboten in einer Weise, die es ihm fast unmöglich machte, nein zu sagen. Wie komme ich nun plötzlich dazu, ihn zu tadeln, in diesem Forstgehilfen so eine Art verkleideten Prinzen zu sehen? Das ist Phantasterei. Immerhin — irgend

etwas ist hier nicht in Ordnung, und ich werde es ihn fühlen lassen von jetzt ab, daß ich ihn durchschaue. Wenn er noch einen Funken Ehrgefühl in sich hat, wird er mit einem Geständnis herausrücken."

Trotz ihres Unmutes konnte sie sich nicht verhehlen, daß ihr der verdächtige Fremde höchst interessant sei, und das ärgerte sie nur um so mehr.

Zum Glück kam eine Frau, welche von Grete Ebner bestellt war, um Auskunft über das Befinden ihres erkrankten Kindes zu geben, und so wurde sie von ihren Gedanken abgezogen. Aber mißgestimmt war sie an diesem Tage über alle Maßen, und als sie nach dem Forsthause hinausfuhr, schüttelte der Pony wiederholt den Kopf. So launenhaft war er noch nie behandelt worden.

Die Unterrichtsstunde mit dem kleinen Gottfried war rasch erledigt. Dann betrat Georg das Zimmer, und Grete hatte für ihn einen Blick vorbereitet, tausend Grad unter dem Gefrierpunkt, einen Blick, der ihm zeigen sollte, daß sie ihn völlig durchschaue, daß sie wohl wisse, welch ein Subjekt er sei.

Diese Vorbereitung erwies sich als gänzlich überflüssig. Als Georg Niemann das Zimmer betrat, zwang eine magische Kraft Grete Ebner, ihre Blicke zu Boden zu schlagen. Sie war wie gebannt, sie fühlte sich wie gelähmt, sie war nicht im stande, den Mann, den sie verachtete, anzusehen. Sie fühlte, wie ein Zittern durch ihren Körper ging; aber sie überwand diese Schwäche und schaute auf, nicht mit einem verächtlichen, kalten, sondern mit einem recht unsicheren Blicke. Sie sah die Augen Georgs auf sich gerichtet mit einem Leuchten, das sie erschreckte und gleichzeitig entzückte. In diesem Augenblicke schwand alles um sie herum. Sie hörte wohl, daß Frau Grimm, die wie immer strickend am Fenster saß, etwas sagte, aber sie verstand es nicht. Sie sah

nur die leuchtenden Augen Georgs, und ihr Gesicht verzog sich wider Willen zu einem liebenswürdigen Lächeln. Dann machte sie unsicher einige Schritte auf den Tisch zu und sagte mit bebender Stimme: „Wir wollen anfangen.“

Ihre Worte klangen so sonderbar verschleiert, daß Frau Förster Grimm bemerkte: „Sie scheinen arg erkältet zu sein, Fräulein Ebner.“

Diese nüchternen Worte gaben Grete ihre Fassung wieder. „Es ist jetzt alles erkältet,“ sagte sie.

Dann setzte sie sich nieder und begann mit niedergeschlagenen Augen ihren Schüler zu überhören. Mit niedergeschlagenen Augen saß auch Georg an dem Tische, um sich nicht beim Aufsagen seines Pensums stören zu lassen. Als es dann zur Übersetzung kam, verbesserte Grete Ebner ihren Schüler zweimal falsch. Er hatte richtig übersetzt, und sie glaubte, er hätte Fehler gemacht.

Plötzlich erhob sie sich und stotterte, sie fühle sich nicht wohl, sie habe starken Kopfschmerz, sie müsse den Unterricht abbrechen.

Georg stand ebenfalls auf, verbeugte sich stumm und verließ mit einem kurzen Gruße das Zimmer.

Frau Grimm quälte Grete noch mit sieben verschiedenen unfehlbaren Hausmitteln gegen plötzliche Kopfschmerzen, und Grete war so willenlos, daß sie sogar zwei von diesen Hausmitteln einnahm, sowie auch die Rezepte von drei anderen sich aufschrieb. Dann fuhr sie nach Hause mit losen Zügeln, so daß der Pony in seinem Übermut in einen Graben geriet, und Grete fast aus dem Wagen gefallen wäre.

Zu Hause war sie einsilbig, so daß es selbst der vielbeschäftigte Vater merkte, der sonst kaum Augen für seine Tochter hatte, und Abends in ihrem Zimmer weinte sie eine Stunde lang. Hätte sie jemand gefragt, wes-

halb sie diese Tränen vergoß, so hätte sie wahrscheinlich keine Antwort gewußt.

Am nächsten Morgen aber sagte Grete bis Ende der Woche die Unterrichtsstunden ab.

— — — — — — — — — — — — — —

Der erschlagene Holzfäller war begraben worden, und die Forstbeamten hatten ihm das Ehrengeleite gegeben. Das Begräbnis hatte am Vormittag stattgefunden. Nachmittags ging Georg Niemann mit Fritz Körber in den Wald. Um diese Zeit hatte er sonst Unterricht gehabt; aber der fiel ja infolge der Erkrankung Gretes aus.

Die Unterhaltung zwischen den zwei Forstgehilfen war merkwürdig einsilbig. Georg mußte daran denken, wie schön jetzt die Unterrichtsstunde gewesen wäre und daß er eigentlich diesen Unterricht recht vermisse. Natürlich vermißte er die Lehrerin und nicht den Unterricht, aber er befand sich in jenem charakteristischen Zustande der Selbsttäuschung, in dem sich die Leute zu gewissen Zeiten immer befinden.

Hätte Georg nicht so viel an sich selbst gedacht, so hätte er gemerkt, daß auch Fritz Körber sehr schweigsam war. Endlich aber fiel es Georg doch auf, daß zwischen ihm und seinem Berufsgenossen keine Unterhaltung aufkommen wollte, und deshalb sagte er, um nur irgend etwas zu bemerken: „Der Arme hat wenigstens ein hübsches Begräbnis gehabt. Die Worte, die der Pfarrer sprach, waren schlicht und doch zu Herzen gehend."

Georg war einigermaßen überrascht, als Fritz Körber mit einem tiefen Seufzer und einem eigentümlichen Zittern in der Stimme antwortete: „Ich wünschte, ich wäre an seiner Stelle."

Georg sah sich seinen Berufsgenossen näher an und entdeckte, daß Fritz sehr blaß aussah, und daß ein finsterer, ja verzweifelter Ausdruck auf seinem Gesichte lag.

„Was haben Sie denn, Fritz?“ fragte er. „Was ist denn geschehen?“

„Sie können mir ja doch nicht helfen!“ antwortete Körber ingrimmig. Dann schien er sich aber zu besinnen und setzte hinzu: „Ich habe auch gar nicht darauf gerechnet, daß Sie mir helfen. Mir kann niemand helfen, denn es ist im Leben so eingerichtet, daß die Lumpen das Geld haben und die anständigen Leute keines.“

„Lieber Fritz,“ entgegnete Georg, der sich in eigentümlich weicher Stimmung befand, „ich kann mich nicht in Ihr Vertrauen drängen, denn Sie kennen mich noch zu kurze Zeit. Aber Sie müssen wissen, daß Sie es mit einem ehrlichen Kerl zu tun haben. Schütten Sie Ihr Herz aus; wenn ich Ihnen auch vielleicht nicht helfen kann, so wird es Ihnen doch wohl tun, sich auszusprechen. Die Hälfte von allem Kummer wird man los, wenn man ihn jemand klagen kann.“

„Nun ja, Sie werden es ja doch erfahren, später, wenn ich mir eine Kugel durch den Kopf geschossen habe.“

„Aber Mann,“ rief Georg, „was fällt Ihnen denn ein! Wie können Sie denn von Totschießen reden!“

„Weil mir danach zu Mute ist. Haben Sie einmal ein Weib lieb gehabt, so lieb, daß Sie den letzten Blutstropfen für sie geben würden, daß Sie keinen anderen Gedanken Tag und Nacht haben als dieses Weib?“

„Aha, also da steckt es. Nun, unglückliche Liebe kennt jeder Mensch, meine ich.“

„Dann werden Sie vielleicht verstehen, was es bedeutet, wenn einem das Weib, das man liebt, genommen wird, mit Gewalt von einem schäbigen Schuft und Halunken, der nicht wert ist —“ Körber lachte verzweifelt auf und fuhr fort: „Es hat keinen Zweck, davon zu reden, aber ich wünschte, wir träfen die Gebrüder Scholz jetzt, und ich könnte wenigstens einem von ihnen das Lebens-

licht ausblasen, mag mich dann der andere über den Haufen schießen. Dann wäre einer ganzen Menge Menschen geholfen."

„Auch dem Mädchen, das Sie lieben?" fragte Georg. „Und glauben Sie, daß Sie diesem Mädchen etwas nützen, wenn Sie sich selbst totschießen?"

„Nein, das glaube ich nicht," entgegnete Körber gepreßt. „Aber wenn man so verzweifelt ist, dann denkt man nur an sich selbst. Wenn ich leben bleibe, kann es ihr auch nichts helfen."

„Wenn es nun wirklich gar keine Hilfe gibt," meinte Georg, „dann ersparen Sie doch dem Mädchen, das Sie lieben, den Schmerz und den Kummer über Ihren freiwilligen Tod!"

Körber ging zu einem Baumstumpf, setzte sich darauf nieder, als könne er nicht weiter, und dann verbarg er sein Gesicht in den Händen und schluchzte wie ein kleines Kind.

Georg wartete geduldig, bis dieser Schmerzausbruch vorübergegangen war. Dann legte er seine Hand auf die Schulter Körbers und sagte freundlich und dringend: „Nun schütten Sie Ihr Herz aus."

„Die Sache ist bald erzählt," begann Körber. „Meine Marie lebt mit ihrer verwitweten Mutter in einem kleinen Häuschen unten in Mutzen. Sie ist sehr geschickt mit der Nadel und ernährt sich und ihre Mutter. Das einzige Besitztum, das Frau Rothe -- so heißt die Mutter Maries — hat, ist das Häuschen. Auf diesem steht seit vielen Jahren eine Hypothek von elfhundert Mark. Das Häuschen ist im Laufe der Zeit recht baufällig geworden, es hält gewissermaßen nur noch aus Gutmütigkeit zusammen. Besitzer der Hypothek ist ein gewisser Dietz, ein Mann in den Dreißigern. Sein Vater schon hatte die Hypothek dem verstorbenen Rothe gegeben. Der

Dietz will nun sein Geld jetzt wieder haben, eine neue Hypothek auf das Haus kriegt die Frau Rothe nirgends, dazu ist die Bude zu wacklig und zu baufällig. Sie selbst besitzt natürlich nicht so viel, um das Geld auszuzahlen. Der Dietz aber will mit aller Gewalt das Geld haben, nicht aus Habgier, sondern weil er die Marie zwingen will, ihn zu heiraten. Das hübsche Mädchen hat ihm den Kopf verdreht. Nun denkt ja die Marie nicht daran, den Kerl zu nehmen. Selbst wenn sie mich nicht liebte, würde sie sich bedenken, den Halunken, den Dietz, zu heiraten. Er hat nämlich niemals gut getan, hat schon als junger Mensch im Gefängnis gesessen. Der Vater hat ihn dann nach Amerika abgeschoben, und von dort ist Dietz erst vor drei Jahren zurückgekehrt. Er ist ein Mensch, den niemand achtet, mit dem die Leute aber umgehen müssen, weil er ziemlich viel Geld hat. Meine Marie ist nun in der schrecklichsten Lage. Der Dietz hat geschworen, er läßt das Haus verkaufen, oder er nimmt es selbst für das Geld, und Marie muß mit ihrer Mutter hinaus. Nun wissen Sie ja, wie alte Leute sind. Die Mutter Maries, die sich kaum noch bewegen kann, so gebrechlich ist sie, hängt an der kleinen Scholle, auf der sie so viele Jahre gelebt hat, mit ihrem ganzen Herzen. Sie hat es selbst gesagt, daß es ihr Tod sei, wenn sie aus der alten Bude heraus muß. Was soll nun Marie tun? Heiratet sie den Halunken, dann wird sie und ich unglücklich, und heiratet sie ihn nicht, dann muß sie mit ihrer Mutter ins Elend. Ich bin herumgelaufen bei allen Leuten, die ich kenne, ich habe an Bekannte geschrieben, ob denn die elfhundert Mark nicht aufzutreiben sind; aber auf die alte Hütte borgt niemand etwas und auf mein ehrliches Gesicht auch nicht. Ich bin ein armer Teufel, habe nichts als mein Gehilfengehalt. Ich habe

ja Aussicht, eine Försterstelle zu bekommen, vielleicht schon in zwei bis drei Jahren; dann hätte ich Marie heiraten können. Aber auf die zukünftige Stellung borgt mir kein Mensch einen Pfennig. So muß denn das Lebensglück von zwei Menschen zu Grunde gehen wegen des Geldes und deshalb, weil es das Schicksal will, daß ein Halunke Geld hat und anständigen Leuten dieses Geld fehlt. Und da soll man nicht verzweifeln! ... So, nun wissen Sie alles. Reden Sie aber nichts darüber, besonders sagen Sie nichts bei Grimms. Es hilft doch nichts. Aber es hat mir wirklich wohl getan, mir die Sache vom Herzen herunterzureden."

Da hatte Georg wieder einmal einen Einblick in das wirkliche Leben, in welchem Kleinigkeiten eine so verhängnisvolle Rolle spielen, tun können. Elfhundert Mark war gar keine Summe für ihn. Wie oft hatte er sie für eine Laune ausgegeben, und hier hing das Schicksal zweier guten Menschen davon ab! Dem armen Körber und seiner Braut mußte geholfen werden. Aber wie? Das einfachste war, er schrieb an seine Tante, denn dieser durfte er ja nach Ablauf von vier Wochen schreiben, daß sie das Geld sofort an die Mutter Maries schicken oder noch besser diesem Dietz auszahlen sollte. Dann dachte Georg aber daran, daß der Onkel Verdacht schöpfen und vielleicht auf die schmähliche Vermutung kommen könne, der Neffe wolle sich auf diese Art und Weise „hinten herum" Geld besorgen.

Ein glitzernder Wassertropfen im Grase gab Georgs Gedanken eine andere Richtung. Dieser blitzende Wassertropfen erinnerte ihn an einen Brillanten, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er noch den kostbaren Ring habe, den ihm die Tante wahrscheinlich in die Verbannung mitgegeben hatte, damit er sich stets ihrer Liebe erinnere. Der Ring war mindestens zweitausend Mark wert. Er

konnte ihn verpfänden in der nächsten Stadt und ihn später wieder einlösen.

„Hören Sie, Kollege," sagte Georg zu Körber, „ich habe mir die Sache genau überlegt. Sie und Ihre Braut sollen nicht unglücklich werden, Sie sollen die elfhundert Mark haben. Ich habe nämlich ein kleines Erbteil, wissen Sie, so ungefähr dreitausend Mark, und ein Sparkassenbuch über zwölfhundert Mark. Die werde ich abheben, und Sie sollen das Geld haben. Bis wann muß es dasein?"

„Ich kann das Geld von Ihnen nicht annehmen," entgegnete Körber, „das geht nicht, denn ich kann Ihnen keine andere Garantie dafür bieten als mich selbst, und wenn ich vielleicht von den Gebrüdern Scholz totgeschossen werde, dann sitzen Sie da und sind um Ihr Geld gekommen. Nein, von Ihnen kann ich das Geld nicht annehmen."

Georg mußte unwillkürlich lächeln. Erst wollte der Mann verzweifeln, weil er das Geld nicht hatte, jetzt wollte er es nicht nehmen, nachdem es ihm angeboten worden war. Aber Georg wußte gleichzeitig, daß nur ehrliche Menschen solche Bedenken haben; der Unehrliche greift ohne weiteres zu.

„Sie sind übergeschnappt, Fritz," entgegnete er. „Sie nehmen das Geld ruhig an. Und wenn Sie es nicht wollen — gut, dann werde ich zu Dietz gehen und ihm die Hypothek abkaufen. Erstens schießen die Gebrüder Scholz nicht so scharf, zweitens wissen wir noch gar nicht, ob sie wieder in unser Revier kommen. Schließlich wollten Sie doch von anderen Leuten Geld borgen, die Ihnen weniger nahe stehen als ich, und die doch auch nicht besser gestellt sind. Ich bin Junggeselle und behalte noch genug Geld übrig. Sie wissen ja, ich brauche nur wenig für mich."

Nach dieser Erklärung entschloß sich Körber endlich, das Geld anzunehmen. Dann gab es noch eine komische Katzbalgerei um die Verzinsung. Fritz wollte den liebenswürdigen Kollegen und Freund nicht schädigen und hielt sich deshalb für verpflichtet, Zinsen zu versprechen, die Georg in den Verdacht des Wuchers bringen mußten, wenn er sie genommen hätte. Georg mußte alle Beredsamkeit aufbieten, um Körber zu überzeugen, daß man auf der Sparkasse nicht mehr als drei Prozent Zinsen für das Geld kriege; mehr würde er daher auch von Körber auf keinen Fall nehmen. Er machte sich ferner aus, daß Fritz ihm die dreiunddreißig Mark, die jährlich an Zinsen herauskamen, nur aus dem Schußgeld, das er für das Abschießen von Raubzeug bekam, geben sollte, und daß an die Zurückzahlung des Kapitals erst gedacht werden sollte, wenn Fritz eine Försterei habe.

Dann gab es noch einen Streit darüber, ob die Sache schriftlich abgemacht werden sollte oder nicht. Körber hatte eine dunkle Ahnung, daß man solche Sachen vor einem Notar abmachen müsse, und bestand darauf, und Georg mußte abermals zur Lüge seine Zuflucht nehmen.

„Wissen Sie denn, Fritz, was der Notar kostet?“ fragte er. „Mindestens so viel, wie für zwei Jahre die Zinsen ausmachen. Nein, wir machen die Sache durch Handschlag hier im Walde ab, lieber Freund und Kollege. Hier im grünen Waldrevier auf Weidmannswort, und vor allem bitte ich mir natürlich aus, daß Sie darüber stillschweigen, sonst hält man mich für einen geheimen Kapitalisten.“

„Aber meiner Braut muß ich doch sagen, woher ich das Geld habe,“ meinte Körber, „sie muß doch auch wissen, wer uns geholfen hat, und sie darf doch nicht gar glauben, ich habe mich auf unehrliche Weise in den

Besitz des Geldes gesetzt. Dann soll sie aber auch wissen, was für ein lieber, edler Mensch Sie sind."

„Tun Sie mir den einzigen Gefallen und hören Sie auf!" unterbrach ihn Georg. Natürlich war er fest entschlossen, wenn erst sein Inkognito aufhörte, die ganze Summe dem netten Menschen zu schenken, das heißt, wenn dieser sie annahm.

So wurde denn diese wichtige Angelegenheit durch Handschlag erledigt. Das Geld brauchte erst in sechs Wochen geschafft zu werden, und Georg wollte sich in der nächsten Woche Urlaub erbitten, um nach der Stadt zu fahren.

„Nun muß ich aber zu meiner Marie," sagte Körber, der überglücklich war. „Wir treffen uns drüben im Jagen 97. Ich nehme meine Beine in die Hand, laufe rasch nach Mutzen hinunter und komme dann zurück. In einer Stunde treffen wir uns wieder." —

Georg ging weiter durch den dunkeln Wald mit dem angenehmen Gefühl, das jeder anständige Mensch hat, der in der Lage ist, einem anderen aus der Not zu helfen. „Was doch der Zufall tut!" sagte er sich dabei. „Hätte mir die Tante den Ring nicht in die Tasche gesteckt, so wäre die Sache weit schwieriger geworden. Ich hoffe nur, ich bekomme die elfhundert Mark auf den Ring. Nun, im Notfall bleibt mir immer noch die Möglichkeit, ihn zu verkaufen. Wenn er auch ein Andenken ist, so handelt es sich hier doch um das Glück zweier Menschen, und da müssen alle anderen Rücksichten schwinden."

7.

Grete Ebner saß in ihrem Zimmer und hatte vor sich einen Brief und neben sich ein Buch. Sie „graphologierte". Dieses Buch war ein Werk über Handschriftendeutung, welches Auskunft darüber gab, wie man den

Charakter eines Menschen nach seiner Handschrift beurteilen könne. Der Brief aber stammte von Georg Niemann.

Eine ganze Woche hatte Grete den Unterricht im Forsthause ausgesetzt. Dann war sie innerlich wieder gefestigt und zu dem Entschluß gekommen, das, was sie unternommen hatte, durchzuführen, unbeirrt und in strenger Selbstzucht. Sie hatte dann an Frau Grimm geschrieben, sie werde am nächsten Montag nachmittag den Unterricht mit Gottfried wieder aufnehmen. Sie hatte auch Frau Grimm gebeten, den Forstgehilfen Georg davon zu benachrichtigen. Durch einen Boten war nun der Brief bei ihr eingetroffen, in welchem Georg Niemann um Entschuldigung bat, wenn er am Montag und Dienstag nicht zum Unterricht erscheinen könne, da er in dringenden Privatangelegenheiten auf zwei Tage nach der Stadt müsse.

Grete empfand es wie eine Erleichterung, daß sie bei der Aufnahme des Unterrichts nicht mit diesem Manne zusammenkommen werde. Den Brief aber betrachtete sie mit besonderer Neugier. Sie hatte die Handschrift Georgs öfters, ja fast täglich gesehen, denn sie korrigierte ja seine Hefte. Aber hier hatte sie zum ersten Male „unbeeinflußte Schrift", wie die Graphologen sie nennen, das heißt der Schreiber hatte, als er den Brief niederschrieb, nicht unter einem gewissen Einflusse gestanden, sondern sich gegeben, wie er sich im gewöhnlichen Leben gab. In einem Schulheft schreibt auch der Erwachsene nicht unbeeinflußt, weil er unter dem Druck der geistigen Arbeit steht, die er dabei verrichtet.

Dieser Brief bestätigte durchaus den Verdacht, den Grete Ebner gegen Georg schon lange hegte. Der ganze Ton des Briefes, die Form, die Äußerlichkeiten wiesen auf einen gebildeten Mann hin, der sich in besten Gesell-

schaftskreisen bewegt hatte. Sehr charakteristisch war die Handschrift. Sie war „ausgeschrieben", das heißt man sah ihr an, daß der Schreiber in seinem Leben sehr viel mit der Feder zu tun gehabt hatte. Mit Hilfe des graphologischen Handbuches entdeckte Grete dann auch noch eine Anzahl von Charaktereigenschaften, oder sie glaubte sie wenigstens zu entdecken, denn sicher war sie ihrer Sache nicht. Aber Gutmütigkeit, viel Phantasie, verbindliches Wesen, ein wenig Anlage zur Verschwendung und so weiter glaubte sie aus der Schrift herauszufinden. Im großen und ganzen aber war das Charakterbild, das Grete da entzifferte, ein recht günstiges, und das freute sie.

Als sie sich dann fragte, weshalb sie sich freue, wußte sie keine Antwort darauf und wurde sehr ärgerlich. Schließlich mußte es das Buch entgelten, das sehr unsanft wieder in die Reihe der Bücher einrangiert wurde, über welche Grete verfügte. — —

Am Montag früh stellte Förster Grimm, der auf seinen Gehilfen große Stücke hielt, diesem sogar seinen Wagen zur Verfügung, der ihn in etwa einstündiger Fahrt zur Station brachte. Es gab dann noch eine kurze Eisenbahnfahrt nach der nächsten größeren Stadt. Georg ging gleich nach der Ankunft zu einem Juwelier und ließ den Ring prüfen. Es wurde ihm gesagt, der Ring habe einen Wert von zweitausend Mark; immerhin aber sei dies nur Liebhaberwert.

Georg wollte nun den Ring verpfänden, aber darauf ging der Juwelier nicht ein; er wollte den Ring nur kaufen. Nachdem Georg die kleine Gebühr für die Untersuchung des Ringes gezahlt hatte, gab ihm der Juwelier die Adresse eines sogenannten Geldmannes, der kein öffentliches Pfandleihgeschäft hielt, aber doch Pfandgeschäfte machte.

„Sie müssen sich an einen Mann wenden, der Ihnen ohne weiteres das Geld für den Ring auf den Tisch zahlt," meinte der Juwelier; „in den kleineren Pfandleihgeschäften haben die Leute nicht so viel Geld flüssig. Sie haben doch Legitimationen bei sich?"

„Gewiß," antwortete Georg; „ich war darauf vorbereitet, nach Legitimationen gefragt zu werden."

„Gehen Sie zu Adolf Meyer, Sie treffen ihn jetzt," meinte der Juwelier; „er ist Nachmittags immer zu Hause."

In einem der ältesten Häuser der Stadt, in einer ziemlich schmalen Gasse, die bergab nach einer der Hauptstraßen zu führte, fand Georg die Wohnung des Herrn Meyer. In einem halbdunkeln Zimmer empfing der Geldmann den jungen Forstbeamten sehr höflich.

„Ich komme in einer diskreten Angelegenheit," sagte Georg.

„Bitte, nehmen Sie Platz. Die Herrschaften, die mich besuchen, kommen meist in diskreten Angelegenheiten," erklärte Meyer. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich möchte diesen Ring verpfänden, und zwar für fünf Monate. Dann bin ich wieder im Besitz größerer Geldmittel und kann die entliehene Summe mitsamt den Zinsen wieder zurückzahlen."

Meyer nahm den Ring und trat damit an das Fenster, um ihn sorgfältig zu untersuchen. Dann ging er noch an den Schreibtisch, der an einem zweiten Fenster stand, und untersuchte mit Hilfe einer Lupe den Brillanten. Die anderen Manipulationen, die er mit dem Wertgegenstande vornahm, konnte Georg nicht sehen, weil ihm Meyer den Rücken zuwendete.

„Der Ring hat einen Wert von ungefähr fünfzehnhundert Mark," sagte der Geldmann endlich. „Wieviel wollen Sie haben?"

„Elfhundertfünfzig Mark," erwiderte Georg, der die fünfzig Mark, die er über die Summe forderte, welche er Körber zur Verfügung stellen wollte, zur Bestreitung der Reisekosten brauchte.

Meyer lächelte. „Eine eigentümliche Summe. Warum nicht rund zwölfhundert Mark? Ich werde Ihnen zwölfhundert Mark auszahlen, wenn Sie sich genügend legitimieren."

„Ich will nicht mehr als elfhundertfünfzig Mark haben," erklärte Georg.

„Ganz wie Sie wünschen. Darf ich um Ihre Legitimationen bitten."

„Ich erkläre Ihnen nochmals, daß es sich um eine diskrete Angelegenheit handelt, und daß mir außerordentlich viel daran liegt, daß niemand etwas von dem Geschäft, das ich hier mit Ihnen machen will, erfährt."

Herr Adolf Meyer hob die Hände beschwörend gen Himmel und rief: „Diskretion — Diskretion! Mein Gott, auf Diskretion beruht ja mein ganzes Geschäft. Wenn ich nicht diskret wäre, verschwiegen wie das Grab, ich würde in drei Tagen gesteinigt. Was — glauben Sie wohl — liegen da in dem Tresor für Geheimnisse! Ganze Romane könnte man schreiben aus den diskreten Sachen, die da in dem Schrank sind."

Georg Niemann zog einen Briefumschlag heraus, welcher eine Anzahl von Papieren enthielt, und überreichte diese dem Geldmann. Dieser nahm Stück für Stück und prüfte jedes mit der Sorgfalt eines Mannes, der in solchen Sachen Bescheid weiß.

„Ein Paß," sagte er laut, „noch gültig bis zum Ende dieses Jahres, und ein Offizierspatent für den Leutnant der Reserve Georg Niemann. Ah, sehr gut, Herr Niemann. Das genügt. — Und augenblicklich halten Sie sich auf, Herr Niemann —?"

„Ich bin augenblicklich im Forstfach tätig und stationiert im Forsthause Heidemühle."

„Ah, Herr Niemann, Sie wollen die hohe Forstkarriere einschlagen, das ist eine sehr angenehme Beschäftigung. In Heidemühle, ist da nicht der Förster Grimm?"

„Jawohl," entgegnete Georg, dem die Erwähnung dieses Namens nicht gerade angenehm war; „ich möchte Sie aber dringend bitten, gerade den Leuten im Forsthause gegenüber die Verschwiegenheit unter allen Umständen zu wahren."

„Selbstverständlich, Herr Niemann. Verzeihen Sie, aber Ihr Mißtrauen ist geradezu verletzend für einen Geschäftsmann."

„Es liegt mir fern, Herr Meyer, Ihnen zu mißtrauen, aber es spielen da einige sonderbare oder sagen wir nur diskrete Angelegenheiten mit, die in wenigen Wochen ihre Aufklärung gefunden haben werden, und mir sind in gewisser Beziehung die Hände gebunden."

„Das passiert jedem Menschen, Herr Niemann. Wie lange halten Sie sich hier auf?"

„Bis morgen vormittag. Dann möchte ich die Rückreise antreten, ich habe keine Zeit."

„Gut, Herr Niemann, lassen Sie mir den Ring hier. Ich werde Ihnen eine Quittung geben, daß ich den Ring von Ihnen empfangen habe. Ich werde auch den Wert des Ringes angeben, und dann kommen Sie, bitte, morgen vormittag zu mir. Ich muß erst über den Ring auf der Polizei Erkundigungen einziehen. Ich mißtraue Ihnen keineswegs, aber ich kenne Sie absolut nicht persönlich, Sie haben wahrscheinlich auch niemand hier, der Sie legitimiert, und die schriftlichen Legitimationen, die Sie mir da überbringen, können ja auf unrechtmäßige Weise in Ihre Hände gelangt sein. Ich

betone ausdrücklich — können, Herr Niemann. Ich muß mich als Geschäftsmann gegen alle Möglichkeiten wahren, und da es sich um eine diskrete Sache handelt, kann es Ihnen nicht unangenehm sein, wenn ich mich auf der Polizei erkundige, ob ein Ring, wie der, den Sie mir zur Verpfändung hier anbieten, vielleicht in den Listen als abhanden gekommen, verloren und so weiter steht."

„Ich habe natürlich nichts dagegen einzuwenden, daß Sie Erkundigungen einziehen," antwortete Georg etwas ärgerlich. „Ich bitte nur dringend, daß Sie bei der Polizei nicht meinen Namen nennen. Oder ist das nötig?"

„Nein, durchaus nicht, das würde ja gegen die Diskretion verstoßen, die ich meinen Kunden gegenüber zu wahren verpflichtet bin."

Georg erhielt die Quittung und verließ dann den Geldmann, um einen Gang durch die Straßen zu machen. Er war tief verstimmt. Zum ersten Male in seinem Leben wurde ihm klar, wie ein Mensch, der Geld braucht, eigentlich immer als unehrlich gilt, während man den Mann, der Geld bringt und Geld hat, fast stets als Ehrenmann betrachtet, wenn er auch ein notorischer Lump sein sollte.

So interessant die Stadt war, so hatte Georg doch Sehnsucht nach dem Walde. Er fühlte, er würde sich erst wieder in der Großstadt eingewöhnen müssen, wenn seine sechsmonatliche Prüfungszeit vorüber war. Ob es der Wald allein war, nach dem er sich sehnte, sei übrigens dahingestellt; vielleicht empfand er auch eine gewisse Sehnsucht nach Unterrichtsstunden oder nach einer Lehrerin. —

Georg übernachtete in einem kleinen Gasthofe, ging am nächsten Morgen zu Meyer und erhielt hier an-

standslos die elfhundertfünfzig Mark ausgezahlt. Außerdem bekam er einen Pfandschein.

Meyer versprach noch einmal unter den feierlichsten Eiden vollste Diskretion, und Georg trat die Rückreise an.

Noch in den Abendstunden übergab er elf Hundertmarkscheine dem Forstgehilfen Körber und erhielt von diesem ein Schriftstück, das mehrere Bogen stark war, und in dem sich Körber verpflichtete, Zinsen und Kapital unter bestimmten Bedingungen zurückzuzahlen. Körber hatte geradezu stilistisch geschwelgt in diesem Dokument, er hatte entschieden Anlage zum Winkelkonsulenten, und besonders schien er eine krankhafte Vorliebe für juristische Ausdrücke zu haben, die er nicht verstand. Georg las das Schriftstück ganz durch und erlebte dabei eine der heitersten Stunden seines Lebens.

Am nächsten Morgen um vier Uhr ging es wieder hinaus in den Wald, um Hirsche zu „verhören". Die Hirschbrunft war eingetreten, und es sollte in der nächsten Zeit eine größere Anzahl starker Hirsche abgeschossen werden. Es galt, die Standplätze festzustellen, damit der Forstmeister, wenn er vielleicht mit Gästen zur Jagd kam, einige gute Tiere zur Strecke bringen konnte.

8.

Der in der ganzen Umgegend bekannte kleine Ponywagen Gretes stand vor einem kleinen baufälligen Häuschen am Ende des Dorfes Mutzen. Grete machte einen Krankenbesuch bei Frau Rothe.

Georg hätte gewiß wieder seine Freude gehabt, hätte er Grete neben dem Bette der gichtkranken Frau sitzen sehen.

„Es ist nichts, Frau Rothe," sagte sie, „von Gefährlichkeit ist gar keine Rede. Es ist eben ein Anfall, wie er immer wiederkommt. Auch die Gicht hat ihre

guten Seiten: wer sie hat, wird gewöhnlich alt, und sie schützt, wie man nicht mit Unrecht behauptet, vor einer Menge anderer Krankheiten. Ich werde Ihnen einige Flaschen Wasser aus der Apotheke zugehen lassen. Trinken Sie das, und es wird besser werden. In acht Tagen gehen Sie wieder im Hause herum."

„Mir ist schon besser, wenn ich Sie sehe," meinte die alte Frau, „als Sie in die Stube traten, wußte ich, daß Sie mir helfen würden."

„Diese Wirkung haben sonst nur die Zahnärzte," bemerkte Grete lächelnd, „die wütendsten Zahnschmerzen verschwinden oft, wenn man nur den Zahnarzt von weitem sieht oder wenn man vor seiner Tür angekommen ist. Ich spreche in acht Tagen einmal wieder vor, früher ist es nicht nötig. — Gute Besserung, Frau Rothe."

Draußen im Hausflur fragte die blondköpfige, etwas schüchterne Marie noch einmal, ob wirklich keine Gefahr bei ihrer Mutter vorhanden sei. „Die Mutter hat heute nacht so über Herzklopfen geklagt," sagte sie.

„Das Herz mag wohl etwas in Mitleidenschaft gezogen sein, aber ich habe es untersucht, es ist nichts Schlimmes. Das geht vorüber, Sie können ganz beruhigt sein, Marie; es ist nichts Gefährliches. Ihre Mutter wird hoffentlich noch recht lange leben."

„Ich danke schön, Fräulein," flüsterte Marie, „es wäre auch zu schlimm gewesen, jetzt nachdem man aus Not und Sorge heraus ist."

„Was haben Sie denn für Sorgen gehabt, Marie?" fragte Grete, welche das schüchterne Mädchen mit einer gewissen mütterlichen Liebenswürdigkeit behandelte, obgleich Marie beinahe ebenso alt war wie sie selbst.

Jeder Mensch hat das Bedürfnis, sich mitzuteilen, und so wußte denn Grete schon nach zehn Minuten,

daß der Forstgehilfe Georg Niemann durch Hingabe von elfhundert Mark, des größeren Teiles seiner Erbschaft, das Unglück Maries und seines Kollegen Körbers verhindert hatte.

„Das ist ein edler Mensch, dieser Niemann!“ sagte Marie. „Ich bete auch jeden Abend für ihn, und wenn ich erst mit Fritz verheiratet bin, will ich alles tun, was in meinen Kräften steht, damit wir ihm das Geld zurückzahlen können.“

Grete fuhr bald darauf durch das Dorf und bog dann in den Weg ein, der zum Walde führte. Sie hielt die Zügel lose in der Hand, und der Pony, der heute seinen vernünftigen Tag hatte, ging nach Belieben Schritt oder leichten Trab auf der guten Fahrstraße.

„Gutmütig ist er,“ dachte Grete, „aber das bestärkt mich erst recht in meinem Glauben, daß er nicht der ist, für den er sich ausgibt. Dazu kenne ich denn doch die Menschen zu genau. Wenn jemand aus diesen Ständen ein kleines Kapital von dreitausend Mark besitzt, selbst wenn er es ererbt hat, dann hält er es fest und gibt es nicht in so leichtsinniger Weise fort, ohne daß ihm irgend eine Sicherheit dafür geboten wird. Allerdings wird er ja wohl das Hypothekeninstrument bekommen, aber was ist denn das wert. Die Bude ist baufällig, und das kleine Gärtchen ist nicht viel wert. Hübsch ist es aber doch von ihm. Selbst wenn er ein vermögender Mann sein sollte, hat er hier freigebig und menschenfreundlich gehandelt und zwei Unglückliche von Sorge und Kummer befreit. Die Graphologie hat doch recht: er ist etwas leichtsinnig veranlagt, aber herzensgut.“

Plötzlich parierte Grete den Pony so energisch, daß dieser sich fast auf die Hinterbeine setzte. Aus einem Seitenwege, einem sogenannten Feuergestell, das in langer gerader Linie den Wald durchzog, trat, wie der

Wolf in der Fabel, Georg Niemann. Auch er schien überrascht, Grete hier zu finden.

Er grüßte, und da das Gefährt stillstand, trat er an den Wagen heran und sagte höflich: „Darf ich mich nach Ihrem Befinden erkundigen, Fräulein Ebner?"

„Ich danke," entgegnete Grete, „ich mache schon wieder Krankenbesuche. Gehen Sie diesen Weg hier herunter?" Grete wies mit der Peitsche auf die Straße, auf der sie fuhr.

„Jawohl," sagte Georg eilfertig.

Grete setzte den Pony wieder in Bewegung, ließ ihn aber nur Schritt gehen, so daß Georg ohne besondere Anstrengung neben dem Wagen bleiben konnte. Zum ersten Male hatte sie ihn wenigstens indirekt aufgefordert, sie zu begleiten. Sie sprach auch mit ihm nicht, wie sonst immer, nur über Lehrplan, Schulaufgaben und seine Arbeiten, sondern sie unterhielt sich mit ihm über allerlei Vorfälle und Kleinigkeiten, welche Interesse für die Bewohner der einsamen Gegend hatten.

Ungefähr eine Viertelstunde hatte diese Unterhaltung gedauert, als Grete den Pony wieder anhielt und erklärte: „Sie gehen gewiß hier links ab nach dem Forsthause. Ich muß rechts abbiegen, um nach dem Dorfe dort zu kommen, wo ich einen Krankenbesuch zu machen habe."

Gerade in diesem Augenblick kreuzte ein Mietswagen, der wohl von der nächsten Eisenbahnstation kam, den Weg, den der Ponywagen nehmen wollte. Auf dem Mietswagen saß ein Herr, der während der Vorüberfahrt sehr freundlich grüßte, sich auch noch einmal umwendete und dem Paar, das da an der Landstraße hielt, zunickte.

Trotz des schnellen Vorüberfahrens hatte Georg den Geldmann Adolf Meyer erkannt, und die Begegnung

war ihm über alle Maßen unangenehm. Was wollte der Mann hier?

„Kennen Sie den Herrn?“ fragte Grete, und Georg merkte ein eigentümliches Lächeln um ihre Lippen.

„Nein, er ist mir ganz unbekannt,“ log Georg.

„Er schien Ihnen aber doch zuzunicken.“

„Der Gruß hat wohl Ihnen gegolten, Fräulein Ebner, und wenn er mir gelten sollte, so hat sich der Herr wohl in der Person geirrt. Wohnt er denn auch in Mutzen?“

„Nein, er ist aus der Stadt, ein gewisser Meyer, und ich möchte wetten, er fährt zu meinem Vater in Geldgeschäften. Er besorgt für ihn Hypotheken und kommt wahrscheinlich wieder einmal zur Abrechnung. Ich werde das Vergnügen haben, ihn daheim zu finden. Also auf Wiedersehen, Herr Niemann, ich komme um drei Uhr zum Unterricht.“

Grete fuhr davon, und Georg schlug den Weg nach dem Forsthause ein. „Das ist eine dumme Geschichte!“ sagte er sich. „Führt mein Pech diesen Geldmenschen hierher! Wenn der Kerl nur schweigt! Er hat es mir so oft versprochen, daß ich allen Grund habe, daran zu zweifeln. Durch diesen Zufall geht mein Inkognito hier in die Brüche, und ich komme in die schwersten Ungelegenheiten bei meinem Onkel. Daß doch jeder Schritt, den man seitwärts tut, immer gleich üble Folgen hat! Hätte ich eine Ahnung davon gehabt, daß dieser Meyer hier Geschäfte hat, noch dazu mit Ebner, so wäre ich ihm meilenweit aus dem Wege gegangen.“ —

Als nach ungefähr einer Stunde Grete nach Hause kam, fand sie Herrn Meyer in der Tat im Wohnzimmer sitzen.

„Ihr Herr Vater ist leider nach den neuen Gruben gefahren und kommt erst Mittags zurück,“ sagte er; „ich

habe mich ja auch nicht bei ihm vorher angemeldet, und er wußte nicht, daß ich komme. Es handelt sich aber um eine eilige Hypothekensache."

„Sie werden gewiß hungrig und durstig sein, Herr Meyer?"

„Wie recht Sie haben, Fräulein, und wie Sie doch immer gleich das Richtige zu treffen wissen! Ja, ich habe großen Hunger, und Durst habe ich auch."

Grete klingelte und befahl dem Mädchen, rasch ein Frühstück zu besorgen. Als dann Meyer beim Essen Grete gegenübersaß, hob er das gefüllte Weinglas, blinzelte mit den Augen und sagte: „Ich trinke auf Ihr Wohl, Fräulein Ebner, und auf das Wohl einer anderen Person."

„Sie meinen den Vater?" versetzte Grete.

„Nein, ich meine nicht den Vater," sagte mit einem pfiffigen Blinzeln Herr Meyer. „Nebenbei wird es Ihren Herrn Vater freuen, daß ich ihm die Mitteilung bringe, die Hypothek sei gekündigt. Er wird Geld brauchen, bares Geld."

Der eigentümlich pfiffige Gesichtsausdruck Meyers, welcher Grete auf die Vermutung brachte, ihr Gast sei nicht ganz nüchtern, dauerte fort.

„Hat mein Vater vielleicht größere Zahlungen zu leisten?" fragte Grete. „Ich kümmere mich sonst nicht um die Geschäfte meines Vaters, aber Sie reden so sonderbar."

„Nun, Mitgift ist auch Zahlung," sagte Meyer.

„Mitgift? Für wen denn?"

„Wie Sie doch nur so fragen können!" entgegnete Meyer und wollte sich vor Lachen ausschütten. „Ihr Herr Vater hat doch nur eine Tochter, der er Mitgift zu geben hat."

Grete erhob sich und sagte kühl und abweisend:

„Wenn Sie etwa neben Ihrer sonstigen Beschäftigung auch noch die Heiratsvermittlung betreiben, Herr Meyer, und deshalb hierher gekommen sind, so lassen Sie es sich nur gesagt sein, daß Sie damit bei mir kein Glück haben. Sie hätten sich die Mühe sparen können. Ich werde überhaupt nicht heiraten."

Meyer ließ einen leisen Pfiff hören und rief: „Also so weit sind wir schon! Wenn eine junge Dame anfängt, zu erklären, sie heirate überhaupt nicht, dann steht sie dicht vor der Verlobung. Mir kann man nichts vormachen, ich bin ein alter Praktikus. Ich hätte gar nicht geglaubt, daß es schon so weit ist. Aber schließlich — eine gute Partie ist der Herr. Er ist jung, hübsch, vermögend — ein feiner Mann. Es wird wirklich eine gute Partie für Sie, Fräulein Ebner."

„Wenn es nicht so früh am Tage wäre, Herr Meyer," meinte Grete ärgerlich, „würde ich wirklich annehmen, Sie seien betrunken. Ich verbitte mir dergleichen Redensarten. Von wem sprechen Sie denn überhaupt?"

„Sie sind ärgerlich, Fräulein," sagte Meyer, ohne von dem Verweis betroffen zu sein, „wahrscheinlich, weil Sie von mir eine Indiskretion fürchten. Aber ich bin verschwiegen wie das Grab. Verschwiegenheit ist die Seele meines Geschäfts. Doch als ich Sie mit Herrn Niemann zusammenstehen sah, dachte ich mir: jetzt weißt du alles."

Grete wollte den dreisten Sprecher recht schroff abfertigen, besann sich dann aber und fragte: „Sie kennen den Herrn schon längere Zeit?"

„Nicht seit längerer Zeit. Überhaupt, Sie wissen, Diskretion ist mir angeboren. Ich sage nichts."

„Sie kennen also den Herrn und seine Verhältnisse. Sie erzählten doch, er sei vermögend."

„Nun, ich weiß nicht, aber man macht so seine

Schlüsse. Ich bitte Sie, mein wertes Fräulein, wenn jemand Leutnant der Reserve ist und zwar bei den Husaren, dann muß er ein klotziges Geld haben. Das ist sicher."

Grete sah etwas verblüfft aus, und Meyer merkte das natürlich.

„Jetzt widersprechen Sie nicht mehr so lebhaft, Fräulein. Wie gesagt, Sie können sich auf mich verlassen, ich bin der diskreteste Mensch von der Welt. Das habe ich dem Herrn Niemann auch gesagt, als er vor ein paar Tagen bei mir war, um einen Brillantring zu verpfänden. Nebenbei ein merkwürdiger Mensch. Ich wollte ihm zwölfhundert Mark dafür geben, er wollte mit Gewalt nur elfhundertfünfzig dafür haben. Ich erzähle das natürlich nur Ihnen, kein Mensch sonst erfährt etwas davon, ich bin der diskreteste Mann von der Welt. Lassen Sie sich auch dem Herrn gegenüber nichts merken, es wäre ihm wahrscheinlich unangenehm, wenn Sie von der Verpfändung etwas wüßten. Aber weshalb soll ich es Ihnen nicht sagen? Sie sind die einzige Tochter meines besten Geschäftsfreundes, und ich weiß, Sie sind wie ich: was man Ihnen anvertraut, das ist begraben. Herrgott, wenn ich reden dürfte! Ganze Romane könnte man von dem schreiben, was ich weiß und geheimhalten muß! — Nun, da sind Sie ja, Herr Ebner."

Bei diesen Worten erhob sich Herr Meyer und begrüßte den eintretenden Vater Gretes, während diese Veranlassung nahm, ganz unauffällig aus dem Zimmer zu verschwinden.

9.

Jene Entschlüsse sind oft die besten, die wir unter einem gewissen Zwange fassen müssen. Grete hatte nur zwei Stunden Zeit, um darüber mit sich ins reine zu

kommen, wie sich ihr Verhältnis zu Georg Niemann gestalten werde, nachdem sie erfahren hatte, wer er sei. Um drei Uhr erwartete man sie zur Unterrichtsstunde im Forsthause, und dabei mußte die Entscheidung fallen.

Es war nicht so leicht für sie, durch das Chaos von Gedanken und Gefühlen, das in ihr wogte, den richtigen Weg zu finden. Sie freute sich als Weib natürlich darüber, daß sie recht gehabt hatte, als sie vermutete, Georg Niemann sei nicht der, für den er sich ausgab. Sie hatte die Genugtuung, sich sagen zu können, sie besitze Scharfsinn. Dann war es ihr aber auch merkwürdig angenehm zu erfahren, daß Georg Niemann nicht der einfache Forstgehilfe wär, für den er sich ausgab, und der Gedanke, daß ihr dies angenehm war, trieb Grete das Blut ins Gesicht.

Ach ja, er war ein lieber, prächtiger Mensch, ein edler Charakter, ein — nein, ein unverschämter, frecher Bursche war er, denn er hatte sie jetzt genau fünf Wochen zum Narren gehalten, hatte sich von ihr Unterricht in Dingen erteilen lassen, die er mindestens ebensogut wußte wie sie.

Wozu nur das Geheimnis? Warum war er als Gehilfe im Forsthause?

Es legte sich wie eine schwere Last auf Gretes Herz. Hatte er etwas Schlimmes begangen, das ihn zwang, sich zu verbergen? Wußten Förster Grimm und seine Frau, wen sie im Hause hatten, oder handelte es sich um eine amtliche Sache, bei der das Geheimnis gewahrt werden mußte?

Nein, nein, dieser Mann konnte kein Verbrecher sein! Wenn sie daran dachte, wie sympathisch er ihr in den letzten Unterrichtsstunden geworden war, wie immer, während sie ihm gegenübersaß, von ihm etwas Unsichtbares auszugehen schien, das sie, die Lehrerin, glücklich

machte und zeitweise verwirrte, dann konnte sie erst recht nicht glauben, daß dieser Mann etwas begangen habe, das ihn zwingen könne, sich zu verbergen.

Aber zum Narren hatte er sie gehalten, und das war empörend. Das hätte er nicht gedurft, und dafür verdiente er Strafe!

Aber was sollte Grete tun, wenn sie ihm jetzt in einer Stunde gegenüberstehen würde? Wenn sie ihm entrüstet sagte: „Sie haben mich getäuscht, sich von mir Unterricht in Dingen erteilen lassen, die Sie besser wissen als ich!“ so lachte er wahrscheinlich und versetzte: „Sie wollten es ja durchaus so haben. Ich finde, das war ein ganz guter Witz,“ und dann war sie lächerlich gemacht. In jedem Falle spielte sie eine komische Figur bei der Sache. Wenn sie noch so kritisch verfuhr, mußte sie sich doch sagen: sie hatte sich ihm als Lehrerin geradezu aufgedrängt. —

Als Grete mit ihrem Pony noch fünfhundert Meter vom Forsthause Heidemühle entfernt war, war sie noch zu keinem festen Entschluß gekommen. Dann aber kam ihr plötzlich ein Gedanke, über den sie selber lächeln mußte.

— — — — — — — — — — — —

Die Unterrichtsstunde begann. Georg betrachtete seine Lehrerin mit forschendem, unsicherem Blick. Hatte Meyer geschwiegen oder hatte er geschwatzt?

Ein Seufzer der Erleichterung entrang sich seiner Brust, als Grete sagte, als sei nichts vorgefallen: „Wir kommen heute zu den Regeln über das Neutrum in der dritten Deklination.“

„Sie weiß also nichts,“ dachte Georg. „Nun, um so besser.“

Die Unterrichtsstunde verlief wie immer. Gegen Ende derselben kam auch Grimm in das Zimmer. Er ging

auf den Zehenspitzen, entschuldigte sich im Flüstertone bei Grete und setzte sich dann in die Fensternische zu seiner Frau.

Seine Anwesenheit kam Grete sehr gelegen. Sie klappte das Buch zu und sagte mit einem spöttischen Lächeln zu Georg: „Sie haben Ihre Sache wieder ausgezeichnet gemacht, Herr Niemann. Sie sind sehr fleißig gewesen, aber wahrscheinlich macht es bei Ihnen nicht der Fleiß allein, Sie sind eben ein Genie. Ich habe auf der Schule und auf der Universität viele fleißige Leute kennen gelernt, aber ich muß sagen, ein solches Wunder von Fleiß und Fassungskraft wie Sie ist mir noch niemals vorgekommen. Spielend überwältigen Sie alle Aufgaben, machen niemals einen Fehler, Ihr Gedächtnis ist phänomenal. Wenn mir jemand heute erzählte, Sie wollten morgen Ihr Abiturientenexamen machen, ich würde es glauben."

„Sie weiß alles," dachte Georg; „dieser elende Meyer!"

„Wenn Sie zwei Jahre so arbeiten wie jetzt, machen Sie nicht nur mit Leichtigkeit Ihr Abiturientenexamen, sondern Sie bewältigen auch die Studien bis zum Forstassessor. Welch eine Zukunft haben Sie da vor sich!"

„Wo will sie nur hinaus?" fragte sich Georg.

„So seltene Geistesgaben," fuhr Grete fort, „erfordern auch außergewöhnliche Maßregeln. Eines Unterrichts von meiner Seite bedarf es offenbar nicht, es wird genügen, wenn Sie die lateinische Grammatik in die Tasche stecken und bei Ihren Waldgängen ab und zu hineinschauen. Sie behalten ja doch alles gleich beim ersten Durchlesen im Gedächtnis. Sie haben da in Ihrer Joppe eine sehr schöne äußere Brusttasche, da stecken Sie nur die Grammatik hinein. Das wird auf alle Fälle genügen, um Ihr Wissen in kürzester Zeit auf die Höhe eines Gymnasialabiturienten zu bringen. Aber

vergessen Sie nur ja nicht, ganz besonders die Genusregeln der dritten Deklination zu berücksichtigen! Ich werde Sie in der nächsten Stunde ganz genau abhören."

Unmittelbar nach dieser Bosheit empfahl sich Grete rasch, und damit ihr Georg nicht etwa nachkomme, bat sie den Förster, sie hinauszubegleiten und ihr in den Wagen zu helfen, obgleich sie solcher Hilfe sonst niemals bedurft hatte.

„Jetzt hat's geschnappt," dachte Georg ganz zerknirscht. „Sie weiß alles und will mich zur Kapitulation zwingen. Ich soll die Täuschung de- und wehmütig eingestehen. Aber so haben wir nicht gewettet, verehrtes Fräulein! Eine Frau kann man nur durch eine andere Frau bekämpfen. Nun hilf du, liebe Tante, die du immer Mutterstelle an mir vertreten hast! Noch heute schreibe ich, und dann werden wir weiter sehen. Vorläufig stelle ich mich noch dumm und befolge buchstäblich, was meine liebe, boshafte Schulmeisterin mir aufgetragen hat." Und damit schob er die lateinische Grammatik in die Brusttasche seiner Joppe. Das ziemlich starke Buch sah noch ein Stückchen oben heraus. Da konnte sie sehen, wie pünktlich er ihre Anordnungen befolgte.

— — — — — — — — — — —

Als Georg spät Abends von der Poststation, auf der er den Brief an die Tante aufgegeben hatte, nach dem Forsthause zurückkehrte, hörte er im Walde Schüsse fallen. Es war Mondschein, und er vermutete, Grimm und Körber seien im Walde, um Hirsche abzuschießen.

Als er das Forsthaus betrat, fand er jedoch den Förster und den Gehilfen anwesend, und Grimm begrüßte ihn sofort mit der Frage: „Haben Sie geschossen?"

Georg verneinte, und man war sich darüber klar, daß irgend etwas Ungehöriges im Walde geschehen sei.

Georg wollte sofort nachsehen, aber Grimm hielt ihn zurück. „Es ist jetzt in der Nacht nichts zu machen. Wenn es sich um Wilddiebe handelt, setzen wir unnütz unser Leben aufs Spiel. Aber morgen früh müssen wir zeitig auf den Beinen sein. Stellen Sie Ihre Weckuhren ein, wir müssen um zwei Uhr heraus."

Es blieb nur wenig Zeit zum Schlafen, und noch war es finstere Nacht, als Grimm mit den beiden Gehilfen aufbrach. Jeder von den dreien wählte einen besonderen Weg, und an bestimmter Stelle wollte man zusammentreffen. Wenn Schüsse fielen, sollten die beiden anderen dem dritten zu Hilfe kommen. Es war anzunehmen, daß man in den frühesten Morgenstunden mit den Wilderern zusammenstoßen würde.

„Die Gebrüder Scholz verstehen keinen Spaß," belehrte Grimm die beiden Gehilfen. „Sowie sie auf Anruf nicht stehen, gilt es zu schießen. Keine Sekunde darf gewartet werden, sonst haben die Kerle das Gewehr hoch und schießen rücksichtslos."

Als der Tag graute, fanden sich die Jäger an der bestimmten Stelle zusammen, ohne etwas entdeckt zu haben. Noch einmal machten sie eine Streife senkrecht zu der Richtung, in der sie gekommen waren, und bald darauf stieß Georg auf eine Stelle, wo ein Hirsch ausgeweidet worden war. Als man zum Treffpunkte kam, konnte auch Förster Grimm mitteilen, daß er den Aufbruch eines Hirsches gefunden habe. Von den Wilddieben aber war keine Spur zu bemerken.

„Sie werden heute abend wiederkommen," sagte Grimm; „wir wollen jetzt nach Hause gehen, etwas schlafen und vor Einbruch der Dunkelheit wieder hier sein. Das wird eine böse Zeit."

„Soll bei den Gebrüdern Scholz in Mutzen nicht eine Haussuchung gehalten werden?" fragte Georg.

Grimm lächelte und erklärte: „So dumm sind die Kerle nicht, ihre Gewehre im Hause aufzubewahren. Wir müssen alles aufbieten, sie auf der Tat zu überraschen. Jeder Tag kostet uns sonst mindestens zwei Hirsche. Die Bande hat ihre Helfershelfer, die mit Wagen an bestimmten Punkten warten und das Wild sofort nach der nächsten Stadt bringen. Dort gibt es Hehler, die den Verkauf besorgen."

Man ging nach dem Forsthause zurück, und die drei Beamten schliefen bis gegen Mittag. Dann wurden sie geweckt und setzten sich zu Tisch. Sie hatten kaum zu essen begonnen, als im Walde rasch hintereinander fünf Schüsse fielen. Wie elektrisiert sprang Grimm mit seinen beiden Gehilfen empor.

„Die Kerle wissen, daß wir jetzt Mittag essen! Eine solche Frechheit ist mir noch nicht vorgekommen, am hellichten Tage ganze Salven im Walde abzuschießen!"

Natürlich ließ man das Essen stehen, hing die Gewehre um, und Grimm mit Fritz eilte dem Walde zu.

„Wo bleibt denn Georg?" fragte er, aber schon ertönte Hufschlag hinter ihnen.

Auf ungesatteltem Pferde, das nur die Trense im Maul hatte, saß Georg und rief dem Förster zu: „Ich jage, was das Pferd laufen kann, nach der Waldecke, wo sich der Ausgang nach dem Dorfe befindet. Vielleicht gelingt es mir dort, die Halunken abzufangen."

Ohne eine Antwort abzuwarten, jagte er in vollem Galopp davon.

„Der reitet ja wie der Teufel," sagte Grimm, „und was er aus dem Pferde herausholt! Das ist eine großartige Idee von ihm. Laufen Sie mehr nach rechts, Fritz, ich gehe gerade aus, und wenn Schüsse fallen, dann im Laufschritt zur Hilfe herbei, denn ein einzelner ist gegenüber diesen Kerlen verloren."

10.

Als Georg die Waldecke erreichte, die er sich als Ziel ausersehen hatte, war es natürlich mit dem Reiten vorbei. Er konnte zwischen den eng stehenden Tannen, deren Zweige bis fast zum Boden reichten, nicht hindurch. Er sprang also vom Pferde, schlang den Trensenzügel leicht um einen Baumstamm und brach dann durch die Zweige in wenigen Minuten durch bis zu der Straße, auf welcher er einen Wagen hörte.

Er kam gerade zur rechten Zeit. Wenige Augenblicke später, und die frechen Diebe wären mit ihrer Beute in Sicherheit gewesen. Auf einem Wagen, dessen Pferd von dem daneben laufenden Kutscher zur höchsten Eile angetrieben wurde, lagen zwei kapitale Hirsche, deren Geweih über die Wagenränder hervorragte.

Mit einem Sprung war Georg aus dem Walde heraus und stand mit fertig gemachtem Gewehr plötzlich wenige Schritte vor dem Gefährt.

„Halt," schrie er dem Kutscher zu, „oder ich schieße!"

Statt aller Antwort hieb der Kutscher wie rasend auf das Pferd los.

Hier galt es einen kurzen Entschluß. Georg hob die Büchse zur Schulter, und im nächsten Augenblick brach das Pferd, durch den Kopf geschossen, zusammen. Während aber jetzt Georg die Kammer seines Hinterladers aufschlug, um eine neue Patrone in den Lauf zu schieben, erhielt er einen Schlag vor die Brust, der ihn zu Boden warf. Im Fallen noch sah er, daß jenseits des Weges im Gebüsch ein Mann stand, der auf ihn geschossen hatte.

Einen Augenblick war Georg so erschrocken, daß ihm die klare Überlegung fehlte. Er faßte nach seiner linken Brustseite und fühlte hier etwas Hartes. Hier steckte ja

die lateinische Grammatik, die ihm Grete aufgezwungen hatte, und das starke Buch hatte die Kugel aufgehalten.

Gedeckt hinter einem Strauch und im Knieen riß Georg jetzt seine Büchse hoch und schoß auf den Mann, der ihm auf nur wenige Schritte gegenüberstand und der selbst über das Resultat seines Schusses erstaunt schien. Der Mann fiel zu Boden. Jetzt krachten aber von vorwärts und von seitwärts Schüsse auf Georg. Die Kugeln fuhren pfeifend dicht an ihm vorüber. Georg warf sich zu Boden, um im Liegen zu laden, dann erhob er sich auf einen Augenblick, um nach dem Hute des einen Wilderers zu zielen, der sich trotz der Deckung über einem Gebüsch zeigte.

Georg drückte ab, und der Hut verschwand. Gleichzeitig aber hörte er einen zweiten Knall außer dem seiner Büchse, und kraftlos fiel sein rechter Arm herunter. Die Kugel des Gegners hatte ihm den rechten Oberarm zerschmettert, gerade während er im Anschlage lag. Eine zweite Kugel ging haarscharf an Georgs Ohr vorüber. Er warf sich zu Boden und schob sich mit seinem Gewehr trotz des schmerzenden Armes in einen trockenen Graben. Hier hielt er den Kolben des Gewehrs mit den Knieen fest, lud mit der linken Hand, schlug die Kammer zu und riß dann das Gewehr mit der linken Hand hoch. Er war im Regiment bekannt als guter Karabinerschütze, und wenn die Offiziere ihr Übungsschießen abhielten, hatte es ihm stets großes Vergnügen gemacht, allerlei Kunststücke zu probieren.

Unter seinem linken Arm, den er zum Schuß erhoben hatte, pfiff eine Kugel durch, einen Splitter aus dem Gewehrschaft reißend; aber wenige Sekunden später lag der Angreifer, von Georgs Schuß getroffen, am Boden. Dann knallte es von rechts und links auf gleicher Höhe mit Georg. Grimm und Körber waren zur Hilfe herbeigeeilt.

Noch drei Schüsse fielen, dann war dieses Gefecht zwischen Wilddieben und Forstleuten vorüber. Von letzteren war nur Georg ernstlich verwundet, Körber hatte einen leichten Streifschuß am Ohr. Auf der gegnerischen Seite sah es dagegen schlimm aus. Ein Wilderer, und zwar der ältere der berüchtigten Gebrüder Scholz, war tot, der andere Scholz schwer verwundet. Ein dritter Wilddieb hatte einen Schuß durch das rechte Knie, und den fliehenden Fuhrmann hatte ein Schuß ins Bein getroffen, wodurch er an der Flucht verhindert worden war. Außerdem war das Pferd der Wilddiebe tot.

Körber holte das Pferd, auf dem Georg geritten war, herbei und spannte es statt des getöteten Tieres vor den erbeuteten Wagen, auf dem die Hirsche lagen. Dann befahl Grimm dem Gehilfen, sich auf den Wagen zu setzen und den verwundeten Georg nach Mutzen zu Grete Ebner zu fahren, damit ihm diese einen Verband anlege. Die Verwundung war derartig, daß die chirurgischen Kenntnisse des Försters nicht ausreichten, um sachgemäße Hilfe zu leisten. Außerdem sollte Körber den Amtsvorsteher im Dorfe, das war Gretes Vater, benachrichtigen, damit er mit Leuten herauskomme und das Protokoll über den Zusammenstoß zwischen den Jägern und Wilddieben aufnehme.

Der durch das Knie geschossene Wilddieb wurde entwaffnet, und Grimm reichte ihm sein Taschentuch, damit er sich verbinden konnte. Mehr war für den Mann vorläufig nicht zu tun. Er empfahl ihm, die Hosenträger abzunehmen und oberhalb des Knies einen festen Verband zu machen. Er half dem Manne auch dabei, so weit es die Vorsicht gestattete.

Nachdem der Verwundete so die nötige Hilfe erhalten hatte, wendete sich Grimm dem jüngeren schwerverwun-

deten Scholz zu. Dieser wehrte aber jede Hilfe ab und erklärte: „Wir haben verloren. Wenn der Halunke nicht auf dem Pferde gekommen wäre, wäre es euch schlecht gegangen. Wir wußten, daß ihr uns verfolgen würdet, und hier vom Waldrand aus wollten wir euch niederschießen wie die tollen Hunde, weil ihr uns ins Zuchthaus gebracht habt. Mir ist nicht mehr zu-helfen. Aber ich sterbe lieber, als daß ich wieder ins Zuchthaus gehe."

Grimm wendete sich nun dem dritten der Wilddiebe zu, der ihm offen gestand, daß er die Bekanntschaft der Gebrüder Scholz im Zuchthaus gemacht habe. Er war mit den Wilddieben fast gleichzeitig entlassen worden, und die drei hatten einen tollen Plan gefaßt. Die Gebrüder Scholz hatten Gewehre vergraben, die sie nach der Entlassung aus dem Zuchthause wieder aus ihrem Verstecke hervorholten. Sie verfügten auch über einiges Geld, das sie ebenfalls vor ihrer Verhaftung und Verurteilung an sicherer Stelle im Walde verborgen hatten. Erst sollten Grimm und sein Gehilfe aus Rache niedergeschossen werden, dann wollten die drei Wilddiebe ein einsames Bauerngehöft überfallen, dessen Besitzer, wie sie wußten, Geld im Hause hatte. Dieses Geldes wollten sie sich bemächtigen, um damit nach Amerika zu gehen. Durch den Ritt Georg Niemanns war ihr Plan vereitelt worden.

— — — — — — — — — — — —

Im Dorfe erregte das eigentümliche Gefährt großes Aufsehen. Körber als Kutscher auf dem Bock, im Wagen zwei große Hirsche und zwischen ihnen Georg mit blutbefleckter Joppe, aus deren Ärmel immerfort noch das Blut rann — das gab ein gewaltiges Hallo. Kinder wie Erwachsene liefen dem Wagen nach, bis er vor dem Hause hielt, in welchem Georg Hilfe werden sollte.

Der Verwundete hatte während der ganzen Fahrt

nicht an seinen zerschossenen Arm, sondern nur an Grete gedacht. Nun kam er wieder einmal mit ihr zusammen, und zwar auf so höchst sonderbare Weise. Was sie wohl sagen würde?

Zum Glück befand sich unter der Menschenmenge, welche den Wagen auf dem letzten Teile des Weges begleitete, der Barbier und Heilgehilfe des Ortes, der sich sagte, es handle sich um eine Verwundung, bei der Grete wahrscheinlich seine Hilfe brauchen würde. Hatte er doch schon sehr oft bei Verbänden dem Fräulein Hilfe geleistet.

Grete hörte das Schreien und Rufen und trat ans Fenster. Ihr erster Blick fiel auf Georg und seine blutige Kleidung. Auch sie hatte die Schüsse fallen hören. Jetzt wußte sie, was sie bedeuteten.

Als sie nach der Tür ging, hatte sie einen Schwindelanfall, die Knie brachen ihr einen Augenblick fast zusammen. Aber sie besann sich, daß der Mann, den sie liebte, wie sie jetzt deutlich fühlte, Hilfe brauchte. Sie eilte die Treppe hinunter, sie wußte nicht wie. Mühsam stieg eben, unterstützt von Körber und dem Heilgehilfen, Georg vom Wagen.

„Schuß durch den rechten Arm!“ rief der Heilgehilfe Grete entgegen, und eine Bergeslast fiel von ihrem Herzen. Was der Heilgehilfe sonst noch von dem Zusammentreffen mit den Wilddieben erzählte mit einer Ausführlichkeit, als sei er selbst dabei gewesen, hörte sie nicht mehr. Sie ließ Georg in das Zimmer im Erdgeschoß bringen, in dem sie ihre Sprechstunden abhielt und wo sich auch chirurgische Einrichtungen befanden.

Beide sagten kein Wort, nur ihre Augen trafen sich und führten eine desto beredtere Sprache.

Grete schnitt mit der Schere den Ärmel der Jagdjoppe ab und zog ihn vorsichtig herunter. Der Ärmel

des Hemdes war durch das Blut an den zerschossenen Arm angeklebt.

„Wo haben Sie die meisten Schmerzen?“ fragte Grete mit eigentümlich veränderter Stimme, die gar nicht die ihre zu sein schien. Sie klang heiser und unnatürlich tief.

Georg wies auf die betreffende Stelle des Armes.

„Kugel- oder Schrotschuß?“

„Kugelschuß. Der Knochen ist gebrochen, ich kann den Arm nicht bewegen.“

Grete ließ Georg neben dem Operationstisch niedersitzen und gab dem Heilgehilfen desinfizierte Schwämme und Sublimatwasser, um den blutigen Hemdärmel von dem Arme abzuweichen. Sie wendete sich zu ihrem Verbandschrank, um Verbandzeug herauszunehmen und nach den Instrumenten zu sehen. Vor ihren Augen flimmerte alles, und hätte sie sich nicht festgehalten, sie wäre zusammengebrochen. Ihre Gedanken gingen rundherum im Kreise, ihre Energie war fort, ihre Nervenkraft erschöpft. Sie, die oft in der Klinik am Bette von Schwerverletzten gestanden hatte, fühlte jetzt zum ersten Male, was es heißt, ärztliche Hilfe einer Person zu leisten, die dem Herzen des Arztes teuer ist. Kein Arzt behandelt seine eigene Familie oder operiert Mitglieder seiner Familie. Aber hier galt es zu helfen, rasch zu helfen.

Grete biß auf ihre Lippen, daß sie bluteten. Sie zwang sich zur Ruhe und zum klaren Denken, und es gelang ihr.

Der Heilgehilfe hatte den Ärmel abgeweicht, die Leinwand wurde heruntergeschnitten. Es zeigte sich, daß der Schuß verhältnismäßig günstig war. Die Kugel war durch den fleischigen Teil des Armes hindurchgegangen, hatte sich an dem Knochen gestaucht und diesen gebrochen. Das Blut begann reichlich zu fließen.

„Ich muß die Wunde sondieren," sagte Grete mit belegter Stimme. „Es wird sehr wehe tun, aber ich muß unbedingt untersuchen, ob Fremdkörper in der Wunde sind."

Georg nickte nur mit dem Kopfe.

Während der Heilgehilfe mit dem Sprühapparat ununterbrochen Karbol über den verletzten Arm träufeln ließ, fuhr Grete mit der Sonde in die Wunde, so leise und vorsichtig als nur möglich. Das Gesicht Georgs wurde leichenblaß, und so sehr er die Zähne zusammenbiß, kam doch ein schmerzliches Stöhnen aus seiner Brust.

„Er ist ein Held, auch in diesem Augenblick," sagte sich Grete, jedoch nur, um sich sofort zu besinnen, daß es sich hier nicht um einen Helden, sondern um einen Patienten handle. Sie spritzte die Wunde aus und erklärte: „Es scheint ein glatter Schußkanal zu sein." Dann ging sie an das Verbinden und Schienen des Armes. Sie tat alles mit äußerster Sorgfalt, denn sie wußte, wie viel vom ersten Verband abhängt. Wenn Georg seinen Arm gebrauchsfähig erhalten sollte, mußte dieser Verband mit der größten Vorsicht angelegt werden.

Endlich war der Verband fertig, und der Heilgehilfe konnte sich nicht enthalten, ein lautes „Großartig!" zu rufen, als Grete jetzt den Arm durch eine Binde bequem für den Verwundeten lagerte.

„Sehen Sie nach Herrn Körbers Ohr!" wehrte Grete den Lobspruch des Heilgehilfen ab. Dann führte sie Georg in das Nebenzimmer. „Wie fühlen Sie sich?" fragte sie.

„Im Himmel!" antwortete törichterweise Georg. „Grete, hilfreicher Engel, ich liebe dich!" Und damit legte er seinen gesunden linken Arm um Gretes Schulter.

Und Grete legte ihren Kopf an Georgs Brust und begann leise zu weinen.

— — — — — — — — — — — — —

Am nächsten Tage gab es im Forsthause Heidemühle, wohin Georg wieder geschafft worden war, einen gewaltigen Aufruhr, Georg mußte gerichtliche und forstmeisterliche Verhöre bestehen, und Nachmittags erschienen Kommerzienrat Niemann und seine Frau.

Angesichts der vorliegenden Umstände war es der Frau Kommerzienrat leicht, den Gatten nicht nur für das Unglück, das geschehen, sondern auch für das, welches noch hätte geschehen können, verantwortlich zu machen und ihn zu bestimmen, Georgs Prüfungszeit als abgeschlossen zu erklären.

Am Nachmittag, als dann Grete kam, um nach ihrem Patienten zu sehen, erklärte Georg: „Sie hat mir das Leben gerettet. Hätte sie mich nicht gezwungen, mit der lateinischen Grammatik in der Brusttasche im Walde herumzulaufen, so wäre ich durch den ersten Schuß, der mich traf, getötet worden. Es ist daher nicht mehr als recht und billig, daß ich ihr dies Leben fürderhin weihe."

Die Tante stimmte beseligt zu, denn sie sagte sich: wenn Georg erst mit einer tüchtigen Frau verheiratet ist, wird er besser lernen, was das Leben bedeutet, als wenn er als Forstgehilfe im Walde herumläuft.

Und darauf wußte auch der Kommerzienrat nichts mehr zu erwidern.

Im Käſeland.

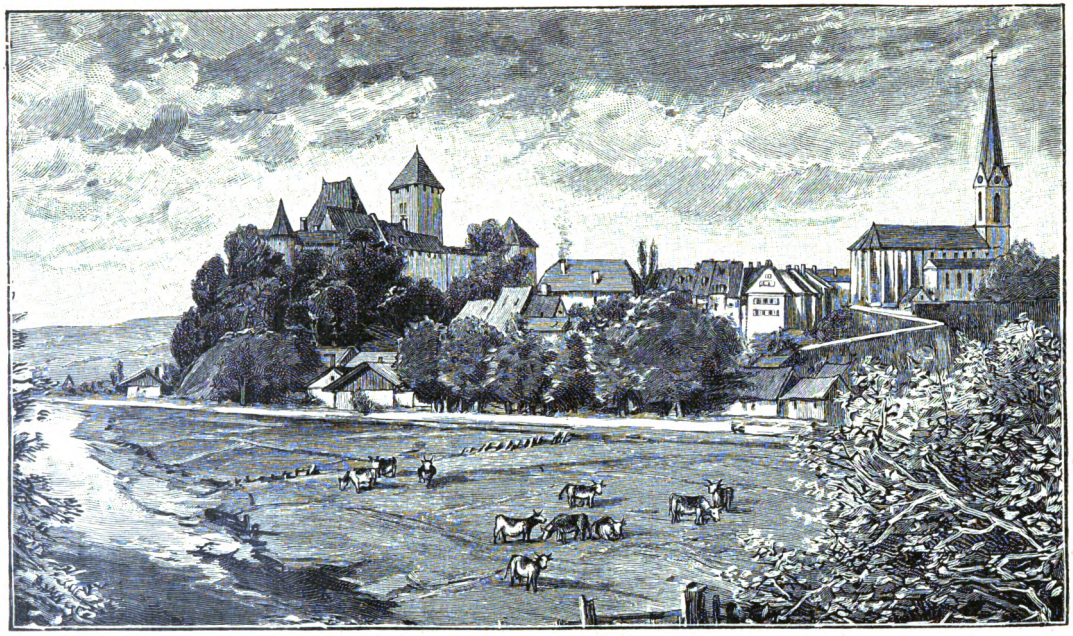
Bilder aus dem Emmental von Fr. Parkner.

Mit 10 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

In all den vielen Sennhütten der Schweizer Almen wird eifrig die Milchwirtſchaft betrieben, und die Hauptmenge der von den ſtattlichen Melkkühen gewonnenen Milch wird zu verſchiedenen Käſeſorten verarbeitet. Als „Schweizerkäſe“ im engeren Sinn gelten uns aber ausſchließlich jene großen Laibe, die zu ihrem Transport die Kraft mehrerer Männer erfordern. Den vorzüglichſten Ruf wiederum unter den aus den verſchiedenen Gebieten des Alpenlandes herſtammenden Schweizerkäſen genießt der „Emmentaler“, ſo daß alle guten Sorten unter ſeinem Namen in den Handel gebracht werden. Das Emmental hat durch die Vortrefflichkeit ſeines Käſes dem Schweizerkäſe erſt die Aufnahme auf die Tiſche und Tafeln aller Länder verſchafft, und heute noch ſteht es an der Spitze der Produktion und des Verſandes. Aber es iſt nicht nur in dieſer Beziehung bemerkenswert, ſondern es lohnt auch wegen ſeiner landſchaftlichen Eigenart einen Beſuch, und wer in der ſchönen Sommerszeit ſeine Schritte zu ihm hinlenkt, wird, wenn er es durchwandert hat, von dem Geſchauten voll befriedigt ſein.

Wenn man mit der Bahn von Zürich nach Bern fährt und eine kurze Stunde vor Bern einen Tunnel hinter sich gelassen hat, sieht man plötzlich ein Städtchen mit Schloß und Kirche vor sich liegen, dessen altertümliche, eng zusammengebaute Häuser die Anhöhe allenthalben bedecken. Das Städtchen ist Burgdorf, die Eingangspforte zum Emmental. Von hier aus wollen wir, nachdem wir den Ort selbst besichtigt haben, unsere Wanderung durch das Tal antreten. In erster Linie zieht das mit massigen Türmen und kleinen Türmchen besetzte und von hohen Mauern umgebene Schloß den Blick auf sich. Ein Fußpfad führt zu ihm von der Stadt hinauf, wo sich ein prächtiger Ausblick darbietet auf die ihr Tal in Windungen durchflutende Emme, auf die herrlich bewaldeten Höhen ringsherum, zwischen denen mancher schmucke Kirchturm hervorlugt, und auf die vielgipfeligen Berner Alpen im Hintergrund. Das Schloß soll bereits im 8. Jahrhundert erbaut worden sein, urkundlich zurückverfolgen läßt es sich indessen nur bis zu dem Jahre 1191, wo Herzog Berchthold V. aus dem Hause der Zähringer das unter der Burg entstandene Dorf mit Mauern umgürtete und es so zur Stadt erhob. In späterer Zeit gelangte es in den Besitz der Grafen von Kyburg, und im 14. Jahrhundert wurde es von Bern durch Vertrag erworben, das nun im Schloß eine Landvogtei errichtete, die bis 1798 bestand.

Von diesem Jahre an bis 1804 wurde es von Pestalozzi, dem Reformator des deutschen Erziehungswesens, bewohnt, der darin sein berühmt gewordenes Erziehungsinstitut anlegte. Ein Marmorbildnis mit Inschrift ziert zu seinem Andenken den Schloßhof. Gegenwärtig befindet sich im Schloß der Sitz des Amtes Burgdorf. Der stilgemäß erneuerte Rittersaal im Hauptbau enthält

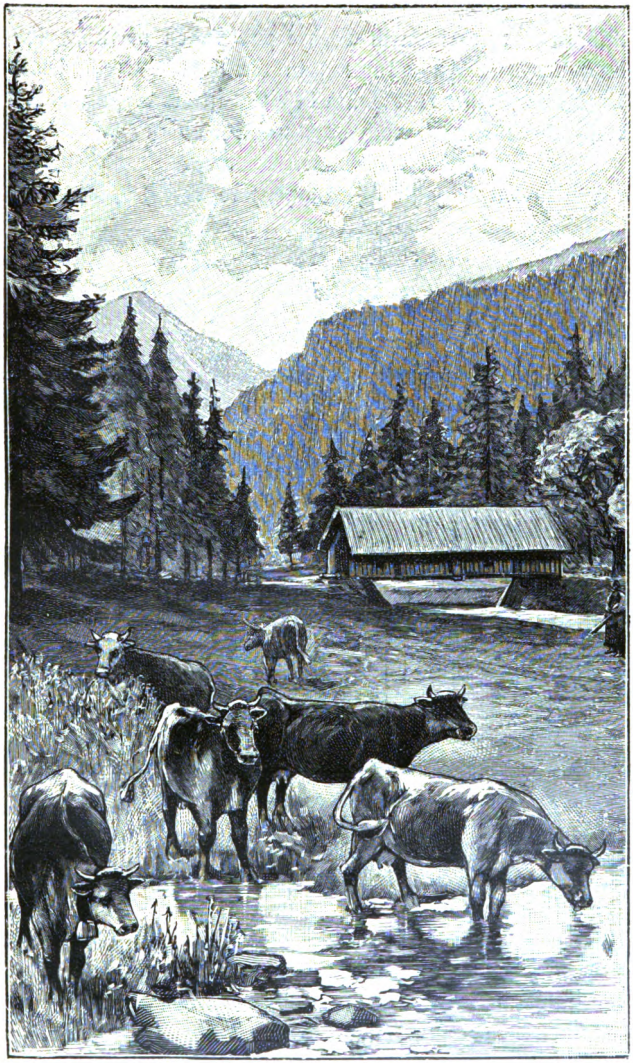


Burgdorf.

eine reiche Sammlung von Waffen, Möbeln und anderen Geräten aus den verschiedenen Jahrhunderten. Auf der anderen Seite der Höhe steht eine Kirche mit einem modernen Turm, da ein großer Brand in den Sechzigerjahren des vorigen Jahrhunderts den alten einäscherte. Der obere Teil des Städtchens ist bergig und winkelig, und seine Häuser erinnern namentlich durch die Arkaden an die Bauart, wie sie in Bern üblich ist. Auf der Südseite des Hügels, wo der Abfall sanfter ist, haben sich stattliche, moderne Gebäude angesiedelt.

Noch einen anderen berühmten Mann außer Pestalozzi beherbergte Burgdorf zeitweilig in seinen Mauern, den mit Hebel zu vergleichenden schweizerischen Volksdichter G. J. Kuhn, der von 1824 bis 1849 dort als Pfarrer angestellt war. Burgdorf weist, trotzdem es nur gegen 8000 Einwohner zählt, eine ziemlich rege Industrie auf. Es erzeugt vortreffliche Leinwand, besitzt Flachs- und Wollspinnereien, Tabak- und Firnisfabriken, sowei drei Bierbrauereien, die ihr Bier sogar ins Ausland senden.

Aber nun wollen wir mit munteren Schritten in das Emmental selbst hineinwandern. Die Emme, die dem Tal den Namen gegeben hat, entspringt im Berner Oberland am Brienzer Grat in ungefähr 1600 Meter Höhe und mündet nach einem Lauf von gegen zwanzig Stunden unterhalb Solothurn in die Aare. Es ist ein eilig dahinschießender Fluß mit sehr wechselndem Wasserstand. Bald ist sie nur so tief, daß man durch sie hindurchwaten kann, bald aber schwillt sie von den Regengüssen und Wolkenbrüchen im Hochgebirge so hoch an, daß sie ihre Ufer weit überschwemmt und sich verheerend durch das Tal wälzt. So hat sie durch ihre Überschwemmungen in den Jahren 1831, 1837, 1852, 1853 und 1891 beträchtlichen Schaden angerichtet. Zwar hat man sie in ihrer ganzen Länge durch Dämme zu bändigen



Partie aus dem Emmental.

und ihre Gewalt durch Wehre zu brechen verſucht, ihr auch an ihrer Ausmündung in die Aare einen beſſeren Abzug verſchafft, aber völlig beſeitigt iſt die Gefahr durch dieſe Vorkehrungen doch noch nicht.

Das Emmental mit ſeinen Seitentälern, aus denen rechts und links zahlreiche Bäche hervorbrechen, begleitet

Vor dem Wirtshaus.

die Emme etwa drei Viertel ihres Weges, nämlich von dem Punkt an, wo ſie zwiſchen Hohgant und Schrattenfluh hindurchſtrömt, bis zu dem uns ſchon bekannten Städtchen Burgdorf. Man bezeichnet als Emmental nicht nur das Talgelände ſelbſt, ſondern zugleich auch die ſich an ſeinen Flanken hinziehenden Hügelreihen, zwiſchen denen ſich kleinere Täler auftun, die im Volksmunde Graben genannt werden. Dieſe geſamte Fläche

iſt gegen zehn Stunden lang, fünf Stunden breit und zählt gegen 50,000 Einwohner, die ſich auf achtzehn Gemeinden verteilen. Südlich ſtößt das Emmental an das Berner Oberland, weſtlich an das Mittelland, nördlich an den Oberaargau und öſtlich an den Kanton

Fahrt zum Markt.

Luzern. Die höchſte Erhebung des Gebietes iſt der Napf, der bis zu 1400 Meter über dem Meere emporſteigt.

Es iſt eine völlige Bauernlandſchaft. Die Örtlichkeit verlangte es, daß ſich ſeine Bewohner in zerſtreut liegenden Höfen niederließen, um in harter Arbeit dem Boden ſeine Erträgniſſe abzuringen. Das iſt aber auch mit dem beſten Erfolge gelungen. Landwirtſchaft und Vieh-

zucht stehen im Emmental in hoher Blüte, wie die sorgfältig bebauten Getreidefelder, die Hanf- und Flachsfelder, Wiesen, Wälder und Alpenweiden bekunden. Daneben betreibt man aber auch einträgliche Industriezweige, wie die Leinwandweberei und die Fabrikation von Wollwaren. Die Bevölkerung ist denn auch im allgemeinen wohlhabend. Unter den Landleuten gibt es nicht wenige Viertel- und Halbmillionäre, und wenn ein solcher Großbauer in seinem schmucken Wägelchen an der Seite seiner Frau nach Langnau auf den Markt fährt, dann tauscht er mit keinem Könige in der Welt.

Das erste Dorf, dem wir auf unserem Wege begegnen, ist Oberburg mit einem breiten neuen Kirchturm, dem aber sonst nichts Charakteristisches eigen ist. Eine halbe Stunde darauf läßt die Straße das Dorf Hasle rechts liegen, und bald nachher überschreiten wir zum ersten Male bei Kalchofen die Emme auf einer jener eigenartigen gedeckten Holzbrücken, wie sie seit alters in diesem Tale gebaut werden.

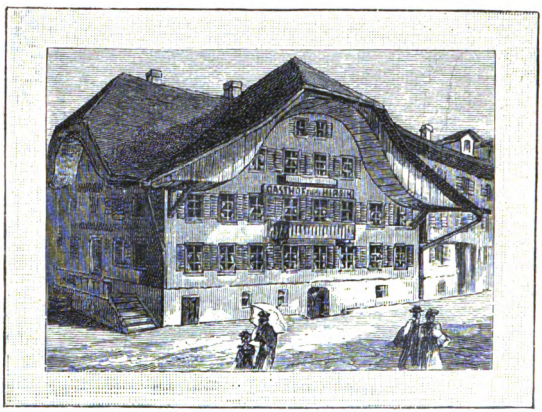
An drei bewaldeten Felsabstürzen vorbei führt uns die Straße jetzt nach dem Dorfe Lützelflüh. Oberhalb des Dorfes ragte einst die berühmte Burg Brandis auf, die Heimstätte eines mächtigen Freiherrngeschlechtes, dem ein großer Teil des Emmentales mit vielen Herrschaften im Oberland gehörten. Später wurde in das Schloß von Bern aus eine Landvogtei verlegt. Im Revolutionsjahre 1798 zerstörten die Bauern das Schloß und plünderten es aus, so daß heute von ihm nur noch einige spärliche Reste erhalten geblieben sind. Lützelflüh ist weithin bekannt geworden durch den Volksdichter Jeremias Gotthelf oder, wie er mit seinem bürgerlichen Namen hieß, Albert Bitzius, der hier in den Jahren von 1832 bis 1854 als Pfarrer wirkte. An Anschaulichkeit und Lebendigkeit, an Kraft und Urwüchsigkeit

des Ausdrucks in seinen Erzählungen ist er unerreicht. Seine Schriften, wie „Uli, der Knecht“, oder „Käthe, die Großmutter“, oder „Wie Anne Bäbi Jowäger haushaltet“, gleichen einem Gesundbrunnen, in dem das Gemüt des Lesers erfrischt und verjüngt wird. Aber auch

Dorfpartie im Emmental.

seinen Bauern hat er mit diesen und anderen Erzählungen derb ins Gewissen geredet. Die Kirche, in der Jeremias Gotthelf den Gottesdienst abhielt, liegt hoch oben über der Emme und gewährt eine schöne Aussicht. Dicht an der Seite der Kirche ruht der Dichter in seinem Grab, das ein einfacher Stein schmückt und eine mächtige Trauerweide ganz überschattet. Nur eine kleine Strecke

von der Kirche entfernt ist seinem Andenken von dem Schweizervolke ein Denkmal in Gestalt eines unbehauenen Steinblockes errichtet worden, der das lebenswahre Bronzebildnis Gotthelfs trägt. Wenige Schritte weiter gelangt man zum Wirtshaus zum Ochsen, in dem der Dichter oft zu Gaste war, um mit seinen Bauern zu sprechen und ihren Reden zu lauschen. So manchen hat er in seinen Erzählungen geschildert, und viele, die

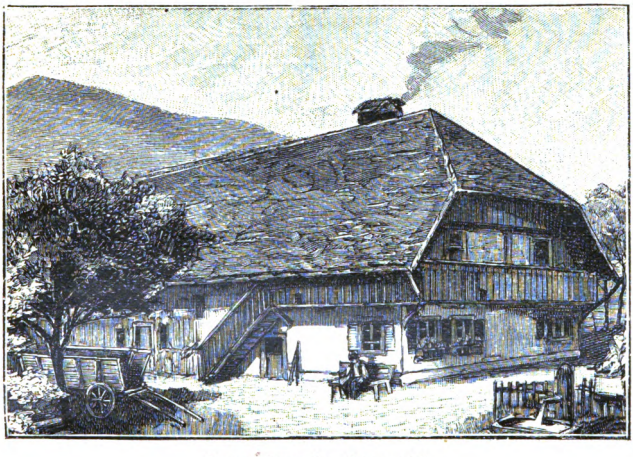


„Zum Hirschen" in Langnau.

sich nicht frei von Schuld und Fehl wußten, mieden ängstlich seine Nähe, um ihm nicht durch ihre eigene Person Stoff zu seinen Dichtungen zu geben.

Wir biegen jetzt für kurze Zeit von dem Haupttal ab und steigen in einem kleinen Seitental, das von einem Bach, der Grünen, durchflossen wird, hinauf nach Sumiswald und Trachselwald. Inmitten behäbiger Baumgärten und umgeben von wohlgepflegten Feldern, schmücken ringsherum stattliche Bauernhöfe die Talhänge. Nachdem wir die vielfachen Windungen der

Landstraße überwunden haben, erreichen wir das hochgelegene Sumiswald. Dieses gilt als eines der schönsten Dörfer im Bernerland, und seiner Wohlhabenheit nach auch mit Recht, aber wer am Hausbau die alte Bauernart liebt, wird etwas enttäuscht, da sich zwischen die alten, mit Schindeln gedeckten Holzhäuser schon zahlreiche moderne Gebäude aus Stein und Ziegeln ge-



Bauernhaus im Emmental.

drängt haben. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gehörte Sumiswald dem Deutschritterorden. Das ehemalige Ordenshaus, das Spittel, wie es vom Volk genannt wird, liegt zwanzig Minuten jenseits des Dorfes und ist zu einem Armenhaus umgewandelt. Seit langem zeichnet sich Sumiswald durch die Geschicklichkeit seiner Handwerker aus. In einem Glaskasten im Gasthof zum Bären sind die sichtbaren Beweise der Kunstfertigkeit ausgestellt, die schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts den Bewohnern Sumiswalds eigen war. Jetzt

leistet man besonders in der Uhrmacherei, in der Herstellung von Pendeluhren und Chronometern, Tüchtiges.

Eine Viertelstunde von Sumiswald entfernt liegt Trachselwald, ein niedliches Dörfchen mit einem traulichen Kirchturm, der einer der Hauptkirchen Berns in verkleinertem Maßstabe nachgebildet ist. Dicht neben der Kirche steht das uralte Wirtshaus zur Tanne, an dessen breiter Straßenfront die stark verblichenen Wappen der dreizehn alten Orte der Eidgenossenschaft gemalt sind. Das Schild mit dem Wahrzeichen von Trachselwald, der Tanne, ladet den Wanderer freundlich mit den Worten ein:

„Allhier zur Tannen kehrend ein,
Da trinkt man weiß und roten Wein."

Das Schloß, das sich über dem Dörfchen erhebt, wird bereits im 12. Jahrhundert erwähnt und war der Stammsitz der Edlen von Trachselwald. Später fiel es an die Herren von Sumiswald, und 1408 kam es an Bern, das damit einen Landvogt bestallte. Jetzt enthält es die Verwaltungsräume des Amtes Trachselwald. Man zeigt noch die Zelle, in der der Bauernanführer Niklaus Leuenberg im Stock geschlossen eine Nacht verbrachte, bevor er zur Hinrichtung nach Bern abgeführt wurde.

Die Aussicht von Schloß Trachselwald ist wundervoll. Man hat das Herz des Emmentals, den Napf, unmittelbar vor sich, von dem sich die langgestreckten Höhenzüge mit ihren grünen, schwellenden Matten fächerförmig herunterziehen, die die Emme, die Ilfis, die Grünen und der Truben, sowie andere Gebirgsbäche kreisrund abzirkeln und über die die Dörfer Sumiswald, Wasen, Ranflüh, Langnau und Trub verstreut sind. In hehrer Stille ragen die dunkeln Tannen-

wälder auf den Höhen, geſchwätzig murmeln die Wellen der Bäche, und anheimelnd grüßen die Fenſterreihen der Bauernhäuſer zu uns herauf. Im Süden aber ſteigen die Hochgipfel der Berner Alpen in den Himmel, von den Wetterhörnern an bis hin zur Altels, denen ſich

Emmentaler Bauern.

die Schratten, der finſtere Hohgant, die Nieſenkette und die Stockhornkette vorlagern.

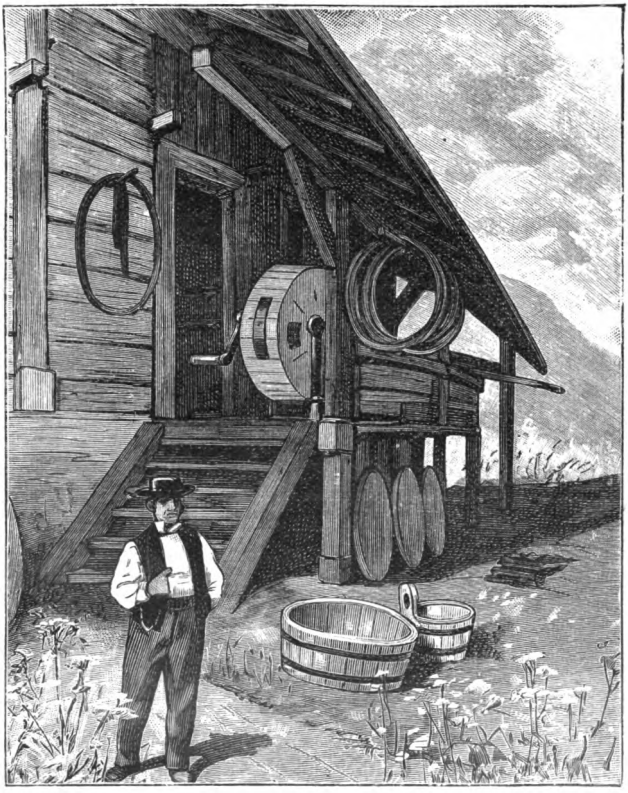
Wir gehen nun wieder in der Richtung auf das Dorf Ranflüh zu in das Haupttal zurück. Unſer Weg führt uns an dem Verſammlungshaus der „Evangeliſchen Geſellſchaft“ in Bern vorüber, das auf einſamer Berges-

höhe erbaut worden ist. Der Emmentaler ist stark religiös veranlagt. Es sind daher auch zahlreiche Sekten, wie die Alttäufer, die Neutäufer und die Methodisten, unter der Bevölkerung vertreten. Oft sind die reichsten Bauern eines Dorfes die eifrigsten Anhänger, die ihrer Sekte große Summen zuwenden.

Auf unserem ganzen Abstieg winkt immer das liebliche Kirchlein von Rüderswyl zu uns herüber, das mit seinem schlanken, weißgetünchten Turm neben dem dunkeln Schindeldach ein Muster einer anmutigen Landkirche ist. Es besitzt zudem Fenster mit prächtigen Glasmalereien, die durch spätere Ausbesserungen leider zum Teil entstellt worden sind.

Unser nächstes Ziel, das Dorf Ranflüh, ist jetzt erreicht. In schmucke Gärten sind die großen Holzhäuser eingebettet, an denen wir so recht die ursprüngliche Emmentaler Bauart studieren können. Zunächst fällt an den Gebäuden das schwere, mächtige Schindeldach auf, das wie eine Haube den Stockwerken aufsitzt. Auf der der Straße zugekehrten Breitseite des Hauses blinken zwei Reihen von je acht Fenstern aus weißgescheuertem Holzwerk, über denen sich zuweilen noch eine dritte Reihe mit fünf Fenstern hinzieht. Alle Fenster sind mit Blumenstöcken, mit Nelken und Geranium, geschmückt. Auf dieses ihr „Maienzeug" legen die Emmentalerinnen besonderen Wert und pflegen es mit Sorgfalt. Über die Längsseite des Hauses laufen, oft zu zweien übereinander, zierlich durchbrochene Lauben, während auf der Front meist nur eine kurze Laube dicht unter dem Dach angebracht ist. Die Haustür geht auf der Längsseite hinein. Die Vorliebe für die „Läubli" ist aber so groß, daß man zuweilen erst eine solche Laube ersteigen muß, um zur Haustür zu gelangen, da sie sich auf dem unteren Läubli befindet.

In den Taldörfern iſt das Holzwerk weiß gebleicht, an den vereinzelten Gehöften der Höhe dagegen erſcheint



Eingang in eine Käſerei.

es hellbraun bis dunkelbraun, was mit dem Graublau der Schindeldächer vortrefflich harmoniert. Die Einfahrt zu dem Hof und den Stallungen, die hinter dem Wohnhaus liegen, iſt gedeckt. Ein friſch ſprudelnder

Brunnen, das Stöckli, das wohnliche Altenteil, in das sich der bejahrte Bauer zurückzieht, wenn er die Wirtschaft dem Sohn übergeben hat, und der Speicher, in dem nicht nur die Vorräte, sondern auch die Kostbarkeiten und Wertpapiere aufbewahrt werden, sind weitere Bestandteile eines jeden Bauerngutes. Die Speicher sind wahre Schmuckkästchen. Trotzdem darauf nur die einfachsten Mittel verwendet werden, machen diese leichten Holzhütten mit den kreisrunden Eingängen, den hübschen Läubli und den reizenden Säulchen einen allerliebsten Eindruck.

Unser Marsch hat uns doch etwas ermüdet, und so wollen wir im Bären von Ranflüh einkehren, wo ein prächtiger Wein verschenkt wird, den auch die Emmentaler Bauern wohl zu würdigen wissen.

Nach kurzer Rast brechen wir wieder auf, denn noch müssen wir den Hauptort des Emmentals, Langnau, besuchen. Eine Viertelstunde oberhalb Ranflüh trennen sich die Straßen. Wir bleiben auf dem rechten Ufer der Emme, wenden uns dann aber von ihr ab und folgen ihrem Zuflüßchen, der Ilfis. In ihrem Tal liegt Langnau, das von der Bern-Luzerner Bahn berührt wird. Es ist ein wohlhabender, betriebsamer Ort, in dem es sich sehr gut leben läßt. Zwar mischen sich auch hier unter die Häuser nach alter Bauart moderne Gebäude, aber diese sind in heimischem Landesstil aufgeführt, so daß sich das Ganze zu einem durchaus gefälligen Bilde zusammensetzt. Auf dem geräumigen Marktplatz steht das Gasthaus zum goldenen Löwen, ihm gegenüber ein anderes großes Gasthaus, der Bär, dessen Wirtshauszeichen ein gewaltiges Bärentier ist. Sehr stattlich nimmt sich das mehrstöckige Kaufhaus auf dem Markt aus, das den uralten Mittelpunkt der hiesigen großen Jahrmärkte bildet. Das altertümliche Gast-

haus zum Hirſchen, das auf einem tiefer gelegenen Platze ſteht, iſt jetzt teilweiſe erneuert worden.

Aber nun wollen wir auch etwas von der Fabrikation

Inneres einer Käſerei.

des Emmentaler Käſes kennen lernen. Zwar wird die Hauptmaſſe oben auf den Sennhütten zubereitet und dann nur im fertigen Zuſtande nach Langnau heruntergebracht, um hier aufgeſtapelt und ſpäter verſandt zu

werden, aber ein Teil der Käsereien befindet sich auch im Orte selbst, und einer derselben wollen wir einen kurzen Besuch abstatten.

Eine solche Käserei umfaßt die Käseküche mit der Feuerstelle für den Käsekessel, dem Kochherd und der Käsepresse. An den Wänden der Küche sind Bretter zum Aufstellen und Anhängen von allerlei Molkereigeräten angebracht. Nebenan befindet sich die Milchkammer, und unter der Käseküche und der Milchkammer zieht sich der Keller hin. Der Käse wird von Männern hergestellt, da man der Meinung ist, daß er unter den Händen der Frauen nicht gut ausfällt. Die Fabrikation der Käse erfordert ein ganzes Maß von Kenntnissen. Der Käser muß genau wissen, wie viel Lab er zu der Milch zu nehmen hat, und er muß sorgfältig auf die Temperatur der Milch im Kessel achten. Aber auch sonst muß der Käser ein ganzer Mann sein. Ist der Inhalt des Kessels zum Herausnehmen fertig, so legt sich der Käser mit dem Leib auf den Mauerrand des Herdes und fischt nun die Käsemasse mit dem Käsetuch, das er in beiden Händen hält, heraus. Man kann sich bei dieser Vornahme kaum der Furcht erwehren, daß der Käser kopfüber in den Kessel stürzt. Allein diese Art und Weise, die Käsemasse herauszuheben, gehört zu den besonderen Kunstfertigkeiten der Käser.

Das Herausheben der Käsemasse aus der auf etwa 40 Grad Reaumur erwärmten Molke darf man eine erstaunliche Leistung nennen. Sie verlangt viel Geschicklichkeit, denn die ganze Käsemasse wird mit einem einzigen Zuge des Tuches herausgefischt, und zugleich viel Kraft, da ein Gewicht von zwei bis drei Zentner gehoben werden muß. Bei den allergrößten Käsen hat der Käser zwar einen Gehilfen, der das entgegengesetzte Ende des Tuches hält, aber den ersten Angriff zum

Heben vollbringt doch der Käser allein. Nach dem Herausnehmen kommt die Käsemasse in die runde Käseform, die im wesentlichen aus einem fußbreiten Holzreifen, dem sogenannten Ladjerb, besteht, worauf sie unter der Käsepresse gepreßt wird. Unter derselben bleibt der nun geformte Käse etwa 24 Stunden. Dann wird er gesalzen und hierauf in den Keller auf ein Wandbrett geschafft. Das Salzen wird noch mehrere Monate hindurch fortgesetzt.

Die Emmentaler Bevölkerung hat gewisse Eigenheiten, aber auch viele gute Seiten. Sie ist arbeitsam, sparsam und sauber und begegnet dem Fremden mit großer Liebenswürdigkeit. Mit großer Liebe hängt man an der heimischen Scholle, und es kommt dem Bauern aus vollem Herzen, wenn er in seiner traulichen Mundart singt:

„Niene geit's so schön und lustig
Wie daheim im Emmetal."

Elterntorheit.

Eine Kindergeſchichte von Siegbert Salter.

(Nachdruck verboten.)

Daß mir keines von euch einen Kern hinunterſchluckt! Denn da wird ein großer, großer Kirſchbaum draus, und man muß ſterben.“

Die Mutter ſprach's mit warnender Stimme, als ſie zum Nachtiſch ein Körbchen mit Kirſchen auf den Tiſch ſetzte. Dann zeigte ſie mit ausgebreiteten Armen die Größe des Baumes und machte dabei ein Geſicht ſo ernſt, ſo ſtreng, als habe ſie ein reines Evangelium verkündet.

Der Vater aber ſchüttelte mißbilligend den Kopf, knurrte etwas von verrücktem Zeug in den Bart und vertiefte ſich wieder in ſeine Zeitung, in der ein Aufſatz über Zimmeraquarien und die beſte Art der Fiſchernährung ſein ganzes Intereſſe gefangen nahm.

Auf die Kinder, die mit glänzenden Augen die dargebotenen Früchte entgegennahmen, machten Mamas warnende Worte ſcheinbar wenig Eindruck. Nur der kleine Benno, ein aufgeweckter Bengel von kaum ſechs Jahren, hörte mit offenem Munde die ſeltſame Mär, und ſogleich begann ſeine rege Kinderphantaſie zu arbeiten und ſich das mähliche Wachſen des Kirſchbaumes im Innern des Magens auszumalen.

Ob da wohl auch Wurzeln kommen? Und wo die Äste wohl heraustreten, aus Nase, Mund oder Ohren? Mit grübelnder Genauigkeit verfolgt der Kleine alle Phasen des Wachstums, wie er's an dem Bäumchen im Vorgarten drunten gesehen hatte. Da waren im Frühling erst ganz kleine, ach so ganz winzige grüne Tüpfelchen gewesen, und dann waren die Köpfchen aufgeplatzt, und dann hatte es Blättchen gegeben, die waren glatt und groß geworden, und jetzt hatte das Bäumchen einen dicken runden Kopf, so dick und so rund, daß er in seinem kleinen Bäuchlein sicher keinen Platz gehabt hätte.

So grübelte und dachte der kleine Mann und aß halb mechanisch die saftigen, rotwangigen Früchte. Und da, ehe er sich's versah, war einer der glatten Kerne mit hinuntergerutscht. Er spürte deutlich, wie das harte, schlüpfrige Ding durch den Hals glitt, immer tiefer und schließlich unten, da wo der Ledergürtel seines Röckchens saß, liegen blieb. Weh tat es gar nicht, aber große Angst ergriff den Kleinen und ließ ihn die Farbe wechseln. Nun ward ja ein Kirschbaum daraus, so — so groß, die Mama hat es ja mit den Armen gezeigt. Und dann muß man sterben!

Was das eigentlich sein mochte, wenn jemand „sterbt", war ihm nicht recht klar. Aber es mußte etwas gar Schreckliches sein.

Das Bübchen ließ plötzlich die lockenden Kirschen liegen; nicht um alles in der Welt hätte er der Mama gesagt, warum. Und da es schon hohe Zeit war, sich zum Ausgang zu rüsten — es war Sonntag — achtete man nicht weiter auf das seltsame Gebaren des Kleinen, denn Papa war um einen seiner Aquariuminsassen sehr besorgt und stand schon eine geraume Weile beobachtend vor dem grünlich schimmernden Glaskasten, und Mama hatte alle Hände voll zu tun, um die drei Töchter

„zurechtzumachen", damit sie beim Onkel Doktor in Ehren bestünden.

Onkel Doktor war erst vor kurzer Zeit vom Lande nach der Hauptstadt zugezogen, um wieder mit dem hier kräftiger pulsierenden Strom der theoretischen Wissenschaft engere Fühlung zu nehmen. Nun wohnte er weit draußen an der östlichen Peripherie der Stadt, und da bekanntlich in Berlin an Ärzten nichts weniger als Mangel herrscht, ging Onkel Doktors strategischer Plan zur Eroberung der Residenz dahin, seinen Patienten zu jeder Tag- und Nachtzeit, auch Sonntagnachmittags zur Verfügung zu stehen, wo bekanntlich die meisten der Herrn Kollegen für die leidende Menschheit in der Regel nicht zu haben sind. Auf diese Weise gedachte er in die Praxis hineinzukommen. Die Familie des Bruders übernahm die löbliche Aufgabe, dem Doktor über die etwas länglichen Sonntagnachmittage der ersten Zeit hinwegzuhelfen und mit Hilfe der zahlreichen Nachkommenschaft etwas Leben in die Bude zu bringen.

Für die Kinder war das stets ein Fest. Die tausend seltsamen Dinge des Sprechzimmers, die Glastische, der hohe Instrumentenschrank mit all dem sonderbaren „Silberzeug", die schmale Waschtoilette mit dem unsichtbaren Wasserbecken und vor allem der große, auf einem starken Eisengestell ruhende Untersuchungsstuhl, der mit seinen Knie- und Fußstützen, seinem laternenartigen Glasständer, seinem Drehwerk und seinen Lederpolstern aussah wie ein leibhaftiges Automobil: das alles regte die Phantasie der kleinen Schar gar mächtig an. Besonders Benno, der Siebenkäsehoch, trat immer mit kritischer Neugier an die seltsamen Gegenstände heran und wußte den Onkel Doktor in einer Stunde mehr zu fragen, als sieben Weise in einer Woche hätten beantworten können. — — —

An jenem Sonntag ging der kleine Knirps mit schwerem Herzen den sonst so fröhlich herbeigesehnten Gang. Wie im Traum schritt er dahin und lehnte schweigend alle Versuche der Schwestern ab, ihn zum Haschen und Laufen zu drängen. Mit Zagen und Zittern lauerte er auf die Vorgänge in seinem Innern. Ob man's wohl spürte, wenn der Kern aufplatzte? Sollte er den Onkel Doktor fragen? Ja, das wollte er tun, die Mama durfte aber nichts erfahren.

Als man jedoch am Ziel der großen Reise angelangt war, sank dem armen Kerl doch wieder das Herz in die Höschen, und er wußte nicht recht, wie er's anfangen sollte, die schlimme Sünde dem guten Onkel zu beichten. Der hatte ihn, wie schon öfters, in den großen Stuhl hineingesetzt und zeigte ihm, wie man den Leuten die Beine abschneide.

„Wie gehen denn die Leute, wenn sie keine Beine mehr haben?" fragte Benno.

„Sie kriegen Holzbeine," lautete die Antwort.

„Wo kriegen sie denn die Holzbeine?"

„Die kriegen sie in dem großen Laden in der Friedrichstraße."

„Ja, wie können sie denn in die Friedrichstraße gehen, wenn sie keine Beine haben."

Pause. Der Knirps legt seinen Hals nachdenklich auf die Kniestütze und fragt: „Wozu ist denn das?"

Da führt ihm der Onkel mit sägender Bewegung die ausgestraffte Hand über den Hals und antwortet: „Da schneidet man den Leuten den Kopf ab."

„Gehen sie dann auch in den großen Laden in der Friedrichstraße und holen sich einen Holzkopf?"

Alles lachte, nur der kleine Mann blieb ernst und zermarterte sich das junge Hirn, wie er wohl am besten dem Onkel Doktor sein schweres Geheimnis offenbaren solle.

Da brachte Marie, die Wirtschafterin, ein niedliches Gießkännchen herein und begann das grüne Palmbäumchen zu bewässern, das in dem schönen Porzellankübel neben dem Schreibtisch stand.

„Marie, stellen Sie den Kübel ans Fenster in die Sonne," rief der Doktor, und wie erläuternd fügte er im Dozententon hinzu: „Wärme und Feuchtigkeit befördern am besten das Wachstum."

Niemand achtete weiter auf diese Binsenwahrheit. Nur der kleine Benno dachte darüber nach, was das wohl bedeute.

Plötzlich platzte er mit der Frage heraus: „Sag, Onkel, ist es im Bauch auch warm und feucht?"

Unter allgemeinem Gelächter bejahte der Doktor die drollige Frage und legte die Hand des Knaben auf dessen Leib, zwischen Hemd und Höschen.

In der Tat, da war es ganz warm, ganz warm. Dem Buben quoll es heiß in der Kehle empor. Sehr feucht schien es zum Glück da drinnen ja nicht zu sein, aber der Onkel mußte es doch besser wissen. Also würde der Kirschbaum gewiß furchtbar schnell wachsen.

Jetzt mußte er unbedingt beichten! Der Onkel konnte vielleicht helfen. Wenn nur die anderen hinausgingen!

Und die anderen gingen wirklich hinaus ins Wartezimmer, um das Decken des Kaffeetisches zu bewachen. Benno war allein mit dem Onkel, und nun getraute er sich doch wieder nicht. Er blickte ängstlich durchs Fenster, wo am Ufer der breit und silbern dahinfließenden Spree einige Bäume ihre vollen staubiggrünen Kronen in den blitzenden Sonnenschein hinausreckten.

„Sag, Onkel," fing er zögernd an, „sind das Kirschbäume?"

„Nein, mein Junge, das sind Kastanienbäume."

Nach einer Weile: „Sind Kirschbäume auch so groß, Onkel?“

„Nein, sie sind viel kleiner.“

Ein Hoffnungsstrahl glitt in die finstere Betrübnis des kleinen Mannes. Dann war es vielleicht doch nicht so schlimm, und er konnte es ruhig sagen. Er kletterte behende auf einen Stuhl neben dem Onkel, schlang seine Ärmchen um dessen Hals und wollte eben die schreckliche Tat offenbaren. Da ging die Türe zum Sprechzimmer auf, und Hetty, die älteste, trat mit einem echten Berliner Knicks vor den Onkel und sprach: „Meine Herrschaften, der Kaffee ist serviert!“

Da war's wieder aus mit der Beichte, und betrübt schlich der Knabe zu seinem Platz am Kaffeetische. Prüfend strich er mit zitternder Hand über die goldbemalte Tasse. Der Kaffee war sehr warm und ganz naß! Mit weinerlicher Geberde schob er die Tasse zurück und weigerte sich zu trinken. Nichts half, weder Bitten noch Drohungen, weder das gütliche Zureden des Onkels noch die strengen Worte des Vaters.

Ein Kind aber, das seinen Kaffee nicht trinken will, kriegt auch keinen Kuchen, und der arme Knirps mußte mit heißen, feuchtschimmernden Augen zusehen, wie alle die schönen, dreieckigen Stückchen Torte eines nach dem anderen verschwanden. Es entspann sich ein harter, harter Kampf in der kleinen, verängstigten Seele Bennos. Auf der einen Seite drohte der Kirschbaum mit dickem Stamm und langen spitzen Ästen auf der anderen Seite lockte der Kuchen, der so schön gelb und weich auf der großen runden Platte lag und immermehr zusammenschmolz.

Der Kirschbaum trug den Sieg davon.

Doch der kleine Magen, nicht gewohnt, um vier Uhr vernachlässigt zu werden, begann knurrend sein Recht zu verlangen. Der Bube fuhr zusammen. Da, hatte

es sich nicht geregt in seinem Innern? Und jetzt wieder, stärker und länger als das erste Mal. Der Kern fing gewiß schon an zu wachsen. Hilfeflehend irrten des Kleinen Augen von einem zum anderen. Dicke Tränen lösten sich schwer und langsam und rannen ätzend über die erblaßten Wangen. Aber niemand hatte Erbarmen. Erziehung muß sein, und ohne Kaffee keinen Kuchen.

Als die Kaffeeschlacht geschlagen war, saß Benno bedrückt in einer Ecke und lauschte mit steigender Angst auf das seltsame Rumoren, das der beleidigte Magen anstellte. Und als der Bube, fast vergehend vor Furcht, sich nun auch weigerte, das schöne Gedichtchen herzusagen, das er zu Papas Geburtstag gelernt hatte, und das wiederholen zu dürfen ihn sonst so stolz gemacht hatte, da waren die Eltern einig: der Junge trotzte, und zur Strafe mußte ihn das Kinderfräulein, das zur Vorbereitung des Abendbrotes eben nach Hause sollte, mitnehmen mit dem strengen Befehl: Gleich ins Bett!

— — — — — — — — — — — —

Als später die Mutter mit der brennenden Lampe an das Bettchen des Kindes trat, wäre ihren Händen fast das Licht entfallen. Der Knabe lag da mit weitgeöffneten, fieberglänzenden Augen und heißen, glühenden Wangen. Die zitternden Händchen tasteten ruhelos auf dem in Schweiß gebadeten Leibe umher, als suchten sie etwas. Die halbgeöffneten Lippen sprachen unzusammenhängende Sätze, in denen die Worte Kirschenbaum, Kuchen und Kaffee immer wiederkehrten.

„Benno, mein Jungchen!“ schrie die Mutter auf.

Aber der Knabe schien es nicht zu hören und schien die Mutter nicht zu kennen. Ruhelos glitten die Händchen hin und her, und die fiebernden Augen starrten reglos ins Weite.

Bald war der Doktor herbeigeholt, und der treue,

seelengute Mann saß sorgend und forschend an dem kleinen Bettchen. Ein Beruhigungsmittel hatte das hohe Fieber ein wenig gekühlt, und ein leiser Schlummer brachte dem armen Knirps Erquickung. Als er mitten in der Nacht aufwachte und mit staunenden Augen den guten Onkel erkannte, der sich forschend über sein Gesichtchen beugte, da schlang er die müden Ärmchen um des Onkels Hals und flüsterte ihm ängstlich zu: „Ich hab' einen Kirschkern 'gessen, und da wird ein großer, großer Baum draus, und dann muß man sterben. Geh, lieber Onkel, hol ihn wieder 'raus! Da ist er, fühlst du es?" Und er führte die Hand des Doktors an eine Stelle der Magengegend, wo der Kern unbedingt sitzen mußte.

Wie Schuppen fiel es dem Onkel von den Augen. „Soll ich ihn dir gleich herausholen, mein Junge, oder willst du bis morgen warten?" fragte er den Knaben.

Der flehte mit allen Zeichen tödlicher Angst: „Gleich, gleich, lieber Onkel, gelt!"

Der Doktor begab sich ins anstoßende Zimmer, wo Vater und Mutter mit bangen Blicken an seinen Lippen hingen. Dann kehrte er mit einem Kirschkern in der hohlen Hand zurück, trat wieder an das Bettchen, und nun begann die schwierige Operation. Mit beiden Händchen mußte der Knabe seinen Leib, just dort, wo er den Kern so sicher spürte, zusammenpressen. Der Onkel half kräftig drücken und schob sie nach und nach immer höher und höher, stets fragend, ob der Kern auch mit hinaufglitt. Manchmal verneinte der kleine Mann, und man mußte vorsichtig einige Finger breit zurückgehen. Schließlich aber hielt man glücklich am Halse.

„Jetzt paß auf, mein Junge," sagte der Doktor, „jetzt muß der Kern durch den Hals, das tut ein klein, klein wenig weh. Halte du nur ganz fest, sonst fällt der Kern

wieder in den Magen hinab. So! Und nun halte ganz ſtill."

Damit führte der Onkel Doktor ſeine linke Hand mit dem Kirſchkern an das ängſtlich geöffnete Mündchen, während die Rechte mit feſtem Griff nach oben drängend den Hals ein bißchen zuſammenpreßte, daß dem kleinen Mann auf Sekunden Hören und Sehen verging.

„Nun puſte mal feſte 'raus," rief jetzt der Onkel mit einem Ton in der Stimme, als habe er die ſchwierigſte Operation glücklich vollbracht.

Benno puſtete, und der böſe Kern ſchlug mit lautem Klang gegen den kleinen Spiegel, den ihm der Onkel vor den Mund hielt. Das ſchwere Werk war gelungen.

Im Nebenzimmer aber, als Benno unter Lachen und Weinen ſanft eingeſchlummert war, gab es noch eine ernſte Szene. Der Vater warf ſeine umfangreiche Literatur über Zimmeraquarien in die hinterſte Ecke ſeines Bücherſchrankes, die Mutter aber, die wie betäubt daſaß, verſprach unter ſtrömenden Tränen, die Kinder niemals wieder „unter Vorſpieglung falſcher Tatſachen" erziehen zu wollen.

Sonderbare Grabdenkmäler.

Eine Friedhofstudie. Von Gerh. ten Boer.

Mit 6 Illuſtrationen. (Nachdruck verboten.)

Wer die Bewohnerſchaft einer Stadt oder eines Landes genau kennen lernen will, wer wirklich Studien an der Volksſeele zu machen gedenkt, der muß ſeine Aufmerkſamkeit auf andere Dinge richten als der gewöhnliche Touriſt. Sehr empfiehlt es ſich, zu Studienzwecken in fremder Stadt oder fremdem Lande die Märkte zu beſuchen, dann aber auch die Friedhöfe. Aus der Art und Weiſe, wie die Bevölkerung einer Stadt oder eines Landes die Gräber pflegt und ſchmückt, kann man intereſſante Schlüſſe auf ihren Charakter ziehen.

Man findet leicht eine gewiſſe Mode oder eine gewiſſe Vorliebe für einen beſtimmten Stil auf den verſchiedenen Friedhöfen heraus, und gewöhnlich ſind es die Steinmetzen des Ortes, die dieſen Stil geſchaffen haben. Die abgebrochene Säule, der Obelisk, das Kreuz ſind meiſt die Grundtypen der verſchiedenen Grabdenkmäler; doch ſind hundert Variationen und Eigentümlichkeiten auch bei dieſen Grundmodellen möglich.

Wer die Kirchhöfe großer amerikaniſcher Städte beſucht, findet zu ſeinem Erſtaunen ſogar Grabdenk-

mäler — oft prunkvolle, rieſenhafte Bauwerke — welche gewiſſermaßen „pränumerando“ hergeſtellt worden ſind. Dieſe Grabdenkmäler ſind nämlich zu Ehren noch lebender Perſonen errichtet. Die Eitelkeit macht ſich ſelbſt beim Grabdenkmal noch zu Lebzeiten geltend, und die Familien der Stadt wetteifern darin, an ihren Erbbegräbnisſtellen auf dem Kirchhofe für ihre Mitglieder, auch wenn ſie noch leben, Denkmäler zu errichten, auf denen nur das Datum des Todestages freigelaſſen iſt.

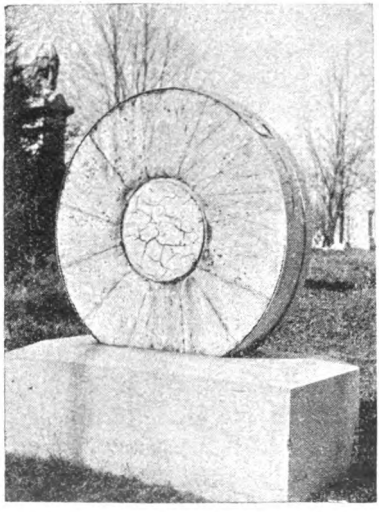


Fig. 1.

Es iſt den Leſern bekannt, daß ſelbſt der Humor, beſonders der unfreiwillige, auf dem Kirchhofe eine Stätte gefunden hat, und es gibt kaum eine Anekdotenſammlung, in welcher man nicht eine Anzahl von komiſchen Grabinſchriften findet, die genau nach der Wirklichkeit kopiert ſind. Ebenſo gibt es kaum einen größeren oder kleineren Kirchhof, manchmal auf dem entlegenſten Dörflein, auf dem man nicht irgend ein originelles Grabdenkmal fände, das auf uns beim Anblick ganz eigenartig wirkt, ſei es durch ſeine Inſchrift, ſei es durch ſeine Form. Wiederum ſind es beſonders England und Amerika, wo der Originalität und Eigen-

art der Bevölkerung auch auf dem Kirchhof noch Genüge getan wird.

Unſer erſtes Bild zeigt uns ein höchſt originelles Müllergrab, und zwar auf dem Kirchhofe in Georgetown im nordamerikaniſchen Bundesſtaat Ohio. Mit dieſem Mühlſtein hat der Müller jahrelang ſein Brot verdient, und auf Anordnung ſeines Teſtamentes wurde ihm dieſer Mühlſtein auf das Grab geſetzt. Der zerſprungene runde Teil in der Mitte des Mühlſteins iſt eine Ausfüllung von Gips. Durch dieſes Loch in der Mitte fiel das Getreide auf den darunter liegenden Stein, der feſtlag, und wurde von dem oben liegenden Stein, der herumlief, zermahlen. Der Stein iſt ſehr alt und ſtammt aus einer Zeit, als die Mühleneinrichtungen noch ziemlich primitiv und weit entfernt von den heutigen Maſchinenmühlen waren. Auf der Rückſeite des Mühl-

Fig. 2.

steins hatte jemand ein Gedicht niedergeschrieben, welches wert ist, wenigstens dem Inhalte nach veröffentlicht zu werden. Der Inhalt lautet: „Unter diesem Stein liegt ein Müller, der die Welt verließ, bevor die modernen Mühlen erfunden und eingerichtet wurden. Trotzdem hat er viele glückliche Stunden verlebt. Er war nicht gezwungen, zu spekulieren, er brauchte sich nicht um die Erscheinungen auf dem Weltmarkt für Getreide zu kümmern, der auswärtige Handel machte ihm keine Sorge und Umstände, denn das, was er in seiner Mühle schaffte, verkaufte er an seine Nachbarn. Kabeltelegramme und Korrespondenzen kannte er nicht. Es gelang ihm auch ohne diese, seine Produkte abzusetzen. Seine Mühle war klein, sein Verdienst gering, aber sein Kopf war klar und sein Schlummer gesund. Er beneidete niemand und wurde von niemand beneidet und starb, zufrieden mit seinem Lose." Durch diese Aufschrift, die ein Unbekannter auf den Mühlstein gesetzt hat und die von den Erben des Müllers jetzt sorgfältig erhalten wird, gewinnt dieses sonderbare Grabmal einen besonderen Wert der Erinnerung an längst vergangene patriarchalische Zeiten.

Unser zweites Bild zeigt uns eine Kirchturmspitze auf einem Grabe auf dem Kirchhofe in Borrowfort in England. Dieser aus Stein gefertigte kleine Obelisk nebst Knopf hat eine eigenartige Geschichte. Der Turm der Kirche sollte verschönert werden, und zwar sollten an die Basis des Turmhelms, da, wo das sogenannte Viereck des Turmes endet, auf die Ecken vier kleine Spitztürme gesetzt werden, damit der Kirchturm ein stattlicheres Äußere gewinne. Ein Gemeindemitglied erbot sich, einen dieser vier kleinen Spitztürme zu bezahlen, wenn von der Gemeinde oder von anderen wohltätigen Gemeindemitgliedern die anderen drei Türmchen besorgt

würden. Der Geber hielt auch Wort, leider aber fand ſich niemand, der die anderen drei Spitztürmchen herſtellen ließ, und auch die Gemeinde wollte das Geld dafür nicht hergeben. So verordnete denn der Spender dieſer Turmſpitze, daß dieſelbe als Denkmal auf ſein Grab geſetzt würde, und als er im Jahre 1893 ſtarb,

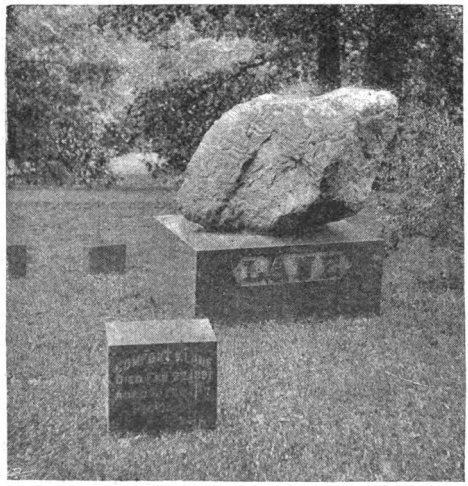


Fig. 3.

wurde in der Tat dieſes Spitztürmchen, das ſeinen Beruf verfehlt hatte, ſein Grabdenkmal. Die Erben ſetzten auf das Türmchen noch folgende Inſchrift: „Ich wollte ſo hoch ſteigen, aber wehe, was iſt Schickſal! Armut und Zwietracht zogen mich auf den Grund hernieder, und hier ſtehe ich nun allein.“

Ein Farmer namens Lane aus Talmadge im Staate Ohio in Nordamerika hat ein Grabmal, wie es wohl wenige andere Sterbliche aufzuweiſen haben. Sein Grabſtein iſt direkt vom Himmel heruntergefallen, und

unſer drittes Bild zeigt uns die Geſtalt des großen Meteoriten, der auf dem Grabe Lanes ruht. Im Jahre 1892 fiel dieſer Meteorſtein mit furchtbarem Krach aus den Wolken und landete auf der Farm Lanes. Er drang nicht weniger als ſechzehn Fuß tief in die Erde

Fig. 4.

ein. Mit großer Mühe und vielen Koſten ließ Lane den Meteorſtein ausgraben und beſtimmte, daß derſelbe nach ſeinem Tode, der vor kurzem eingetreten iſt, als Denkmal auf ſein Grab gelegt würde.

Im Jahre 1857 brach in Indien der furchtbare Aufſtand gegen die Herrſchaft der Engländer aus, der ſo vielen Tauſenden von Europäern und Indiern das

Leben koſtete, und in deſſen Verlaufe die ſchrecklichſten Grauſamkeiten begangen wurden. In der berühmten indiſchen Stadt Delhi ſtand eine chriſtliche Kirche, auf deren Turm ſich ein Knopf mit Kreuz befand, wie ihn unſer viertes Bild darſtellt. Nachdem durch ein fürchterliches Blutbad der größte Teil der in Delhi lebenden Europäer von den rebelliſchen Indiern niedergemetzelt

Fig. 5.

worden war, verwüſteten dieſe auch die europäiſchen Gebäude. Beſonders war ihnen das Kreuz auf der Spitze des Kirchturms ein Dorn im Auge, denn in ihrem Aberglauben vermuteten ſie, dieſes Kreuz verleihe den Europäern und ihren Werken beſondere Kraft und Stärke. Die Rebellen ſchoſſen daher tagelang mit Flintenkugeln auf Knopf und Kreuz, und deutlich ſind auch auf unſerem Bilde die Spuren dieſer Flintenkugeln noch zu ſehen. Sie wollten mit aller Gewalt das Kreuz herunterſchießen; es gelang ihnen aber nicht. Nachdem der Aufſtand niedergeſchlagen war, wurden

Knopf und Kreuz zu Reparaturzwecken abgenommen, und da sie durch neue Teile ersetzt werden mußten, fanden beide Verwendung als Grabmal auf dem Massengrabe, in welchem die Überreste der von den Indiern ermordeten Europäer liegen.

Auf Krieg und Menschenopfer weisen auch die Kreuze hin, die unser fünftes Bild zeigt und die eine traurige

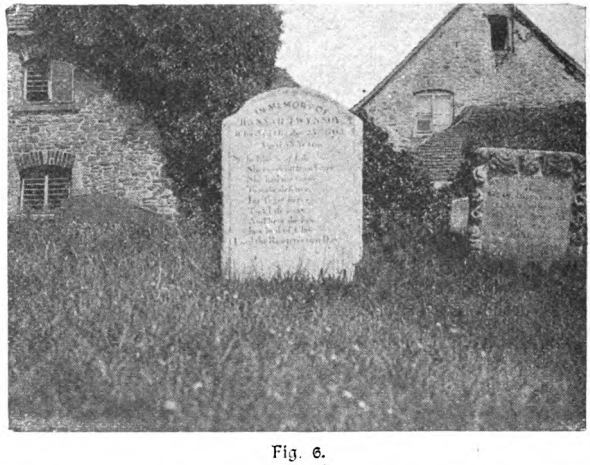


Fig. 6.

Erinnerung an den letzten schrecklichen Krieg zwischen Engländern und Buren sind. Diese Gräber befinden sich am Fuße des Spionkops, welchen in wahnsinnigem Ansturm die Engländer immer und immer wieder zu nehmen suchten, trotzdem sie zu Hunderten und Tausenden dort ihr Leben lassen mußten. Die Gräber werden jetzt von Buren und Engländern gleichmäßig gepflegt, und ein sehr originelles Grabkreuz, zusammengesetzt aus dem unteren Teil von schraubenförmig gedrehten Gazellenhörnern, ist auf unserem Bilde das zweite Kreuz rechts von der trauernden Dame, die neben den Grä-

bern steht. Dieses Grabkreuz aus Gazellenhörnern, mit denen außerdem noch Büffelhörner verbunden sind, dürfte mit zu den originellsten Grabmonumenten gehören, zumal es gewissermaßen aus Produkten des Landes errichtet worden ist, in dessen Boden ein englischer Offizier sein frühes Grab gefunden hat.

Unser sechstes Bild zeigt uns nur einen einfachen Grabstein zur Erinnerung an die Engländerin Hannah Twynnoy aus der englischen Ortschaft Malmesbury. Dieser Grabstein, welcher der Kuriosität halber von der Gemeinde gut im Stande gehalten wird, stammt aus dem Jahre 1703. Hannah war dreiunddreißig Jahre alt und diente im Gasthaus „Zum weißen Löwen" in Malmesbury. Dorthin kam eine Menagerie, die für einige Zeit in dem Gasthofe Schaustellungen gab. In der Menagerie befand sich auch ein sehr wilder Tiger, und die Dienstmagd Hannah machte sich wiederholt den Spaß, den Tiger zu necken. Sie wurde von dem Besitzer der Menagerie wiederholt aufgefordert, dieses gefährliche Spiel zu unterlassen; sie hörte jedoch nicht auf die Warnungen, und eines Tages packte sie der Tiger durch das Gitter seines Käfigs mit einer Klaue, hielt sie am Kleide fest, zerriß sie mit der anderen Klaue, und Hannah fand einen schrecklichen Tod. Sehr naiv und originell ist die Inschrift des Grabsteines, welche in Versen abgefaßt ist und deren Inhalt lautet: „In der Blüte des Lebens mußte sie von hinnen gehen, sie hatte nicht Zeit und Raum, um sich zu verteidigen. Eines Tigers Wut nahm ihr das Leben, und nun liegt sie hier in einem Bette von Lehm bis zum Auferstehungstage."

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Folgenreiches Austernfrühstück. — Vor einiger Zeit ging die Mitteilung von einem Prozeß durch die Blätter, der in Paris wegen einer von dem Gast eines vornehmen Restaurants in einer Austernschale gefundenen Perle geführt wurde. Wie bekanntlich „alles schon dagewesen ist", hat sich ein ähnlicher Vorgang schon viel früher zugetragen, und zwar war der Held dieser Affäre der bekannte Journalist Soularian, der am 18. März 1871, dem Tage, an welchem in Paris die Kommune erklärt wurde, in einem Restaurant der Rue d'Amsterdam frühstückte. Er bestellte sich ein Dutzend Austern und verzehrte sie mit Behagen, bis er in einer der Austernschalen eine wunderschöne Perle entdeckte. Er löste die Perle vorsichtig ab und steckte sie ein, ohne seine Freude an dem Funde laut werden zu lassen, setzte sich in einen Wagen und fuhr zu einem ihm bekannten Perlenhändler in der Avenue Wagram, dem er seinen Fund zeigte und ihn fragte, wie hoch er die Perle schätzen würde.

„Zwölfhundert Franken," erwiderte der Händler, „und zwar bin ich bereit, sie Ihnen auf der Stelle dafür auszuzahlen."

Nun, zwölfhundert Franken sind ein ganz ansehnliches Stück Geld, zumal für einen, der nicht mit allzuvielen Tausendfranknoten gesegnet ist, und das war auch Herr Soularian nicht. Er griff also mit beiden Händen zu

und verließ den Laden um zwölfhundert Franken reicher, als er ihn betreten hatte.

Hätte Soularian nun an diesem Tage mehr zu tun gehabt, so wären die zwölfhundert Franken ihm von keinem Sterblichen streitig gemacht worden. Er hatte aber Zeit, und in der Freude seines Herzens beschloß er, in demselben Restaurant Rue d'Amsterdam, in dem er die inhaltreiche Auster vorgesetzt bekommen hatte, auch sein Mittagsmahl einzunehmen und den Wirt an seiner Freude teilnehmen zu lassen.

„Herr Degros," sagte er zu ihm, „ich lade Sie zu einem Glase Champagner ein. Sie waren das Werkzeug, das mich unerwartet in den Besitz einer Tausendfranknote und noch etwas darüber gesetzt hat."

„Ei, wie denn das?" erkundigte sich Herr Degros schmunzelnd.

„Sie haben mir vorhin ein Dutzend Austern verkauft, und in einer dieser Austern habe ich eine Perle gefunden, die ich soeben für zwölfhundert Franken verkauft habe."

Jetzt schmunzelte Herr Degros nicht mehr. „Erlauben Sie," sagte er, „in dem Fall bin ich nicht mit einem Glase Champagner abzuspeisen, sondern ich verlange die zwölfhundert Franken für mich."

„Was fällt Ihnen ein?" rief Soularian. „Haben Sie die Perle gefunden, oder habe ich sie gefunden?"

„Haben Sie sich die Austern schicken lassen, oder habe ich sie mir schicken lassen?" hielt ihm der Restaurateur entgegen. „Meinen Sie vielleicht, ich müsse jedem Kunden, der ein Dutzend Austern von mir kauft, dabei eine Perle zum Geschenk machen?"

Darüber gerieten die beiden Männer in einen so heftigen Wortwechsel, daß sie beide zum Polizeikommissär mußten, dem sie den Grund ihres Streites vortrugen. Das Ende vom Liede war, daß der Restaurateur seinen allzu mitteilsamen Kunden vor das Ziviltribunal lud. Er führte dort aus, daß, da die Perle an der Schale der Auster säße, sie rechtmäßigerweise ihm gehöre. Wer in seinem Restau-

rant Austern esse, habe keinen Anspruch auf die Schalen, die kämen dem Restaurateur zu.

Noch hatte aber der Richter das Urteil nicht gefällt, als ein dritter Mann auf dem Plane erschien und die zwölfhundert Franken für sich beanspruchte. Es war der Großaufternhändler aus Brest, von dem Degros seine Austern bezog. Die Sache war dadurch so verwickelt geworden, daß der Richter sich außer stande erklärte, diesen noch nicht dagewesenen Streitfall ohne vorherige Studien zu entscheiden.

Das schließliche Urteil war, daß die drei Beteiligten sich in die zwölfhundert Franken teilen durften, die freilich nach Abzug der Gerichtskosten stark zusammengeschrumpft waren. C. D.

Vom Hofe Ernst Augusts von Hannover. — In England erschien vor längerer Zeit ein zweibändiges Werk von dem Hofkaplan Wilkinson des im Jahre 1851 verstorbenen Königs Ernst August von Hannover, welches interessante Erinnerungen an den siebzigjährigen König enthält.

König Ernst August war sehr mäßig und enthaltsam und erfreute sich für gewöhnlich einer guten Gesundheit; aber wenn ihm doch bei irgend einer Gelegenheit seine Ärzte eine Medizin verschrieben, und diese gebracht wurde, sagte der König stets: „Stellt das nur in den Schrank!" Einmal war Seine Majestät wirklich mehrere Wochen krank, aber sowie eine Flasche Medizin oder ein Pulver gebracht wurde, hieß es immer und immer wieder: „Stellt das nur in den Schrank!" Nichts wurde eingenommen. Hunger und Geduld waren die einzigen Mittel, zu denen der kranke König Vertrauen besaß. Endlich genas er, und eines Morgens war er früh aus dem Bette und angekleidet, ehe die Ärzte ihre Morgenvisite abgestattet hatten. Auf seinen Befehl mußte der Diener alle Arzneiflaschen, Pulver und Pillenschachteln aus dem Schranke nehmen und in einer Reihe rings im Zimmer aufstellen. Es war ein kleines Zimmer, und die Medikamente bildeten einen großen Kreis. Die Ärzte kamen, beglückwünschten den König zu seiner Genesung und priesen sein gutes Aussehen.

„Ja, meine Herren," sagte darauf der König, „Gott sei Dank, es ist so. Aber sehen Sie her, zählen Sie das alles! Meinen Sie nicht, daß, wenn ich all das Zeug verschlungen hätte, ich längst zu den Toten gehörte?" —

Ganz eigentümlicher Art war das Verhältnis des Königs zwischen ihm und seinem ersten Kammerdiener. Dieser Kammerdiener war zugleich Zahnarzt und Barbier und hatte sich dem Könige geradezu unentbehrlich gemacht; er wußte es auch und zog seinen Vorteil daraus. War der König reizbar, so war er es auch und immer gleich mit einer Antwort da, die zuweilen nichts weniger als respektvoll war. Aus diesem Grunde war er bereits dreimal in keineswegs gemäßigten Ausdrücken aus dem königlichen Dienste entlassen worden. Aber er dachte gar nicht daran, zu gehen. War er am Abend mit Entschiedenheit für immer entlassen, so erschien er am folgenden Morgen wieder im Ankleidezimmer des Königs und besorgte seine Arbeit, als ob nichts vorgefallen wäre, und weder er noch sein königlicher Herr machten irgend eine Anspielung auf das Vorgefallene.

Nachdem der Kammerdiener siebzehn Jahre bei dem Könige gewesen, war der König eines Morgens sehr unwirsch und rief plötzlich: „Was, zum Teufel, tust du da? Du bist ein Narr!"

„Ja, Eure Majestät," antwortete der Diener, „ich bin ein Narr, ich weiß es, daß ich ein Narr bin. Denn wenn ich das nicht wäre, hätte ich es bei Eurer Majestät nicht so lange ausgehalten."

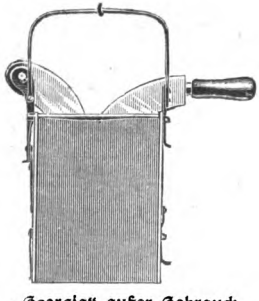
Der König schwieg und ließ sich ankleiden, und der Kammerdiener kam am anderen Morgen wie zuvor, und an den Zank vom Abend zuvor wurde nicht mehr gedacht. —

Bei einem Hofballe sah der König ein Strumpfband auf dem Fußboden liegen und befahl seinem Adjutanten, es ihm zu bringen. Es war von lichtblauer Seide und beträchtlicher Größe. Man sah sofort, daß es von dem Bande eines Großkreuzes des Welfenordens gemacht war. Der König sah das merkwürdige Strumpfband genau an und

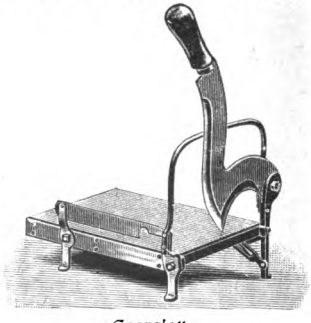
bezeichnete dann als Eigentümerin eine große, sehr beleibte Dame, die Gattin eines seiner Würdenträger. „Ihr Mann hat den dazu gehörigen Orden, und sie die dazu gehörigen Waden," sagte er lachend.

Ernst August wird auch als ein großer Kinderfreund geschildert, und bei manchem Kinderfeste erschien er, nahm die Kleinen auf den Arm und küßte sie. Die Kinder hatten auch viel Zutrauen zu ihm, denn bei ihren Spielen, wenn sie sich einander fangen sollten, kam es häufig vor, daß sie ohne weiteres des Königs Beine umschlangen und sich daran im Kreise drehten. Es war rührend, seine Freude dabei zu sehen. C. T.

Neue Erfindungen: I. Zusammenlegbare Brotschneidemaschine „Georgia". — Warum sträubten



„Georgia" außer Gebrauch an der Wand hängend.



„Georgia" gebrauchsfertig.

unsere Hausfrauen sich bisher so hartnäckig gegen die Verwendung der Brotschneidemaschine? Weil in den meisten Küchen der erforderliche Raum für eine derartige Maschine nicht vorhanden ist und daher die Maschine überall im Wege steht.

Ganz anders liegt die Sache bei der Georgiamaschine. Diese hängt außer Gebrauch einfach an der Küchenwand und steht niemand im Wege. Unglücksfälle, die leicht dadurch entstehen können, daß die Kinder sich beim Spielen mit der frei umherstehenden Brotschneidemaschine verletzen,

sind ausgeschlossen, da das Messer außer Gebrauch verdeckt und außerdem durch Aufhängen an der Wand dem Bereiche der Kinder entzogen ist.

Die von der Maschinenfabrik Georgswerk G. m. b. H. in Hannover hergestellte Maschine eignet sich besonders für den Gebrauch im Zimmer, da sie infolge ihres geringen Umfanges in jedem Büfett oder Schrank leicht untergebracht werden kann und durch ihre saubere Ausführung eine Zierde für jedes Eßzimmer bildet. „Georgia" schneidet hartes und auch frisches, weiches Brot in beliebiger Scheibenstärke. Das Messer ist haarscharf geschliffen und braucht vor Benützung nicht erst abgezogen zu werden. Die Handhabung ist einfach, denn eine leichte Bewegung von rechts nach links genügt, um die Maschine gebrauchsfertig zu machen.

II. Tableau „Automatic". — Für größere Wohnungen, Anstalten, Hotels u. s. w. ist eine elektrische Leitung und Verbindung der einzelnen Zimmer miteinander, sowie der Küche ganz unentbehrlich. Die Konstruktion dieser Tableaus, deren Nummer anzeigt, aus welchem Zimmer der Anruf erfolgt ist, war bisher nicht ganz einwandfrei, denn einesteils war der Preis ein zu hoher, andernteils zeigte die mechanische Vorrichtung Mängel, deren Hauptübel darin bestand, daß die Anzeigeklappe jedesmal wieder zurückgestellt werden mußte, um unliebsame Verwechslungen zu vermeiden.

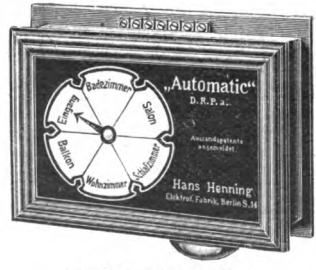


Tableau „Automatic".

Die elektrotechnische Fabrik Hans Henning in Berlin, Kommandantenstraße 54, bringt nun unter dem Namen „Automatic" ein neues Tableau auf den Markt, welches geeignet ist, die früheren, veralteten Apparate zu verdrängen. Der Preis ist fast um die Hälfte billiger als der aller anderen bisherigen Systeme, und der Apparat zeigt selbsttätig an,

ein Abstellen der Anzeigeklappe mit der Hand ist nicht mehr erforderlich, da ein Zeiger an der Signalscheibe angibt, von welchem Ort aus das Signal gegeben wurde. Dieser Zeiger verbleibt so lange in seiner Stellung, bis von anderer Stelle geläutet wurde. Das Tableau enthält gleichzeitig das Läutewerk und ist trotz der Vereinigung in seinen Abmessungen bedeutend kleiner wie die bisherigen Systeme.

Die Leistungsfähigkeit und Dauerhaftigkeit des „Automatic" ist durch zahlreiche Versuche erwiesen, die originale Neuheit des Systems wird durch die bevorstehende Erteilung des Deutschen Reichspatents bestätigt. P. R.

Ein taubstummer Vorfahr des Königs von Italien. — Einer der Vorfahren des Königs Viktor Emanuel III. war taubstumm; das hinderte ihn jedoch nicht, eine wichtige politische Rolle zu spielen und sich dabei durch Intelligenz und Klugheit auszuzeichnen. Es war der Prinz Emanuel Philibert von Carignan von der jüngeren Linie, die vom Jahre 1831 bis zur Thronbesteigung Karl Alberts regierte.

Dieser Prinz Emanuel Philibert von Carignan wurde taubstumm im Jahre 1630 in Turin geboren. Schon in seiner Kindheit suchte man ihm das Sprechen beizubringen. Erst ein Franzose, Herr v. Vaugelas, dann ein Italiener, Vicenzio Varini, beschäftigten sich mit seiner Erziehung, und der letzte erreichte es auch, daß er einige wenige Worte aussprechen konnte. Der Herzog von Saint-Simon schrieb darüber in seinen Memoiren: „Dieses grausame Gebrechen versetzte das Haus Savoyen um so mehr in Verzweiflung, als der Prinz all den Geist, Intelligenz und Verstand verriet, dessen er in seinem Zustande fähig war. Nachdem man alles mögliche versucht, faßte man endlich einen letzten Entschluß. Man überließ ihn einem Manne, welcher versprach, ihn zum Sprechen und Verstehen zu bringen, vorausgesetzt, daß man ihm vollständig die Herrschaft über den Prinzen überließ. Der Erfolg war derartig, daß der Prinz mit Hilfe der Lippenbewegung und einiger Geberden alles verstand. Er begriff alles, las, schrieb und sprach sogar, wenn auch mit ziemlich großer Schwierigkeit.

Er selbst benützte die Lehren, die er erhalten, und arbeitete mit so viel Willenskraft, Geist und Scharfsinn, daß er mehrere Wissenschaften, verschiedene Sprachen und die Weltgeschichte vollkommen beherrschte. Er wurde ein so guter Politiker, daß man ihn oft in Staatsangelegenheiten um Rat fragte, und er in Turin mehr durch seine Fähigkeiten als durch seine Geburt eine Rolle spielte. Er hielt dort seinen eigenen kleinen Hof und behauptete sich sein ganzes Leben lang neben seinen von der Natur begünstigteren Standesgenossen mit großer Würde."

Der taubstumme Prinz zeichnete sich übrigens in seiner Jugend bei der Belagerung von Pavia im Jahre 1655 durch große Tapferkeit aus und heiratete 1684 Angelika von Este aus dem Hause Modena, die ihm einen Sohn schenkte. Philipp V. von Spanien erteilte ihm den Auftrag, die Verhandlungen mit der Prinzessin Marie Luise von Savoyen einzuleiten, und der taubstumme Prinz hielt um die Hand der jungen Prinzessin für seinen königlichen Auftraggeber an. Während des spanischen Erbfolgekrieges wurde er 1706 mit seiner Familie bei der Belagerung von Mandoir gefangen genommen, doch ließ ihn sein Besieger, la Feuillade, auf „Ehrenwort" frei, unter der Verpflichtung, sich in ein benachbartes Schloß zurückzuziehen und während dieses Krieges nicht mehr die Waffen zu ergreifen.

Der taubstumme Prinz starb im Jahre 1709 im Alter von 79 Jahren. Ludwig XIV. ließ 14 Tage um ihn Trauer anlegen und antwortete auf die Mitteilung, die ihm der Sohn des Verstorbenen von dem Tode seines Vaters gemacht, in einem eigenhändigen Schreiben.

Dieser Sohn, Viktor Amadeo, war der Großvater der unglücklichen Prinzessin von Lamballes, die als eines der ersten Opfer der französischen Revolution fiel, und des Viktor Amadeo von Carignan, des Urgroßvaters von König Viktor Emanuel II., dem Begründer der jetzigen Monarchie. L—n.

Ein seltsames Geschäft. — Von dem bekannten Großspekulanten B., der in St. Louis vor mehreren Jahren

als vielfacher Millionär gestorben ist, wird folgende charakteristische Anekdote erzählt. Als er sich eben als junger Anfänger selbständig gemacht hatte, brauchte er zu einem aussichtsreichen Geschäfte notwendig 10,000 Dollars. Mit seiner Bankverbindung stand er zwar auf freundschaftlichem Fuße, und schon mehrere Male hatte sie ihm ungedeckte Beträge vorgeschossen, die politische Lage indessen war damals zu kritisch, um die Bank um eine solch große Summe anzugehen, zumal sein Guthaben bei ihr nur noch einige hundert Dollars betrug. Sein Schreiber schlug ihm vor, den so dringend benötigten Betrag auf eine Verbindung zu „ziehen", die von St. Louis möglichst weit entfernt wohne. B. aber erwiderte, daß ihm eine solche Verbindung nicht bekannt sei.

„Ziehen Sie doch auf irgendwen," meinte der Schreiber, „wie gesagt auf jemand, der möglichst weit von hier wohnt, so weit, daß wir noch rechtzeitig vor Verfall für Deckung sorgen können."

B. stellte also nach kurzem Besinnen einen Wechsel über 10,000 Dollars, zahlbar bei Sicht, auf den Sultan der Türkei aus. Die Tratte wurde von der Bank diskontiert, von ihr weiter nach New York begeben und von hier an einen Londoner Geschäftsfreund gesandt. In London kam sie in die Hände der Rothschilds, die sie ihrer Kommandite in Konstantinopel überwiesen. Hier wurde sie dann dem Schatzmeister des Sultans zur Zahlung präsentiert, der sie seinem hohen Herrn und Gebieter vorlegte, da er nicht wußte, was er mit dem Wechsel anfangen sollte.

„Wer ist denn dieser B. in St. Louis?" fragte der Sultan.

„Ich kenne ihn nicht," erwiderte der Schatzmeister.

„Sind wir ihm etwas schuldig?"

„Nein."

„Dann zahlen wir den Wechsel natürlich nicht."

„Wollen Eure Majestät," wagte der Schatzmeister einzuwenden, „gütigst berücksichtigen, daß uns das Papier durch die Rothschilds zugeht, mit denen wir gerade jetzt

wegen Abschlusses einer größeren Anleihe in Unterhandlung stehen, und es ist leider zu fürchten, daß eine Nichteinlösung der Tratte das Haus Rothschild sehr verstimmen und —"

„Dann zahlen Sie sie," unterbrach ihn der Sultan.

So wurden die 10,000 Dollars denn gezahlt, die übrigens B., dessen Spekulation inzwischen geglückt war, wenige Tage später prompt vergütete. J. C.

Von den Bluthunden. — Zu dem so äußerst komplizierten großartigen Apparat des modernen Militarismus gehören seit einiger Zeit auch sogenannte „Kriegshunde". Freilich scheinen sie ziemlich harmloser Art zu sein, dressiert zum Aufsuchen von Verwundeten, zur Unterstützung von Schildwachen auf entlegenen Posten, um im Dunkel der Nacht etwa heranschleichende Feinde rechtzeitig zu wittern, und für ähnliche Zwecke.

Auch schon in früherer Zeit hatte man „Kriegshunde", aber das waren Bestien der allergefährlichsten Art, wir meinen die kubanischen Bluthunde. Auf der Insel Kuba scheint nämlich ihre Rasse ursprünglich entstanden zu sein, und die dortigen Pflanzer brauchten sie zuerst zum Aufspüren flüchtiger Sklaven. Wenn die bösartigen Tiere einen solchen unglücklichen Flüchtling aufspürten und stellten und dieser sich dann nicht ganz regungslos verhielt, bis die menschlichen Verfolger ankamen und ihn festnahmen, so stürzten die Hunde sich auf ihn und rissen ihn in Stücke. Zuweilen ließ ein solcher Sklave, wenn er überhaupt eine Waffe besaß, in seiner Verzweiflung es auf einen Kampf ankommen, in welchem aber in der Regel die vierbeinigen Bestien die Sieger blieben.

Von Kuba wurden solche Hunde nach anderen westindischen Inseln gebracht, um auch dort ihre unheimlichen Dienste zu leisten, zuerst nach San Domingo und Jamaika, später auch nach dem spanisch-amerikanischen Festlande. Als dann in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts die Bukanier auf San Domingo und bald darauf die Flibustier auf anderen westindischen Inseln und auch an den benachbarten Festlandsküsten ihr Unwesen trieben, hetzten die Spanier

und Kreolen, welche sich der tapferen Freibeuter nicht zu erwehren vermochten, kubanische Bluthunde auf sie, was zur Folge hatte, daß manche dieser verwegenen Abenteurer auf elende Art ums Leben kamen, indem sie nämlich von den furchtbaren Hunden zerrissen wurden.

Nach Europa gelangten unseres Wissens nur einmal kubanische Bluthunde. Bretonische Schiffer brachten im Jahre 1720 einige dieser Tiere nach St. Malo, der alten nordfranzösischen Hafenstadt, wo derzeit Handel, Schiffahrt und zu Kriegszeiten auch Kaperei in höchster Blüte standen. Viele Diebe trieben aber auch da ihr Wesen und beraubten nächtlicherweile die Warenspeicher und Magazine am Hafen, plünderten auch zuweilen die Schiffe. Zur besseren Bewachung des Hafens benützte man nun des Nachts die Bluthunde und züchtete Nachwuchs von ihnen. Sie befanden sich unter Aufsicht eines Wärters, der sie einigermaßen zu leiten verstand, und zwar, wie von einem Chronisten gemeldet wird, durch Trompetensignale, deren verschiedene Bedeutung sie angeblich sehr wohl begriffen. Nachdem einige Schiffsräuber von den Hunden angefallen und unschädlich gemacht worden waren, hörten die Diebereien endlich auf, weil die Spitzbuben sich nicht mehr zur Nachtzeit am Hafen blicken zu lassen wagten. Die fürchterlichen Hunde wurden so berüchtigt in Frankreich, daß damals in den Verbrecherkreisen die sprichwörtliche Redensart entstand: „Hüte dich vor den Hunden von St. Malo!"

Das dauerte bis zum Jahre 1770. Da wurde in einer stürmischen Oktobernacht am Hafen ein hoher Offizier von den Hunden angefallen. Vergebens bemühte er sich, mit seinem Degen sich der Bestien zu erwehren, vergebens unternahm es der Wärter, ihm zu helfen, denn mit unbegreiflicher Wut ließen die Hunde von ihrem Opfer nicht ab, sie zerfleischten den Offizier und zerrissen ihn in Stücke. Nach solch tragischem Vorfall verzichtete man fortan auf die sonderbare Art von Hafenbewachung, und auf Anordnung der Behörde wurden zu St. Malo sämtliche einundzwanzig großen Wächterhunde erschossen.

Auf der westindischen Insel Jamaika, welche die Engländer in Besitz genommen hatten, war unterdessen der Maronnegeraufstand ausgebrochen. Diese Maronneger waren geflüchtete Sklaven, die in einem gebirgigen und fast unzugänglichen Teile der Insel eine Art von freier Negerrepublik gebildet hatten. Von ihren Schlupfwinkeln aus unternahmen sie Raubzüge und verübten racheluftig, wo sie es nur irgend konnten, auf den Plantagen ihrer früheren Bedrücker arge Greueltaten. Von England wurden Truppen nach der Insel gesandt unter dem Befehl des Generals Balcarras. Der Krieg dauerte viele Jahre, bis es endlich gelang, die Maronneger in der Gebirgswildnis zu bezwingen. Die Zuckerrohrpflanzer und Rumfabrikanten auf Jamaika hatten dazu den englischen Soldaten ihre Bluthunde zur Verfügung gestellt, welche auch in der Tat recht ersprießliche Dienste leisteten. In England aber bezeigte man sich damit gar nicht zufrieden; in den Zeitungen sowohl wie auch im Parlamente wurden dem General nach seiner Rückkehr im Jahre 1796 die heftigsten Vorwürfe gemacht, weil er es gestattet habe, Bluthunde zum Kampfe gegen Menschen, wenn auch nur gegen schwarze, zu benützen. Balcarras aber behauptete, daß dies durchaus notwendig gewesen sei, und berichtete bei der Gelegenheit so viele von den Maronnegern verübte Mordtaten und andere entsetzliche Greuel, daß seine Gegner verstummen mußten.

Noch im großen Bürgerkriege zwischen den Südstaaten und den Nordstaaten der Union sollen seitens der Konföderierten kubanische Bluthunde Verwendung gefunden haben. Plantagenbesitzer und deren erwachsene Söhne aus Louisiana, Alabama, Georgia und den anderen Südstaaten hatten einige Regimenter gebildet und ihre zur Sklavenhetzjagd dressierten Bluthunde mit ins Feld genommen, um sie gelegentlich auf die verhaßten Yankees loszulassen. Wirklich wurden damals und auch noch später von den Zeitungen allerlei höchst merkwürdige und aufregende Kriegsepisoden berichtet, in welchen Bluthunde ihre unheimliche Rolle mitspielten. J. O. Hansen.

Ein Gasthaus im australischen Hinterland. — Wenn unsere Abbildung nicht eine nach der Wirklichkeit aufgenommene Photographie wiedergäbe, so dürfte der Leser billig bezweifeln, daß diese armselige Baracke sich stolz ein Gasthaus, Boarding-House, nennt. Das Haus gehört zu einer Ortschaft im australischen Hinterland von Neusüdwales, namens Gulgong, und liegt 18 Meilen hinter Mudgu. Der

Ein Gasthaus im australischen Hinterland.

Ort besteht aus einer einzigen Straße, an der sich neben den wenigen Steinhäusern mit dem Polizeiamt, einer Bankfiliale und mehreren Kaufmannsläden ein paar Dutzend hölzerne Hütten, die mit Eisenblech gedeckt sind, hinziehen. Eine davon ist unser Boardinghaus, unter welcher Bezeichnung ein Haus zu verstehen ist, in dem Fremde sich in „Kost und Logis“ geben können. Der Einsender der Photographie schreibt dazu: „Es war in der Hauptsache aus Kistenbrettern zusammengezimmert und hatte ein Dach

aus Baumrinde und Blechstücken, welche letztere, ehe sie platt gewalzt wurden, zu Petroleumkannen gehört hatten. In der Mitte des Wohnraums befand sich ein bretterner Tisch, dessen Beine in dem Lehmboden steckten. Auf einem Gestell an der Wand stand allerlei Zinngeschirr, das aber sehr sauber gehalten war und wie Silber glänzte. Die Wände waren tapeziert mit farbigen Kunstbeilagen der Londoner illustrierten Journale. Zu meiner Überraschung stand in der einen Ecke des Zimmers sogar ein Klavier. In meinem Gespräch mit den Hauswirten erfuhr ich, daß sie es auf Abzahlung aus der nächsten größeren Stadt bezogen hatten, da sich für die Kinder am Orte Gelegenheit bot, Klavierunterricht zu bekommen. Die Betten in dem Schlafzimmer für Gäste waren einfache Streulager mit Strohmatratzen. Die Überzüge waren aber rein und weiß. Auf dem Boden ersetzten einige Känguruh- und Opossumfelle den Teppich. So fehlte es dem Aufenthalt bei den angenehmen Leuten, zumal die Küche in einem kleinen Nebengebäude untergebracht war, nicht an einer gewissen Behaglichkeit, trotz des unwirtlichen Charakters der äußeren Erscheinung des Hauses. J. P.

Ein Geschenk, das seine Bestimmung verfehlte. — Die junge Königin Helena von Italien erfreut sich in Rom wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit und Wohltätigkeit einer ganz besonderen Volkstümlichkeit. Sie verschmäht es nicht, namentlich arme Frauen unterwegs nach ihrem Befinden zu befragen und ihnen gute Ratschläge und natürlich auch entsprechende Mittel zur Ausführung derselben zu geben. Manchmal aber kommen diese wohlgemeinten Geschenke auch in Hände, für die sie nicht bestimmt waren.

Auf einer Spazierfahrt hatte die Königin halten lassen und war ausgestiegen, um zu Fuß weiterzugehen. Am Wege bemerkte sie ein kleines Mädchen im Alter von etwa zehn Jahren, das sehr eifrig mit einem Strickstrumpf beschäftigt war. Die Königin blieb stehen, und der Kleinen lächelnd zuschauend sagte sie: „Du bist ja ein sehr fleißiges

kleines Mädchen! Kannst du auch schon andere Handarbeiten anfertigen?"

„Nein, Signora," erwiderte mit naivem Ernst das Kind, „ich kann nur Strümpfe stricken. Damit habe ich aber auch vollauf zu tun, denn meine Schwestern zerreißen gar zu viele."

„Weißt du, wer ich bin?" fragte die Königin weiter.

„O ja, Signora. Sie sind die Königin Elena."

„Möchtest du nicht auch für mich ein Paar Strümpfe stricken?"

„Sehr gerne, Signora."

„Gut, mein Kind, dann stricke mir ein Paar und schicke oder bringe sie mir, wenn sie fertig sind." —

Schon Anfang der nächsten Woche wurden im Quirinal für die Königin die bestellten Strümpfe abgeliefert. Am nächsten Tage erschien in der Wohnung des kleinen Mädchens ein königlicher Lakai, der für die kleine Strickerin ein Paket ablieferte.

Es enthielt ein Paar prachtvolle Strümpfe aus roter Seide. Davon enthielt der eine eine ansehnliche Geldsumme und der andere war mit Zuckerwerk und Konfekt angefüllt. Ein kurzer Brief der Königin begleitete die Sendung.

Kurze Zeit darauf erhielt die Königin folgendes Briefchen in ziemlich unbeholfenen Schriftzügen:

„Liebe Signora Königin! Ihr schönes Geschenk für die Strümpfe, die ich Ihnen gestrickt habe, hat mir viele Tränen verursacht. Mein Vater nahm nämlich das Geld, mein großer Bruder ist mit dem Zuckerwerk durchgegangen, und die herrlichen roten Strümpfe, Signora, über die ich mich am meisten gefreut hatte, die hat meine Mutter gleich angezogen!" W. St.

Eine Landung von Einwanderern in Amerika. — Man stellt sich nichts einfacher vor als das Verlassen eines Schiffes am Ziele seiner Reise. In der Regel ist diese Sache auch wirklich ungeheuer einfach. Hat das Schiff im Hafen angelegt, so läßt man das Gepäck von den Zollbeamten untersuchen, zeigt allenfalls noch seine Reisedokumente her und geht ans Land.

Nicht so einfach vollzieht sich die Landung von Auswanderern in einem Hafen der Vereinigten Staaten, namentlich die Landung von Zwischendeckspassagieren. Wer es sich gestatten darf, als Kajütenpassagier auszuwandern, für den vollzieht sich auch die Landung in Amerika ohne große Hindernisse; nach oberflächlicher Prüfung seiner Papiere und seines Gepäcks läßt ihn die Einwanderungsbehörde frei, und er kann sich vom Schiffe hinwenden, wohin er will. Kajütenreisende werden in der amerikanischen Einwanderungsstatistik auch nicht den Einwanderern zugezählt, wenn sie gleich die Absicht kundgeben, sich in Amerika dauernd niederzulassen. Die Einwanderungsstatistik versteht unter „Einwanderern" nur die Zwischendecksreisenden, und diese bekommen die amerikanischen Einwanderungsgesetze in ihrer ganzen Härte zu kosten.

Die Zahl der Einwanderer ist seit dem Jahre 1820, wo man in Amerika anfing, die Einwanderer zu zählen, ins Ungeheuere gestiegen. Im Jahre 1820 wurden in den Vereinigten Staaten 8385 Einwanderer gezählt, im Jahre 1903 zählte man 857,046.

Daß eine Einwanderung in so kolossalem Maße die Erwerbs- und Wirtschaftsverhältnisse eines Landes stark beeinflußt, ist klar. Ein großer Teil der amerikanischen Bevölkerung fühlt sich durch die Masseneinwanderung in seiner Existenz bedroht, fordert von der Gesetzgebung scharfe Maßregeln gegen die Einwanderung, und so kam im Jahre 1882 ein Gesetz zu stande, das die Zulassung von Einwanderern von gewissen Bedingungen abhängig machte. Diese Bedingungen wurden im Jahre 1903, in dem ein neues Einwanderungsgesetz geschaffen wurde, noch verschärft, und sie sind es, welche die Landung der Zwischendecksreisenden zu einem langwierigen und qualvollen Vorgang machen.

Das Einwanderungsgesetz schließt verschiedene Kategorien von Personen von der Landung in den Vereinigten Staaten aus: Geisteskranke und Schwachsinnige; Krüppel; Personen mit ekelhaften oder ansteckenden Krankheiten; Personen, die erwerbsunfähig sind oder es voraussichtlich bald

werden könnten; Personen, die wegen eines entehrenden Verbrechens oder Vergehens, mit Ausnahme politischer, verurteilt worden sind; endlich „Kontraktarbeiter", unter welchen man Leute versteht, die von amerikanischen Unternehmern zur Arbeit in ihren Betrieben im Auslande angeworben wurden. In neuerer Zeit werden auch Personen zurückgewiesen, die auf den gewaltsamen Umsturz der Regierungen hinarbeiten. Als Geisteskranke werden Einwanderer auch dann betrachtet, wenn sie zur Zeit ihrer Ankunft in Amerika zwar geistig gesund sind, aber innerhalb der letzten fünf Jahre geisteskrank waren.

Zur Durchführung des Einwanderungsgesetzes sind besondere Einwanderungskommissäre angestellt, die mit ihren Hilfskräften an Ärzten und Inspektoren in allen bedeutenden Hafenstädten der Union ihres Amtes walten. Sie haben zu prüfen und festzustellen, ob die Einwanderer den Bedingungen des Gesetzes entsprechen, und entscheiden über die Zulassung oder Rücksendung der Einwanderer.

Der größte Teil der Einwanderer betritt den amerikanischen Boden in New York. Im Jahre 1903 landeten in New York 531,885 Einwanderer, nahezu drei Viertel der Gesamtsumme aller in diesem Jahre Eingewanderten. An einem einzigen Tage betrug die Zahl der in New York angekommenen Einwanderer 12,600. Es läßt sich denken, daß unter solchen Umständen die Beamten der Einwanderungsbehörden alle Hände voll zu tun haben und trotz aller möglichen Anstrengung nicht immer im stande sind, die Einwanderer alle noch am Tage ihrer Ankunft abzufertigen.

Noch vor dem Anlegen der angekommenen Schiffe geht ein Beamter an Bord, der nach Durchsicht der Schiffspapiere bestimmt, ob und welche Kajütenreisende, gleich den Zwischendecksreisenden, einer näheren Prüfung zu unterziehen sind. Dies ist, wie schon angedeutet, nur bei wenigen der Fall, und die Kajütenpassagiere verlassen nach dem Anlegen des Dampfers an seinem Dock meistens anstandslos das Schiff. Die Zwischendecksreisenden müssen aber noch an Bord bleiben, bis sie von kleinen Dampfbooten der Re-

gierung abgeholt werden, um der Einwanderungsbehörde übergeben zu werden. Bevor sie auf diese kleinen Boote, die für ungefähr vierhundert Personen Raum bieten, gebracht werden, wird von den Zollbeamten ihr Gepäck untersucht, was rasch von statten geht, weil Zwischendecksreisende selten besonders wertvolle zollpflichtige Gegenstände mit sich führen. Die Zollrevision ist sehr oberflächlich, denn der Zollbeamte überzeugt sich höchstens durch einen Griff in die geöffneten Gepäckstücke von deren Inhalt und macht dann auf jedes Stück Gepäck mit Kreide ein Zeichen, das als Bestätigung der stattgehabten Revision gilt. Schon während der Zollrevision mischen sich Polizisten in Zivil unter die Reisenden, um nach verdächtigen Personen Umschau zu halten, da Verbrecher aller Art, auch wenn es ihnen an Mitteln nicht fehlt, im Zwischendeck nach Amerika flüchten, weil sie unter der Masse des Zwischendecks weniger auffallen als unter den Kajütenpassagieren.

Nach der Zollrevision beginnt ein wahres Martyrium für die Einwanderer. Enge aneinander gedrängt, werden sie mit dem kleinen Regierungsboot vor das Gebäude gebracht, in welchem die Einwanderungsbehörde ihren Sitz hat. Vor diesem Gebäude müssen die Einwanderer auf den kleinen Dampfbooten warten, bis die vor ihnen gekommenen Schicksalsgenossen abgefertigt sind, was oft Stunden in Anspruch nimmt. Werden sie dann endlich eingelassen, so geht es zuerst über eine hölzerne Treppe hinauf auf eine Art schmale Galerie oder Gang, wo sich einer hinter dem anderen aufstellen muß, um dann einzeln vor den Inspektoren und Ärzten zu defilieren. So läuft man im Gänsemarsch von einem Quälgeist zum anderen, und jeder hat etwas anderes zu fragen. Von den Ärzten werden nicht viele Einwanderer beanstandet, da die Zwischendecksreisenden schon vor der Einschiffung in den europäischen Hafenstädten ärztlich untersucht werden, wobei Personen, deren Landung nach dem amerikanischen Einwanderungsgesetz untersagt ist, von der Überfahrt ausgeschlossen werden. Überdies werden die Zwischendecksreisenden in den ersten Tagen der Fahrt an

Bord geimpft, so daß den Ärzten der Einwanderungsbehörde in New York nicht viel zu tun übrig bleibt. Von den Ärzten wurden im Jahre 1903 auch bloß 1797 Personen zurückgewiesen, eine verhältnismäßig kleine Zahl.

Um so schärfer gehen die Inspektoren mit den Einwanderern ins Zeug. Durch scheinbar harmlose Fragen werden den Einwanderern Fallen gestellt und werden sie in Verwirrung gebracht. Eine ständige Frage ist die: „Was werden Sie in Amerika tun?"

„Arbeiten," antwortet der Gefragte.

„Haben Sie schon Arbeit?" fragt der Inspektor weiter.

Nun wird der Einwanderer verlegen. Er fürchtet, zurückgewiesen zu werden, wenn er „nein" sagt, und bejaht die Frage, wenn er auch in Wahrheit noch nicht weiß, ob und wann er in Amerika Arbeit finden wird. Er wird sofort von den übrigen Einwanderern abgesondert, um als „Kontraktarbeiter" zurückgeschickt zu werden oder sein voreiliges „Ja" mindestens mit einem längeren Aufenthalt in den Detentionsräumen auf Ellis Island zu büßen. Wohl werden die Zwischendecksreisenden schon auf den Schiffen wiederholt gewarnt, die Frage, ob sie schon Arbeit haben, zu bejahen. Doch vergißt man während der Fahrt leicht solche Warnungen oder sagt in der Verwirrung wider Willen „ja". Als Kontraktarbeiter wurden im Jahre 1903 nicht weniger als 1086 Personen zurückgewiesen, eine hohe Ziffer, wenn man in Betracht zieht, daß die meisten der Zurückgewiesenen auf die Beantwortung obiger Frage vorbereitet waren.

Ist der Einwanderer an der Klippe der Kontraktarbeit glücklich vorbeigekommen, so droht ihm schon wieder eine neue Gefahr in der Frage nach seinem Barvermögen. Ein Inspektor fordert uns auf, ihm unsere Barschaft zu zeigen, und fragt uns, was wir mit dem Gelde beginnen werden. Je nach der Höhe des Betrages und nach der Glaubwürdigkeit unserer Angaben werden wir entweder zur Landung zugelassen oder davon ausgeschlossen. Ob ein Minimum an Geldmitteln vorgeschrieben ist oder nicht, darüber konnten wir nichts Bestimmtes erfahren. Die Angaben schwanken zwischen

zehn und dreißig Dollars. Der Verfasser dieser Skizze wurde seinerzeit mit nicht ganz acht Dollars zur Landung zugelassen. Vermutlich wird die Geldfrage als hemmender oder fördernder Umstand bei der Einwanderung benützt, und man fordert eine höhere Summe an Bargeld, wenn die Einwanderung groß, und eine geringere Summe, wenn sie klein ist. Im Jahre 1903 wurden als mittellos 5812 Personen zurückgewiesen.

Hat man die Fragen der Inspektoren in Betreff der Arbeit und des Vermögens zu ihrer Zufriedenheit beantwortet, so wird man noch nach dem letzten Ziel seiner Reise und nach etwaigen schon ansässigen Angehörigen gefragt. Bleibt man am Orte der Landung, so wird man von den Inspektoren freigelassen. Frei ist man aber deshalb noch lange nicht, denn sofort nimmt ein anderer Beamter den Einwanderer in Empfang und drängt ihn zu einem Kassenschalter, wo ihm sein europäisches Geld von Amts wegen in amerikanisches Geld umgewechselt wird. Abzüge werden hierbei nicht gemacht, denn die Umwechslung geschieht nicht eines Gewinnes halber gleich am Sitze der Einwanderungsbehörde, sondern nur, um den Einwanderer vor Prellereien durch private Geldwechsler zu behüten. Nun geht man erleichtert dem Ausgange zu. Von herumstehenden Beamten zu einer rascheren Gangart aufgefordert, kommt man in eine Halle, durch welche ein von Schranken begrenzter Gang hinaus ins Freie führt. Hinter den Schranken steht eine Menge Volk und begrüßt den Einwanderer mit allerhand schnöden Bemerkungen. Man weiß nicht, was das bedeuten soll, da fühlt man sich plötzlich von rückwärts gepackt und bekommt einen Stoß in den Rücken, der stark genug ist, um uns sechs bis acht Schritte weit fliegen statt gehen zu lassen. Man sieht sich um, was der meuchlerische Angriff bedeuten soll, und macht dabei kein sehr geistreiches Gesicht. Die Menge heult bei unserem ersten Flugversuch auf amerikanischem Boden vor Vergnügen auf, und als wir neben der Türe, durch die wir in die Halle gekommen sind, einen starken, auf sein

Amt offenbar verseſſenen Menſchen ſtehen und auf den nächſten Einwanderer lauern ſehen, begreifen wir erſt, daß der Stoß in den Rücken der erſte Jux war, den ſich unſere neuen Landsleute mit uns erlaubt haben. Nach wenigen Schritten kommt man endlich ins Freie und kann tun, was man will, wenn man nach der langwierigen Zeremonie überhaupt noch geiſtesgegenwärtig genug iſt, etwas zu wollen.

Das iſt bei Zwiſchendecksreiſenden der günſtigſte Verlauf ihrer Landung. Schlimm geſtaltet ſich die Landung für jene, gegen die von den Ärzten oder Inſpektoren Anſtände erhoben werden. Sie werden nach Ellis Island gebracht, wo ſie in eigenen Gebäuden ſo lange verweilen müſſen, bis ſich Angehörige oder Bürgen finden, welche ſie aus dem Gewahrſam der Einwanderungsbehörde befreien, oder bis eine beſondere Kommiſſion darüber entſchieden hat, ob ſie landen dürfen. Gegen die Entſcheidung dieſer Kommiſſion kann der Einwanderer bei dem Handels- und Arbeitsamt in Waſhington Berufung einlegen, das iſt aber ſehr ſchwer, denn dazu braucht man einen Advokaten und Geld für achttägige Verpflegung auf Ellis Island. Die meiſten Zurückgewieſenen treten daher mit dem Dampfer, der ſie gebracht hat und koſtenlos nach Europa zurückführen muß, ſofort die Rückreiſe an.

Der Verkehr der Zurückgewieſenen auf Ellis Island mit ihren in Amerika etwa anſäſſigen Angehörigen vollzieht ſich in eigentümlicher, an Strafanſtalten gemahnender Weiſe. Sie werden in einen von eiſernen Gittern eingefriedeten Raum eingelaſſen, und durch das Gitter dieſes Menſchenkäfigs dürfen ſie ihren Eltern, Geſchwiſtern oder Kindern die Hand reichen, mit ihnen ſprechen und dann vielleicht fürs ganze Leben ſofort wieder von ihnen Abſchied nehmen.

So iſt es auf Ellis Island, wo für die Einwanderer noch am beſten geſorgt iſt. In anderen Hafenſtädten gibt es für die Einwanderer oft nicht einmal geeignete Unterkunftsräume. Nach einer beglaubigten Ausſage des General-Einwanderungskommiſſärs werden in San Francisco die zurückgewieſenen und die zurückbehaltenen Einwanderer ſo

lange in wirkliche Gefängnisse gesperrt, bis sie ihre Rückreise antreten oder bis über ihre Zulassung endgültig entschieden ist. Diese Tatsache scheint so unglaublich, daß wir anstehen würden, sie zu verzeichnen, wenn sie nicht auch durch das Zeugnis des österreichisch-ungarischen Vizekonsuls in Chicago in einer lehrreichen Broschüre über „Die Einwanderung in die Vereinigten Staaten" bestätigt worden wäre.

Die zur Landung zugelassenen Einwanderer, welche nicht in New York bleiben wollen, sondern in das Innere des Landes reisen, werden übrigens nicht sofort nach ihrer Prüfung freigelassen. Die Einwanderungsbehörde liefert sie vielmehr an die Eisenbahngesellschaften aus, mit deren Bahnen sie ihre Reise zu machen haben. Die Eisenbahngesellschaften holen sich die ihnen zugewiesenen Einwanderer mit eigenen Dampfbooten ab und bringen sie direkt auf die Bahnhöfe. Hier müssen sie sich die Fahrkarten lösen und den Zug besteigen. Erst von dem Augenblick an, wo sich der Zug in Bewegung setzt, kümmert sich kein Mensch mehr um sie, sie sind endlich frei und Herren ihrer selbst. G. Valenti.

Berühmte Marketenderinnen der französischen Armee. — Das im deutschen Heer längst verschwundene Institut der Marketenderinnen soll nun auch in Frankreich abgeschafft werden. Bei uns werden nach der Vorschrift für das Marketenderwesen vom 7. Mai 1875 nur Leute des Beurlaubtenstandes derselben Waffe mit diesen Geschäften betraut, die der Mannschaft eines Truppenkörpers auf Märschen, in den Biwaks und im Felde gewisse Genußmittel u. s. w. zum Verkauf stellen, welche die Militärverwaltung nicht liefert. Im Felde erhalten die Marketender Löhnung, Verpflegung und Rationen; ihre Frauen dürfen sie als Gehilfen einstellen. Der von jeder Kompanie, Eskadron und Batterie mitgeführte Lebensmittelwagen ist zur Hälfte mit Marketenderwaren beladen.

Nach diesem Muster wird nunmehr auch das Marketenderwesen in Frankreich geregelt. Uniformierte „Cantinièren" — das ist die französische Bezeichnung für Marketenderinnen — gab es auch dort schon seit geraumer Zeit

nicht mehr. Nur eine Armbinde bezeichnete noch ihre Würde. Auch hatten ſie bei Aufzügen längſt nicht mehr den Ehren-

Die Markedenterin Jarrethout.

platz hinter der Regimentsmuſik und vor den Stabsoffizieren. Es gibt aber noch genug alte Leute in Frankreich, die ſich mit Vergnügen dieſes maleriſchen Elements in der

Die Marketenterin Vialar.

Armee des zweiten Kaiserreichs erinnern, und die beschlossene Reform weckt in der Pariser Presse mancherlei Erinnerungen. Sie weiß eine ganze Reihe berühmter Cantinièren aufzuzählen, die sich gelegentlich durch Tapferkeit im Felde so auszeichneten, daß sie sich Ehrenzeichen erwarben.

Auch unter den heute noch am Leben befindlichen Veteraninnen dieses Standes befinden sich verschiedene „dekorierte". Wir sind in der Lage, die Abbildungen der zwei berühmtesten zu bringen. Frau Vialar hat 1854 den Feldzug in der Krim mitgemacht. Damals stand sie bei dem 32. Linienregiment, und als sie aus dem Dienst schied, gehörte sie dem 131. an. Außer anderen Ehrenzeichen erhielt sie die Militärverdienstmedaille. Frau Jarrethout erwarb sich ihre Popularität im Jahre 1870 als Cantinière des Bataillons der Franctireurs von Paris. 1880 erhielt sie den Stern der Ehrenlegion. B. H.

Von der Kreuzspinne. — Ein Geschwisterpaar hatte das Märchen gehört, daß eine Kreuzspinne, die man ein volles Jahr ohne Licht, Luft und Nahrung eingeschlossen halte, sich in einen kostbaren Edelstein verwandle. Die Kinder wollten gerne den Versuch machen, sich auf die angegebene Weise billig ein Juwel zu verschaffen, fingen eine Kreuzspinne, setzten sie in eine kleine Schachtel, wickelten diese in Papier, banden eine Schnur darum und versiegelten alles aufs beste. Dann wurde die Schachtel auf den Dachboden zwischen das Gebälk und die Ziegel gestellt und — vergessen. Der Bruder kam zu einem Kaufmann nach auswärts in die Lehre, und die Schwester dachte auch nicht mehr an das Schächtelchen.

Nach Jahren kehrt der Sohn zurück, und da fällt dem jungen Kaufmann eines Tages auch die Kinderei mit der Kreuzspinne ein; er fragt seine Schwester, ob sie je nachgesehen, was aus dem Tiere geworden sei. „Nein, das habe ich vergessen; die Schachtel muß noch an ihrem Platze stehen," lautet die Antwort. Sie wird geholt, geöffnet, und nach fünfjähriger Gefangenschaft war die Kreuzspinne zwar kein Edelstein geworden, aber noch gesund und frisch und kroch vergnügt aus ihrem Gefängnis heraus. C. T.

Goldener Boden. — Als wirklich goldenen Boden darf man den Boden Londons benennen. Wurde doch das ganze Gebiet, das zwischen dem Wilhelmsdenkmal und dem Trinity Square liegt, im Durchschnitt mit 610 Mark für den Quadratzoll bezahlt. Der Grundwert in der Umgebung der Lombardstraße ist auf 40 Millionen Mark für 1000 Quadratmeter geschätzt.

Ebenso steigt der Wert des Grundbesitzes in anderen großen Städten. Der Wert des Grundbesitzes in der Stadt Liverpool betrug im Jahre 1672 nur 260 Mark für den Acre (= 40,5 Ar). Im Jahre 1902 besaß dieses selbe Land den Wert von 250 Millionen pro Acre.

Vor 30 Jahren etwa kaufte ein Mann in Chicago ein Grundstück für den Preis von 2400 Mark, nach 20 Jahren verkaufte er es für 160,000 Mark, jetzt ist dies Grundstück auf 72 Millionen Mark eingeschätzt worden. W. St.

Umgedrehtes Brot. — Viele Leute erschrecken bei Tische, wenn sie das Brot zufällig umgekehrt liegen sehen. Schnell nehmen sie es und bringen es wieder in die normale Lage. Der Aberglaube behauptet nämlich, das umgekehrte Brot bringe irgend einem der Tischgäste Unglück. Natürlich hat diese Ansicht nicht die geringste Bedeutung, dennoch sei hier auf den Ursprung dieser seltsamen Anschauung hingewiesen.

Früher, fast bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts, hatte jede Stadt in Frankreich einen Henker. Die Bäcker hatten damals noch nicht die Gewohnheit, ihren Kunden das Brot zu bringen, vielmehr holte es sich ein jeder Morgens von ihnen ab. Da nun der Henker, wie jedermann, für sich und seine Familie Brot brauchte, so kaufte natürlich auch er beim Bäcker. Er aber hatte nicht das Recht, zu wählen, wie es die anderen Kunden taten, die Bäcker backten vielmehr das Brot für den Henker im voraus und legten es umgekehrt auf ein Gestell, fern von den anderen, damit er es sofort erkennen und nehmen konnte, ohne daß seine als „unehrlich" geltende Hand die für die Kundschaft bestimmten Brote anzurühren brauchte.

Das umgekehrte Brot war also das Brot des Scharf-

richters, und niemand hätte es nehmen mögen, selbst die ärmsten Leute wiesen es zurück.

Wie die meisten abergläubischen Bräuche stammt also auch dieser noch aus dem tiefsten Mittelalter, und es ist merkwürdig, daß das „umgedrehte Brot" noch heute seine Rolle spielt. L—n.

Die mächtigste Naturkraft. — Eine junge Dame fragte George Stephenson, den Erfinder der Lokomotive, bei einem Festmahl, welche Kraft er für die mächtigste Naturkraft halte.

Der berühmte Mann hatte gut gespeist und befand sich in angeregter Stimmung. Er fühlte also, obgleich sonst sehr ernst, eine Anwandlung von Galanterie in sich und antwortete: „Das, meine Gnädige, ist das Auge der Frau für den Mann, der sie liebt. Möge er bis ans äußerste Ende der Erde reisen, die Erinnerung an einen zärtlichen Blick, den sie ihm zugeworfen hat, zieht ihn wieder zurück. Dazu wäre keine andere Naturkraft im stande." C. D.

O ja! — Als Professor Johann Reinhold Forster (1729 bis 1798), welcher den Kapitän Cook auf dessen zweiter Forschungsreise um die Erde begleitete, Lehrer der Naturgeschichte an der Universität zu Halle wurde (1780), hatten die übermütigen Studenten sich angewöhnt, aus Ulk statt „Guten Tag" oder „Gute Nacht" die Begrüßungsform „O ja!" zu gebrauchen, was natürlich nichts weniger als geistreich klang.

Der gelehrte Naturforscher, dem diese Albernheit bei den Jüngern der Wissenschaft zuwider war, wünschte dem hirnlosen Ding ein Ende zu bereiten. Zu diesem Zwecke schloß er eine seiner Vorlesungen, die zum Hauptthema den Esel hatte, mit der Bemerkung: „Als eine neue Beobachtung an dem Tiere ist noch hervorzuheben, daß die Esel in Halle nicht mehr „I — a", sondern „O — ja" schreien!"

Von da an soll jener studentische Modeunfug aufgehört haben. K. R.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von
Theodor Freund in Stuttgart,
in Österreich-Ungarn verantwortlich Dr. Ernst Perles in Wien.

Foulard-Seiden

in hochaparten Mustern von 95 Pf. an per Meter und Seidenstoffe jeder Art in großartiger Auswahl zu billigsten Preisen. Versandt in jedem Maß an Jedermann porto- und zollfrei. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 46

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Dr. Oetker's { **Backpulver,** **Vanillin-Zucker,** **Pudding-Pulver**

Millionenfach bewährt.

Auf Wunsch ein Backbuch gratis von

Dr. A. Oetker

Bielefeld.

à 10 ₰

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Feuer-Schutz und -Trutz.

Wesen und Wirken unserer Feuerwehr.

Ein Handbuch für Berufs- und freiwillige Feuerwehren, sowie für Freunde unseres Feuerlösch- und Feuerrettungswesens.

Von **Molitor.**

Mit einem Titelbild und 311 Abbildungen im Text. Elegant gebunden 6 Mark.

Dieses neue, vollständige Handbuch der gesamten Feuerlöschkunde wird nicht allein in Fachkreisen, bei den Berufs- und freiwilligen Wehren, bei Behörden, Verwaltungen, sowie der beteiligten Industrie als unentbehrliches Handbuch willkommen sein, es wird, gleichwie der Ruf „Feuer!" eines jeden Sinne auf sich lenkt, auch dem großen Publikum die interessante Kenntnis der Einrichtungen vermitteln, welche im Kampfe mit dem verheerenden Elemente nach und nach entstanden sind.

Zu haben in den meisten Buchhandlungen.

Übung mit dem Feuerschutzanzug.

Photographie im Verlag von Franz Hanfstaengl in München.

Heimkehr der Deutschen aus der Schlacht im Teutoburger Walde.
Nach einem Gemälde von Paul Thumann.

Bildersaal deutscher Geschichte.

Zwei Jahrtausende deutschen Lebens in Bildern nach Originalen hervorragender Künstler. Mit erläuterndem Text. Herausgegeben von Adolf Bär und Paul Quensel. Folio. In Prachtband geb. 20 Mark.

In unserem „Bildersaal deutscher Geschichte" sind die Hauptzüge deutscher Vergangenheit, von grauer, sagenhafter Vorzeit an bis auf unsere Tage, festgehalten. Das Werk bietet eine köstliche Auslese aus dem reichen Schatze der Historienmalerei; ein in knapper, anziehender Form gehaltener Text gibt die nötigen Erklärungen, wodurch jedermann ein volles Verständnis der Illustrationen ermöglicht wird. Der „Bildersaal deutscher Geschichte" stellt sich dar als

Hausbuch für die deutsche Familie

von bleibendem Werte, dessen Inhalt noch künftige Generationen erfreuen und erheben wird. Er darf gleichzeitig als ein Denkmal deutscher Kunst gelten, bestimmt, für jung und alt eine Quelle angenehmer und nützlicher Unterhaltung zu geben, veredelnd auf den Geist zu wirken und Herz und Gemüt anzuregen für das Große, Erhabene, Schöne — vor allem aber zu pflegen die Liebe zu deutschem Volkstum und zum großen deutschen Vaterlande. — Die Illustrationen sind ausgeführt nach Originalen von **A. v. Werner, Bleibtreu, Kaulbach, Lenbach, Klimsch, Röchling, Raupp, Beckmann, Haug, Gerlach, Claus Meyer, Piloty, Menzel, Diez, Kampf, Prell, Hünten, Defregger, Spangenberg, Lindenschmit, Ferd. Keller, Grützner, Zick, Simm, Schnorr v. Carolsfeld, Vogel, Schuch, Gehrts, Friedrich, Thumann, Closz, Schraudolph, Kirchbach, Leeke, Knötel, Rößler** u. v. a.

Auch pädagogischen Zwecken will der „Bildersaal" als vorzügliches Anschauungsmittel für den Geschichtsunterricht dienen; er ergänzt die Geschichtsleitfaden in willkommener Weise und wird wesentlich dazu beitragen, den Unterricht lebensvoller zu gestalten.

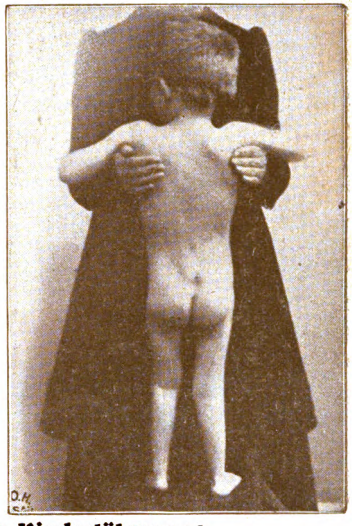
Namhafte Blätter aller Richtungen haben das Werk anerkennend besprochen und von Ministerien und Behörden liegen zahlreiche amtliche Empfehlungen vor. Der „Bildersaal deutscher Geschichte" sollte in jedem Hause und in jeder Bibliothek vertreten sein.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Paschen's orthopädische Heilanstalt

Dessau i. Anhalt

Älteste und größte Anstalt Norddeutschlands.



Ein Fall schwerer Kinderlähmung!

Ohne Operation! • Ohne andauernde Bettruhe!

Die obenstehenden Abbildungen, nach Photographien gefertigt, zeigen ein Kind, welches an schwerer Kinderlähmung leidend der Paschen'schen Anstalt zur Behandlung übergeben wurde. Das Kind war in allen Gliedmaßen völlig gelähmt, die Gelenke waren in ihrer Stellung durch verkehrten Sehnenzug völlig deformiert. Abbildung 1 zeigt das Kind bei der Aufnahme, Abbildung 2 das Kind nach einjähriger Behandlung. Interessant ist bei diesem Fall, daß keinerlei Operation vorgenommen wurde. Die Bewegungsfähigkeit stellt sich jetzt ein, das Kind fängt an Rad zu fahren, die Knochen nehmen an den Gelenkenden infolge der verbesserten Stellung die normale Form an, wie das die Röntgen-Photographie zeigt. Auch dieser schwere Fall wird der Heilung entgegen geführt werden. Paschen steht auf dem Standpunkt, durch seine Methode wirklich dauernde Erfolge zu erzielen. Derselbe hat bis heute die von anderer Seite so sehr gerühmte Operation der Sehnen noch nicht anwenden lassen, hat auch noch keinen guten Erfolg zu sehen bekommen, trotzdem er verschiedene Kinder, die die Sehnenoperation mit großem Erfolge durchgemacht haben sollten, in seine Behandlung aufnehmen mußte, um gute Endresultate zu erzielen.

Paschen betont, daß die Apparat-Behandlung nicht einseitig ist, nebenher kommen auch Gymnastik, milde Wasserbehandlung nebst elektrischen Bädern u. s. w. zur Anwendung. Eine derartige Behandlung verspricht doch in allen Fällen große Erfolge. Die Kinder entwickeln sich bei derartigen Leiden in der Anstalt ohne Operation viel schneller, und das ist auch begreiflich: durch eine derartige operationslose Behandlung kommen die Kinder in der Entwickelung enorm vorwärts, und die Natur hilft weiter.

UNIVERSITY OF MINNESOTA
3 1951 D01 241 883 E